

Universitäts-
BIBLIOTHEK
A - 4040 LINZ - Auhof

Walther Kastner

Mein Leben kein Traum

Aus dem Leben
eines österreichischen
Juristen



920.91
Kastner

Orac

Pietsch

Wenn ich dann und wann eine kleine Geschichte aus meinem Berufsleben erzählt habe, häufig als Beleg für eine gewonnene Erfahrung, hat man mich wiederholt gefragt, warum ich nicht meine Erinnerungen aufschreibe. Meine Antwort war: weil man das meiste nicht beim Namen nennen könne.

Dennoch habe ich vor etwa einem Jahr mit den Aufzeichnungen begonnen, für mich selbst, für meine Nichten und Neffen; Kinder habe ich leider keine. Nun aber, da die Arbeit vor mir liegt, stelle ich an mich dieselbe Frage, die früher andere an mich gerichtet haben: Warum eigentlich nicht veröffentlichen?

Wäre einem die Feder eines Dichters geschenkt, so hätte man nicht den Tadel zu fürchten, man rücke sich selbst allzusehr ins Licht. In einem autobiographischen Versuch ziemt es sich aber wohl, wie Goethe in »Dichtung und Wahrheit« sagt, von sich selbst zu erzählen. Wer aber nicht Dichtung *und* Wahrheit zu schreiben vermag, muß sich allein an die Wahrheit halten. Was nicht selbst erlebt wurde, ist nicht berichtenswert. Denn Lebenserinnerungen – so sie nicht Kunstwerke sind, und diesen Anspruch darf ich für meine Aufzeichnungen nicht erheben – sind bloße Materialsammlungen über vergangene Zeiten, weshalb sie Tomasi de Lampedusa zur Pflicht machen wollte. Erfolge und Niederlagen graben sich tief in das Gedächtnis ein, werden im Erinnern lebendig. Aber Erfolge und Niederlagen sind vergänglich; bleibend sind Werke und Wirkungen. Weil es sonst für immer vergessen wäre, ist gerade das Vergängliche zu schildern, als kleiner Beitrag zum lebendigen Bild der Vergangenheit. Ich habe einmal notiert, kein Wort sei schlicht genug, um neben der unwandelbaren Natur zu bestehen und nicht an Schminke zu erinnern; mich daran zu halten, habe ich mich redlich bemüht.

Eine weitere Rechtfertigung für meine Aufzeichnungen fand ich in einer Erkenntnis, die ich erst anlässlich der Feier meines

ISBN 3-85368-903-5

Copyright © by Verlag ORAC, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlag: Bronislaw Zelek

Technik: Imprima W. Menches

Gesamtherstellung: Wiener Verlag, Himberg bei Wien

70. Geburtstages an der Universität Wien machte. Ich hatte früher kaum jemals zurückgeblickt, sondern stets in die Zukunft geschaut, ohne über sie zu grübeln. Ich hielt mich an den Leitgedanken Goethes, ständig und überall die Gegenwart zu bewältigen, wie immer sie sei. Erst als ich mich verhalten sah, mein Leben zu überdenken, wurde mir bewußt, daß ich nie größere Ziele verfolgt, daß ich das Tägliche mit Leib und Seele besorgt, nichts erstrebt habe und sich mein beruflicher Aufstieg wie von selbst ergeben hat. Ich empfand das tiefe Gefühl, das sich seither nur verstärkt hat, daß ich stets in freundlicher Weise geleitet wurde und nur annehmen mußte, was mir geboten wurde.

Erst anlässlich dieser Überlegungen wurde mir auch klar, daß ich Zeit meines Lebens ein Einzelgänger war, daß ich es nie verstanden hatte, mich in eine Organisation einzugliedern: nicht auf Grund von prinzipiellen Überlegungen, sondern stets impulsiv entscheidend. Dieses Einzelgängertum hat sich etwa so geäußert, daß man mich – als guten Schiläufer – für einen Verein gewinnen wollte, ich dies, ohne weiter zu überlegen, ablehnte und mich mit einem einzigen Rennerfolg zufrieden gab; oder daß ich in die Wandervogel-Bewegung in Linz nicht als »Schrapp«, sondern als Ortsgruppenleiter eintrat; oder daß ich Professor an der Universität Wien wurde, ohne vorher eine Dozentenlaufbahn eingeschlagen zu haben.

Ich stand stets dem heute so modern gewordenen Teamwork sehr zurückhaltend gegenüber. Zwar veröffentlichte ich einige Fachwerke gemeinsam mit anderen Wissenschaftlern, aber die Arbeit war zwischen den Mitarbeitern genau abgesteckt, und es waren am Ende nur die verschiedenen bereits geschriebenen Abschnitte aufeinander abzustimmen. Selbst Rechtsprechung und Schrifttum sammelte ich immer selbst zu meinen Arbeiten und war davon überzeugt, daß schon dadurch die ersten Anregungen zur Lösung des Problems gewonnen werden. Seit ich jedoch meine umfassende juristische Fachbibliothek der Universität Wien geschenkt habe, macht mir freilich die Sammlung von Fundstellen weniger Freude, und ich bitte nun öfters junge Freunde, mir dabei behilflich zu sein.

Heute wird auf allen Gebieten die Diskussion als eine wichtige Erkenntnisquelle geschätzt. Ich gestehe, altmodisch genug zu sein, auch hiebei gewisse Zurückhaltung zu üben. Ich suche

die Aussprache erst dann, wenn ein klar umrissenes Problem knapp vor der Lösung zu stehen scheint und letzte Zweifel abzuwägen sind. Dieser Einstellung entspricht auch, daß ich an Fachkongressen nur teilnehme, wenn dies aus besonderen Gründen geboten ist. Dann allerdings halte ich mich in meiner Meinungsäußerung nie zurück. Ich konnte bei Erörterungen in Fachkreisen und bei Beratungen in Ministerien oder in der Wirtschaft manchen Erfolg für mich buchen, weil ich immer das unmittelbare Wort bevorzugt habe. Wer aus Überzeugung spricht, überzeugt leichter. Selbst taktische Vorberatungen und Abstimmungen vermied ich tunlichst. Ich wollte den Rücken frei haben, um nach der jeweiligen Situation, die ja nie völlig vorhersehbar ist, sofort handeln zu können. Auch beim Erwerb meiner Kunstsammlung ließ ich mich nie beraten, sondern traf die Entscheidungen rasch und allein. Die heute beliebten Gesellschaftsreisen machten meine Frau und ich nur mit, wenn dies nach den Gegebenheiten unerlässlich war; nur selten fühlten wir uns glücklich, da uns die Einordnung auch hier schwer fiel.

Der tiefste Grund dafür, daß ich den üblichen gesellschaftlichen Verkehr in den Kreisen der Wirtschaft und Wissenschaft nie pflegte, mag in meinem Einzelgängertum liegen. Damit im Zusammenhang steht, daß ich nur mit wenigen Menschen auf Du-Fuß stehe. Ich finde immer wieder, daß die Anredeform meist zur bloßen Äußerlichkeit wird und echte Kameradschaft und freundschaftliche Begegnungen vom Du-Wort unabhängig sind. Mein Einzelgängertum ist aber nicht darauf gegründet, daß mir das Zutrauen zu den Mitmenschen fehlt; im Gegenteil, bei jeder Begegnung mit Menschen nehme ich zunächst an, daß sie volles Vertrauen verdienen. Ich ziehe nie Erkundigungen über andere ein, etwa über ihre Parteizugehörigkeit, da ich ihnen völlig unbefangen gegenüber treten will. Verletzen sie mein Vertrauen, so vergesse ich dies nicht, ohne aber darüber verärgert zu sein; mich künftig zu täuschen, wird ihnen allerdings schwer fallen. Was immer geschieht, ich bleibe Optimist.

Meine Berufe übte ich niemals in Linz, wo ich die Mittelschule besuchte, oder in Innsbruck aus, wo ich an der Universität Jus studiert hatte. Meine Schulkameraden begleiteten mich daher nicht einmal in den ersten Jahren meiner Berufsausübung. Das mag mein Einzelgängertum gefördert haben, so

daß ich Zeit meines Lebens, gerade weil ich meinen Beruf oft gewechselt habe, Außenseiter blieb. Ich wurde mehrmals Chefs zugeteilt, die gefürchtet waren; während ich dies schreibe, fällt mir auf, daß sie alle Junggesellen waren. Stets konnte ich schon nach kurzem erkennen, daß ihr böser Ruf unbegründet war; sie stellten nur auf Grund ihres Könnens hohe Forderungen an die Arbeitsleistung.

Schulden habe ich nie gemacht, Dankeschulden immer reichlich abgetragen. Meine Wesensart, mich möglichst nicht an vorgefaßte Meinungen zu binden, trat selbst bei nebensächlichen Belangen in aller Stärke bevor. Als ich in einer bekannten Familie den Krampus spielen sollte, sagte ich gerne zu; als mir aber vorgeschrieben wurde, welche Rügen ich den Buben erteilen sollte, sagte ich bedenkenlos ab, obwohl schwer Ersatz zu finden war. Ich weiß sehr wohl, daß Einzelgängertum manche Schattenseite birgt, aber damit mußte ich mich zurechtfinden.

Jede Arbeit zog mich an. Keine habe ich zurückgewiesen. So fiel mir jeder Beruf leicht. Die Arbeit ist mein Lebenselement. Das ist mir schon in der Jugend aufgefallen. Saßen wir an einem schönen Ort, so genossen dies meine Begleiter. Ich wurde bald unruhig, wenn ich die Stimmung nicht in eine Zeichnung oder in ein geschriebenes Wort umsetzen konnte.

Wer im hohen Alter seine Lebenserinnerungen aufzeichnet, schreibt damit auch den Dank für sein eigenes Leben. Unglückliche Ereignisse spiegeln sich nun als fördernde Elemente wider, und die glücklichen Tage können nicht vergessen werden. Freilich schickt es sich nicht, alle Stunden des Glücks und der Trauer auszubreiten, weshalb manches im Dunkel bleiben muß.

Wer von den vielen bemerkenswerten Menschen, die meinen Weg gekreuzt haben, das Buch aufschlägt und sich selbst darin nicht findet, verzeihe mir; ich legte mir besondere Zurückhaltung bei den noch Lebenden auf.

Am Morgen des 11. Mai 1902 wurde ich in Gmunden geboren, wo mein Vater Vorstand des Steueramtes war.

Mein Vater Dr. Hans Kastner stammte aus einer Mühlviertler Familie, die seit Jahrhunderten den ältesten Gasthof in Oberneukirchen und die seit jeher dazugehörige Lebzelterei und Wachszieherei besaß; ihr oblag die Versorgung des Stiftes Wilhering und seiner Pfarreien mit Kerzen. Dem Brauch entsprechend, studierte mein Vater als älterer Sohn, während sein jüngerer Bruder Anton den Gasthof übernahm. Die beiden Brüder pflanzten in jungen Jahren die Linde vor dem Chor der Kirche auf dem Marktplatz von Oberneukirchen, die heute ein Schmuckstück des Ortes ist.

Der Überlieferung nach hat sich in früher Zeit ein Angehöriger des Hauses im nahen Leonfelden niedergelassen; seine Nachkommen dürften die dort ansässige, weitbekannte Lebzelterei führen. Fast alle Frauen der Kastner stammten ebenfalls aus Mühlviertler Häusern oder aus dem nahen Bayern; sie waren Töchter von Leinwandwebern, Kaufleuten und Bauern. Nur ein Meraner Advokat verirrte sich im 18. Jahrhundert in den Stammbaum, da seine Tochter herauf geheiratet hatte.

Mein Vater war voll Energie. Noch im Alter von 50 Jahren begann er, Schi laufen zu lernen. Er war ein tüchtiger Jurist, organisatorisch begabt und wurde schon in jungen Jahren als Leiter von Steuerämtern eingesetzt. Er veröffentlichte einige kleinere Fachschriften, so über die allgemeine Erwerbsteuer, die Steuernovellen 1924 und die einmalige große Vermögensabgabe, die er für Oberösterreich durchzuführen hatte. Er schied anlässlich des sogenannten Seipel-Abbaus vorzeitig als Hofrat aus dem Dienst der Finanzlandesdirektion Linz und arbeitete bis zu seinem frühen Tod als Steuerberater. Ich stand damals dieser Welt vollkommen fern; dennoch beeindruckte es mich, als er mir eine eben von ihm verfaßte Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof vorlas und sich bei gelungenen Formulierungen vergnügt die Hände rieb; der Erfolg der Beschwerde erfüllte ihn mit Stolz.

Mein Vater starb 1927 an Bauchspeicheldrüsenkrebs im Alter von 62 Jahren, als ich eben in Innsbruck Jus studierte; er war noch sehr glücklich über meinen ersten Prüfungserfolg gewe-

sen. In den letzten Wochen seines Leidens konnte ich ihn nicht mehr sehen; er wußte, daß ich mich auf die zweite Staatsprüfung vorbereitete; mein unerwarteter Besuch hätte ihm sein nahes Ende angezeigt. Diese Trennung ohne letzten Abschied verfolgte mich später oft in qualvollen Träumen. Lange nachdem er schon verstorben war, wurde eine Marktansicht seines Heimatortes als Postkarte aufgelegt, auf der er, auf einer Hausbank sitzend, von einer großen Schar kleiner Kinder umringt, zu sehen war.

Meine Mutter Carola, geborene Engelthaler, eine Offiziers-tochter, hatte früh ihren Vater verloren und war als Halbwaise im Offizierstochterheim in Wien – Hernals aufgewachsen. Sie wurde zur Lehrerin ausgebildet, übte diesen Beruf aber nur ein Jahr im Sacre Coeur in Triest aus, und heiratete. Sie war um zehn Jahre jünger als mein Vater und hat ihn um 34 Jahre überlebt. Ihre Ahnen waren Wiener; es befanden sich darunter aber auch ein Italiener, Johann Segna, der als Bauernbub mit 14 Jahren (1802) aus Feltre zugewandert war und als Wiener Seidenbänderfabrikant starb; ferner ein Schuster tschechischer Abstammung, Sudetendeutsche aus Komotau; auch ein Reithoffer aus der bekannten Familie des Gummifabrikanten gehörte zu den Vorfahren. Eine entfernte Verwandtschaft verband meine Eltern, nach den damaligen strengen Vorschriften durfte die Eheschließung nur mit kirchlicher Dispens erfolgen.

Ihr letztes Lebensjahrzehnt verbrachte meine Mutter bei mir in Wien, da das Haus der Familie Kastner in Linz durch Fliegerbomben im Zweiten Weltkrieg zerstört worden war. Ein übriggebliebener Rauchfang hatte während eines Sturms ein altes Weiblein erschlagen, das auf den Trümmern Holz gesammelt hatte.

Meine Mutter fühlte sich in ihrer Heimatstadt, in die sie nun im hohen Alter zurückgekehrt war, sehr wohl. Sie starb nach monatelangem Siechtum, jedoch ohne Schmerzen, an Alterskrebs.

Bis dahin war sie geistig sehr rege gewesen, hatte viel gelesen, auch französische Bücher, schrieb Vokabel auf, ging mit uns ins Theater und in Kunstausstellungen. In ihren Schriften fanden wir nach ihrem Tode Aufzeichnungen, von denen sie annahm, daß sie ihre Enkel interessieren könnten, etwa: »Wissenschaft führt zunächst von Gott weg, aber ein erhöhtes Maß an Wissen

führt wieder zu Gott zurück« (Einstein) und »Die Fülle des Herzens ist es, die den Menschen emporhebt und reich macht, die ihm inneres Leben schenkt« (Plutarch). Sie hat nur für ihre Söhne und Enkel gelebt.

Meine Mutter war klug und musisch begabt, vor allem, was die Malerei betraf. Leider ist nur ein kleines Ölbild von ihr erhalten geblieben: Schloß Ort im Traunsee. Es gehört zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen, meine Mutter an der Staffelei sitzen zu sehen, ein Mohnfeld malend. Im Haus wurden stets gute Kunstzeitschriften gehalten. So war es selbstverständlich, daß mein um drei Jahre älterer Bruder und ich uns im Zeichnen und Malen schon früh hervortun wollten, was uns auch die Anerkennung unseres Zeichenlehrers eintrug. Wir brauchten seine Unterrichtsstunden nicht mehr zu besuchen, sondern hatten nur unsere Arbeiten – Landschaften und Porträts – abzuliefern.

Mein Vetter, der Maler Richard Diller, zog damals in unser Linzer Familienhaus ein. Wir waren, wenn ein neues Bild im Entstehen war, seine ständigen Kritiker. Einmal bemängelte ich die Perspektive, und mein hochverehrter Deutschprofessor Dr. Wilhelm Gärtner bestätigte den Einwand seines 15jährigen Schülers, was meine Brust schwellen ließ. So nimmt es nicht wunder, daß auch ich Künstler werden wollte. Aber noch in den letzten Mittelschuljahren wuchs mein Verständnis für die Kunst genügend, um einzusehen, daß meine schöpferischen Kräfte nicht ausgereicht hätten. Den Musen blieb ich jedoch für immer verbunden: Ich studierte in Wien Kunstgeschichte, Germanistik und Psychologie und legte am Ende des zweiten Semesters fast in allen belegten Fächern Kolloquien mit bestem Erfolg ab, war aber dessenungeachtet in eine solche innere Krise geraten, daß ich mich demütigen wollte, das Studium aufgab und über Nacht eine Stellung in der Bank für Oberösterreich und Salzburg annahm; das war am 22. Juni 1922. Ich finde eine Aufzeichnung aus diesen Tagen: »Es war nicht nur ein Versagen meiner seelischen Kräfte, sondern eine Selbstdemütigung. Ich habe einmal geglaubt, Künstler zu werden; dann, Kunst zu lehren. Und dann habe ich gedacht, wer hat es mir denn erlaubt, so Vermessenes zu glauben. Vielleicht bin ich nur geboren, um an einer Schreibmaschine zu sitzen und Fakturen auszustellen, was ich so gering gehalten habe. – Und ich habe

mich an die Schreibmaschine gesetzt und konnte nicht schreiben. Die Stunde war gut verbracht, als ich begann, maschin-schreiben zu lernen.«

Meine Berufstätigkeit begann ich in der Filiale Bad Ischl in der Effektenabteilung. Dort blühte das Wertpapiergeschäft in ungewöhnlicher Weise; alles spekulierte, insbesondere auch noch die aus der Kaiserzeit hier ansässigen Aristokraten und die im Sommer anwesenden Operettenkomponisten – ich erinnere mich an Leo Fall, Emerich Kálmán, Franz Lehár – die, für mich damals völlig unverständlich, ihre Spekulationsgeschäfte auch zur Winterszeit über Ischl abwickelten. Der letzte Oberst-hofmeister, Fürst Montenuovo, und andere Aristokraten suchten am Schalter im Kursblatt ihre Gewinne und Verluste, ans Auge das Monokel geklemmt. Kamen wir vom Klettern von den Bergen ins Tal, so wurden wir in Restaurants scheel ange-sehen; klemmten aber auch wir unser Monokel ins Auge, wuchsen wir im Ansehen zu »Baronen« und wurden freundlich bedient. Das Monokel war also in diesen Nachkriegsjahren im Salzkammergut noch fast »Lebensnotwendigkeit«.

Mein Chef war ein zierlicher, junger Mann, Leo Plöchl, der mich gründlich in diesen Geschäftszweig einführte und dem ich dafür immer dankbar blieb. Als ich nach Jahrzehnten an der Universität Wien einen Kandidaten namens Gerhard Plöchl aus Ischl zu prüfen hatte und ihm wohlverdient »Auszeichnung« geben konnte, erkundigte ich mich nach meinem alten Chef: Er hatte vor Kriegsende im Widerstand gegen die NSDAP den Tod gefunden. Seinem Sohn fühlte ich mich sehr verbunden, und ich konnte durch seine Förderung spät den Dank an mei-nen Lehrer abstaten. Dr. Plöchl habilitierte sich an meiner Lehrkanzel und ist heute Generalsekretär der NEWAG. Seine wissenschaftlichen Leistungen wurden durch die Verleihung des Universitätsprofessortitels anerkannt. Sein Onkel ist der bekannte Kirchenrechtslehrer Dr. Willibald Plöchl.

Infolge der unaufhaltsamen Inflation stiegen in den frühen zwanziger Jahren die Aktienkurse tagtäglich. Die Spekulations-sucht hatte weiteste Kreise erfaßt, setzte kein fachliches Wissen und nur geringe Überlegung voraus, die Gewinne schienen sicher. Der Kapitalmarkt war zu fast unbeschränkter Aufnahme von Aktien als begehrter »Sachwert« bereit, Kapitalerhöhungen folgten am laufenden Band, Veraktionierungen waren an der

Tagesordnung. Mit der Stabilisierung unserer Währung trat all-mählich die bittere Ernüchterung ein; große Verluste mußten hingenommen werden. So wurde auch mir in drastischer Weise ein Denkkzettel erteilt: Wir spekulierten zu viert; als ich und ein zweiter aus unserer Gruppe in die Zweigniederlassung der Bank in Wien versetzt wurden, kümmerten wir uns nicht mehr um die gemeinsamen Geschäfte. Eines Tages wurde mir dann mein Verlustanteil aufgegeben, der so hoch war, daß ich ihn nicht selbst bezahlen konnte. Es war das einzige Mal in meinem Leben, wo ich die finanzielle Hilfe meines Vaters in Anspruch nehmen mußte. Die Lehre, daß der Erwerb von Aktien mit einem nicht ausschließbaren Risiko verbunden ist und daß der kleine Spekulant aus einem ganz anderen Blickwinkel an den Kauf von Aktien herantritt wie der Unternehmer, der sich betei-ligen will, blieb mir unvergeßlich. Ich brachte dies später, beim Verkauf der sogenannten »Volksaktien« – allerdings vergeblich – ins Spiel. Die Entwicklung bestätigte leider meine Warnung.

Auch Marktverhältnisse wurden mir damals verständlich; so z. B., daß kleine Werte bei einer Hausse stärker steigen und bei einer Baisse tiefer fallen als schwere, weil sich diesen nicht die schwachen, sondern nur starke Hände zuwenden können.

Ein kleines menschliches Erlebnis von damals: Ich traf einmal ein altes Weiblein, das seinen Karren, mit Holz und Kartoffeln beladen, einen kleinen Berg hinan zu ihrem Häuschen zu schie-ben versuchte. Selbstverständlich nahm ich ihr diese Arbeit ab. Im Depotbuch unserer Bank war mir schon vorher eine Eintra-gung aufgefallen: »Dorothea Moosbrugger«; nur ein wertloses Türkenlos war dort verzeichnet. Wie überrascht war ich, als eines Tages mein Karren-Weiblein an den Schalter trat und sich nach ihrem Depot erkundigte. Sie hatte das Los einst als Paten-kind erhalten; ich mußte ihr die völlige Wertlosigkeit erklären.

St. Wolfgang liegt nahe von Ischl. Ich pilgerte oft hin und freundete mich mit dem Mesner derart an, daß ich den bedeu-tendsten erhaltenen Flügelaltar (1471–1481) in allen Einzelhei-ten in größter Ruhe immer wieder betrachten konnte. Mir fiel bald auf, daß auf den acht Innentafeln Christus in Demut und Aggression gegenübergestellt wird. Damals wußte ich noch nicht, daß das Verdienst für dieses eindrucksvolle Programm kaum dem Meister Michael Pacher selbst, sondern wohl dem

Auftraggeber zuzuschreiben ist. Ich begann darüber zu arbeiten, blieb aber bald stecken, weil mir in Ischl keinerlei Fachliteratur zur Verfügung stand.

Schon in meiner frühen Jugend hatte ich Schi zu fahren begonnen und einen eigenen Fahrstil entwickelt. Schilehrer gab es damals noch nicht. Ich fuhr sehr kühn und stürzte in jedem Winter nur zwei-, dreimal, dann allerdings exemplarisch. Im Gelände war ich kaum zu schlagen. Bei einem Langlauf in Ischl machte ich den ersten Preis. Daraufhin wollte man mich in Sportvereine ziehen. Ich lehnte ab – und trat nie mehr zu einem Rennen an.

Im Sommer und im Winter war der Dachstein unser Lieblingsziel. Dort allerdings hatte ich schon als Realgymnasiast ein trauriges Erlebnis: Zu Ostern war ich mit meinem Freund Wolfgang Viktor Matula auf der damals nicht bewirtschafteten Simony-Hütte völlig allein. Als sich der Ostersonntag bedrohlich eintrübte, fuhren wir vorzeitig ab, übernachteten auf halber Höhe in einer Hütte, in die wir durch eine lockere Latte eindringen konnten, und kamen am Mittag des nächsten Tages nach Hallstatt. Wir wurden sofort gefragt, ob wir nicht einer Schiläufergruppe aus Ebensee – etwa zehn Personen – begegnet wären, es fehle von ihnen jede Spur. Und wenig später erfuhr ich, was geschehen war: Sie hatten unter Führung eines erfahrenen, mir persönlich bekannten Alpinisten von der Gosauseite her den Übergang zur Simony-Hütte unternommen, waren im dichtesten Nebel und Schneesturm auf blankes, steiles Eis unterhalb des Schöberls geraten und erfroren mit gebrochenen Gliedern. Dieser Unfall bewegte mich tief, und ich schrieb ein gewiß sehr sentimentales Requiem.

Als Schifahrer habe ich mir später – zu Beginn meiner Banktätigkeit in Salzburg – das nötige Ansehen verschafft. Einige Bankkameraden und ich, darunter auch ein Rennläufer aus Salzburg, waren nach den ersten Schneefällen abends zum Gaisberg aufgestiegen und fuhren am Morgen vor Geschäftsbeginn ab. Eine Abfahrtsstrecke, die ich nicht kannte, war ausgesteckt; ich mußte an ihrem Ende drei Minuten auf meine Kameraden warten. Damals war die Schiwelt in Salzburg in Theorie und bei Rennen von den Brüdern Amanshauser beherrscht.

Ziemlich leichtfertig begab ich mich allein auf weite Schitouren. So war ich am 12. 11. 1924 auf dem Hochkönig. Kein

Mensch war zu sehen. Auf der Rückfahrt stürzte ich auf hartem Harsch in eine im Windschatten eines Felsblocks gebildete kleine Mulde mit dem Kopf so unglücklich nach unten, daß ich mich lange aus meiner Lage nicht befreien konnte, da ich zu dieser Zeit eine Langriemenbindung verwendete; ich fürchtete schon, aufgeben zu müssen, aber ich gelangte doch noch gut ins Tal. Eine Zerrung war die Folge dieses Sturzes.

Die »Oberbank« hatte bis dahin alle Geschäfte am Wiener Platz, insbesondere auch die Effektengeschäfte, durch die »Unionbank« in einer eigenen Abteilung, die etwa 25 Personen beschäftigte, abgewickelt. Der Bankier Siegmund Bosel stand in diesen Jahren auf der Höhe seiner Macht. Als Bosel die »Unionbank« zu beherrschen begann, wurde diese Bindung gelöst, da die »Oberbank« eine ständige Geschäftsverbindung mit Bosel, einem Angehörigen der mosaischen Religionsgemeinschaft, als nicht mit ihren christlichen Grundsätzen vereinbar hielt. Sie errichtete daher eine Zweigniederlassung in Wien, und ich wurde dort ab 1. 12. 1923 mit der Leitung der Effektenabteilung betraut.

Schon in Ischl waren viele Überstunden – bis in die Nächte hinein – zu leisten gewesen. Durch ein Versehen wurde das gesamte Börsengeschäft der »Oberbank« schlagartig – und nicht, wie geplant, stufenweise – über die neue Zweigniederlassung Wien geleitet. Es reihte sich Kapitalerhöhung an Kapitalerhöhung, die Umsätze waren beträchtlich, die Stände mangels der erforderlichen Mitarbeiter nur mehr in langer Nacharbeit zu erstellen, jedes Börsearrangement war ein Problem, weil der Spitzenausgleich oft schwierig zu bewerkstelligen war. Wir verließen Monate hindurch die Bank erst um 3 oder 4 Uhr früh, auch an Sonntagen, und mußten dann noch die vorm Haus hoffnungsvoll wartenden »Damen« abtun.

Ich bewohnte ein Zimmer in einer Hetzendorfer Villa und hatte jede Nacht den Grünen Berg zu Fuß zu überqueren. Mein Heimweg nahm daher fast eine ganze Stunde in Anspruch. Der Villenbesitzer war Aufsichtsratsmitglied der Nordisch-Österreichischen Bank, die, schon in Liquidation, nur mehr wenige Geschäfte abzuwickeln hatte. Er glaubte daher an meine Überstunden nicht und berichtete meinem Vater über mein »liederliches Leben«. Dieser kannte mich aber besser. Ich suchte also ein zur Bank näher gelegenes Quartier und ahnte nicht, wieviel

schlaflose Nächte ich damit eintauschte, als es wärmer wurde. Von Flöhen nie geplagt, haben mich Wanzen überall aufgestöbert. Ich wechselte im folgenden Sommer siebenmal das Zimmer, ohne die geringste Chance, ihnen zu entkommen. Es ist heute kaum mehr vorstellbar, wo diese unliebsamen Hausbewohner damals überall anzutreffen waren. Ich zog zunächst nur mit dem Wichtigsten in einer Aktentasche ein, fing, nun schon geübt, einige Tierchen, warf sie in die Waschsüssel und ließ den Wohnungsschlüssel mit einem Zettel »siehe Waschsüssel« zurück.

Ich hatte gelernt, am Pulte stehend, in große Depotbücher die Wertpapierein- und -ausgänge – Kassengeschäfte im heutigen Sinne gab es noch nicht – handschriftlich einzutragen. Kurz entschlossen, entwarf ich für die Zweigniederlassung Wien handliche Karteiblätter, auf denen mehrere Wertpapierkategorien untergebracht werden konnten und die den jeweiligen Stand durch Ab- und Zubuchung als Saldo auswiesen. Diese Neuerung machte die Runde in allen anderen Stellen unserer Bank und wurde bald auch von anderen Kreditinstituten übernommen. Die Depots waren noch mit nostrifizierten Vorkriegs- und Kriegspapieren überfüllt, die trotz Unverwertbarkeit weiter mitgeschleppt wurden. Die vor dem Krieg so beliebten »Türkenlose« und »serbischen Tabaklose« gingen noch durch meine Hand.

Meine Stellung in Wien wurde zum Zankapfel zweier Vorstandsdirektoren der Bank; ich wurde daraufhin in die Zweigniederlassung Salzburg versetzt und dem dort amtierenden, als äußerst streng verschrienen Vorstandsdirektor Ernst Moser zugeteilt. Wie auch in meinem späteren Leben, wurden strenge Vorgesetzte stets zu meinen Freunden. Moser war mir bald sehr zugetan. Eine kleine Begebenheit mag dies veranschaulichen: Ich reparierte einmal an einem Samstag während der Dienstzeit in der Bank meinen gesprengten Tonking-Schistock – ich wollte noch abends ins Tennengebirge fahren –, indem ich ihn mit einer dünnen Aktenschnur möglichst fest umwickelte. Moser trat in mein Zimmer, um mir einen Auftrag zu erteilen. »Was machen S' denn da, das können S' ja nicht allein«, meinte er und spannte mit seinem Taschentuch die Schnur. Leider kam es zu einer Panne, sein Taschentuch wurde eingeklemmt und zerriß, aber selbst dies nahm er lachend hin. Der Grund seines

Zutrauens zu mir war einfach der, daß ihm die meisten nicht unbefangen und aufrichtig begegneten, weil sie vor ihm Angst hatten. Kam ich morgens einmal zu spät ins Büro, fragte er mich nach dem Grunde; sagte ich aufrichtig, ich habe leider verschlafen, war alles erledigt; hätte ich eine Ausrede gebraucht, wäre ein – berechtigtes – Donnerwetter losgebrochen. Er war ein besonders guter Kenner der Holzwirtschaft, er konnte nach Besichtigung eines Waldes den Verkehrswert richtig schätzen. Die Sägewerksbesitzer hatten zu ihm großes Vertrauen, auch viele andere Kunden, zum Beispiel der Schriftsteller Hermann Bahr und dessen Frau, die bekannte Sängerin Anna Mildenburg.

In Salzburg begann ich wieder Aquarelle zu malen: Frauengestalten, kleine Landschaften. Es gab viele Anregungen: Alfred Kubin stellte öfters in der Stadt aus, Anton Faistauer machte mir mit seinem Buch die moderne Malerei verständlich. Er lebte noch in Salzburg und schuf eben die Fresken im Festspielhaus; Frau Mildenburg meinte, angesichts der noch feuchten Wände, man möge nicht von Salzburger Fest-, sondern von Salzburger Wasserspielen sprechen.

Die Proben zu den Spielen mußten noch während der Bauarbeiten aufgenommen werden, so daß man sich zu ihnen leicht Zutritt verschaffen konnte. Ich setzte mich während einer Probe des »Salzburger Großen Welttheaters« von Hugo (von) Hofmannsthal unmittelbar neben Max Reinhardt. Reinhardt machte sich während der Probe in riesigen Lettern Notizen, ging dann auf die Bühne, erklärte seine Änderungswünsche, spielte auch selbst Einzelheiten vor. Zu dieser Zeit begann Hans Mosers Aufstieg. Er spielte im »Welttheater« die Rolle des Vorwitz und war nach der Probe schweißbedeckt; Reinhardt gab ihm noch manche Belehrung, vor allem regte er zu noch eindringlicherem Spiel an. Als ein Hauptdarsteller begann, sich allzusehr für mich zu interessieren, beschloß ich nach zwei Proben, fernzubleiben.

Ich hatte in der Salzburger Bank die Aufgaben eines Direktionssekretärs zu besorgen und das Wechselbuch über eskomptierte Wechsel zu führen. So lüftete sich rasch das Geheimnis dieses Wertpapiers, dessen knappe Klauseln viel auszudrücken vermögen.

Am 23. Dezember 1925 hatte ich Telefondienst. Namens des

Zentralvorstandes der Bank wurde mir meine Kündigung zur Weitergabe an meinen Chef durchgegeben. Wie üblich, wurde auf meine weitere Dienstleistung ab sofort verzichtet.

Schon am nächsten Tag fuhr ich zu meinen Eltern nach Linz, feierte das Weihnachtsfest und bemühte mich dann sofort um meine Inskription an einer juristischen Fakultät, wozu ich nun, nach meiner Banktätigkeit, bereit war. Mein Vater hatte vorsorglich hinter meinem Rücken zwei Semester Jus für mich in Wien belegen lassen, was für die Aufnahme des Studiums den letzten Ausschlag gab. Meine Idee, im Falle meines Abbaus Bergführer oder Bauarbeiter zu werden, war schnell vergessen, obwohl ich mit der Graphikerin Gertraud Brausewetter-Reinberger, Tochter eines angesehenen Bauunternehmers, darüber schon gesprochen hatte. Ich ahnte damals freilich noch nicht, daß ich später einmal das unbeschwerte Leben eines Hilfsarbeiters führen würde. Ich hatte mich einmal bemüht, diese junge, begabte Symbolikerin auf den Weg zu naturnäherer Kunst zu lenken, aber nur mit kurzer Wirkung; sie ließ sich mit Recht von ihrer Begabung leiten. Erst nach vielen Jahrzehnten habe ich sie wieder getroffen und einige ihrer großen Holzschnitte erworben, die heute viel Anklang finden.

Rasch entschlossen suchte ich in Wien den Unterrichtsminister Dr. Emil Schneider auf, der mir als Kunde unserer Zweigniederlassung in Wien persönlich bekannt war. Er erklärte mir, daß ich so spät im Semester nur noch in Innsbruck eine Inskription erreichen könne und gab mir eine Empfehlung an den Dekan der dortigen juristischen Fakultät mit. Schon am 2. Januar 1926 war ich in Innsbruck und wurde binnen weniger Tage inskribiert. Bereits am 28. April legte ich die erste Staatsprüfung mit mehrheitlicher Auszeichnung ab. Von da ab wurde ich begünstigt, es wurden mir Philosophiesemester angerechnet, so daß ich das Romanum vor der dritten Staatsprüfung und meine letzte Prüfung schon am 27. Oktober 1927 ablegen konnte. Die Rigorosen habe ich in allen Fächern mit Auszeichnung bestanden, weshalb ich einen Ehrenring des Landes Tirol hätte erhalten sollen. Ich verzichtete aber darauf, um schon am 5. November 1927 promoviert zu werden und nach einer Studienzeit von genau 22 Monaten nach Wien zurückkehren zu können, wo meine Braut berufstätig war.

In Innsbruck hatte man versucht, mich an die Universität zu

binden. Professor Dr. Franz Gschnitzer, damals noch Dozent, sicherte mir deshalb seinen Bibliothekarposten in einem Jahr zu: Assistenten gab es an der juristischen Fakultät in Innsbruck noch nicht.

Im Sommer hatte ich mein Studium für die letzten Prüfungen unterbrochen. Wir machten uns zu viert – mein Freund Wolfram, der seine Ausbildung als Bildhauer an der Kunstgewerbeschule in Wien beendet hatte, eine Kunstgewerblerin, der ich in meiner Studentenzeit sehr verbunden war; meine Braut – und ich – nach Italien auf, das Ziel unserer lang gehegten Sehnsucht. Wir reisten mit Rucksack, suchten alle Kunstwerke auf, die uns auf Grund meines Kunstgeschichtestudiums wichtig erschienen, und blieben fast eine Woche auf der Insel Capri. Hier nächtigten wir unter einem Ölbaum mit dem Blick auf Kap Misenum und die kleinen Lichter der Fischerboote auf der Meeresenge. Paestum war unser südlichster Punkt, zu jener Zeit noch selten aufgesucht; die antike Stadt mit ihrer gut erhaltenen Umwallung war nicht freigelegt, das nahe frühgriechische Heiligtum an der Selemündung nicht ausgegraben. In einer kleinen Schenke aßen wir zu Mittag und unterhielten uns mit Jägern und Hirten, die uns kleine Birnen anboten und nicht verstehen konnten, daß diese Früchte bei uns im Norden besser gedeihen. Dann schliefen wir im Schatten einer Säule des Ceres-Tempels, und in der Stille des vergessenen Landes ließ nur ein Esel, der zwischen dem Gestrüpp weidete, manchmal einen kläglichen Schrei hören. Wir haben Paestum noch oft aufgesucht. Stets wurde uns der Abschied schwer. So auch am 2. Januar 1968:

Abschied von Paestum

Hier sprach Goethe die ersten, entscheidenden Worte über griechische Kunst.

*Hier schlief ich vor vierzig Jahren im Schatten der Säulen,
hörte den Ruf der Esel, die Brandung des Meeres,
trank den Wein mit Jägern und Hirten.*

Niemand störte die Stille der heiligen Stätte.

*Heute birgt das Museum die Schätze der neuesten Grabung,
und den Fremden wird alles geboten im Tempelbereich.*

Wir umschritten die alte Mauer der Stadt.

Immer noch brandet das Meer am flachen Strande,

*sprudelt die Quelle vor den Mauern der Stadt
und gebiert die Büffelkub das dunkle, wacklige Kalb auf der
Weide,
weht der scharfe Geruch der Ziegen und Schafe vom Felde.
Wird uns jemals wieder der Weg nach Paestum führen?
Unter dunklem Gewölk, vorbei an verdüsterten Tempeln, führen
wir südwärts,
unter Gewittern und Regenschauern. –
Noch in der Nacht grollte der Donner.*

Die rein logistische Betrachtung des Rechts durch Professor Dr. Karl Wolff war mir zu wenig lebensvoll. Professor Dr. Theodor Rittler beeindruckte mich am meisten. Als er über seine Tätigkeit als junger Jurist bei den Bemühungen um eine Strafrechtsreform vor dem Ersten Weltkrieg berichtete, schloß er das Kapitel mit den Worten: »Es war damals eine Freude, zu leben.« Mir erging es später nicht anders, wenn ich legistische Arbeiten zu besorgen hatte.

Ich wollte mich daher wissenschaftlich weiter mit Strafrecht befassen und bemühte mich, in das Wiener strafrechtliche Seminar von Professor Dr. Wenzelslaus (Graf zu) Gleispach aufgenommen zu werden. Dieser wandte sich an Rittler und erhielt über mich folgende Auskunft: »Ich darf sagen, wir haben alle die beste Meinung von ihm und seinen Fähigkeiten. Er gilt allgemein als der Beste seines Jahrganges. Kastner hat mein Seminar besucht und ist mir durch seine gründlichen theoretischen Kenntnisse und durch sein scharfes, sicheres und immer besonnenes Urteil aufgefallen. Er scheint mir aus dem Holz zu sein, aus dem Gelehrte herauswachsen, und ich würde es sehr begrüßen, wenn Sie ihm den Weg in die Zukunft ebnen könnten.«

Höheres Lob ist mir nie mehr zuteil geworden. Gleispach hat mir diesen Brief gegeben, den ich noch heute als kostbares Gut verwahre. Ich wurde im Wiener strafrechtlichen Seminar sehr freundlich aufgenommen, war aber bald etwas enttäuscht. Dr. Zimmerl arbeitete gerade an seiner Habilitation und nahm mich sehr in Beschlag. Und je mehr ich durch meine Gerichtspraxis mit dem Privatrecht vertraut wurde, desto mehr schwand meine Neigung zum Strafrecht. Wie immer nahm mich auch hier meine augenblickliche Tätigkeit voll in Anspruch. So blieb eine strafrechtliche Arbeit, damals begonnen, bis auf den heutigen

Tag liegen, nämlich die Untersuchung der Frage, ob Gefährdungsdelikte mit *dolus eventualis* begangen werden können, was mir unmöglich erschien. Heute glaube ich, daß dieses Problem auf sich beruhen kann.

Aus der frühen Jugendzeit trägt man nur wenige klare Erinnerungsstücke mit sich. Erzählungen der Großen vervollständigen diese Bruchstücke oder ersetzen sie ganz, ohne daß wir Erinnerung und Erzählungen anderer scharf abzusetzen vermögen. Goethe hat darauf in »Dichtung und Wahrheit« angespielt, um sein großartiges Wissen über seine Zeit frei entfalten zu können. Ich werde mich hingegen bemühen, nur unverfälschte Erinnerungsbilder wiederzugeben.

Ich mag etwa vier Jahre alt gewesen sein. In Gmunden war erster Schnee gefallen, und ich durfte vor das Haus gehen. Auf dem Sockel eines Zaunes war der Schnee liegen geblieben. Wir, ein blondes Mädchen in meinem Alter und ich, vergnügten uns damit, den Schnee mit unseren Händen zusammenzuschieben. Ich erhitzte mich bei diesem Spiel und zog mein Mäntelchen aus. Als ich heimkehrte, blieb es liegen und war verloren. So endete meine erste selbständige Begegnung mit einem Mädchen und trug mir Tadel ein.

Meinen um drei Jahre älteren Bruder Otfried vergötterte ich, obwohl er mich manchmal tyrannisiert haben dürfte. In unserem Garten, der etwas abfiel, fuhr mein Bruder, auf einem vier-rädrigen kleinen Wagen stehend – »Streitwagen«, wie er ihn nannte – abwärts, und ich mußte antauchen, so gut ich es mit meinen kleinen Kräften vermochte. Am Ende des Weges angelangt, durfte ich mich in den Wagen setzen, und er zog mich bergauf. Das wiederholte sich pausenlos. Sehr lange. Hiebei mußte irgend etwas vorgefallen sein, was meine Eltern rügten. Mein Vater erklärte, mein Bruder, damals etwa acht Jahre alt, müsse in eine Anstalt. Er machte sich noch am selben Tage abends mit ihm auf, um ihn dort abzuliefern. Otfried blieb völlig unerschrocken. Vater versicherte ihm, derzeit wäre kein Platz vorhanden. Ich schwamm in Tränen, bis er wieder nach Hause zurückgekommen war.

Während des Ersten Weltkrieges ging mein Bruder als Fähnrich der Gebirgsartillerie nach Südtirol an die Front und machte mit einer Sturmbegleitbatterie den abgeschlagenen Durchbruchversuch bei Asiago mit. Wir hatten vereinbart, an jedem

Abend bei klarem Himmel um 20 Uhr zum Großen Bären hinaufzublicken; wir versäumten dies nie.

Mein Bruder hat sich später als hervorragender Kenner der Schmiedeeisenkunst Ansehen verschafft, er hat viele kunstgeschichtliche Arbeiten veröffentlicht und als Konsulent des oberösterreichischen Landesmuseums am Aufbau von dessen mittelalterlicher Kunstabteilung großen Anteil. Er wurde durch mehrere Preise ausgezeichnet, auch durch die Verleihung des Professortitels.

Bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges gingen wir stets nach St. Oswald bei Freistadt im Mühlviertel auf Sommerfrische. Die Gäste kehrten alljährlich wieder, so daß Eltern und Kinder auf gutem Fuße zueinander standen. Mein Vater hatte uns gelehrt, Indianer zu spielen. Wir waren Delawaren und Mohikaner, mein Bruder die Große Schlange, ich sein Sohn, der Flinke Hirsch. Seine Squaw, meine »Mutter«, war ein liebezendes Mädchen in meinem Alter. Als Indianer überfielen wir Sommergäste, fesselten sie und forderten Lösegeld; aus dem Erlös konnten wir uns vier Zelte anschaffen, die wir tagtäglich bei gutem Wetter aufschlugen. Als wir einmal einen Gefangenen an einem Baum festgebunden hatten, kam seine Frau herbei, verstand keinen Spaß, lief um ein Messer und schnitt unsere Schnüre durch; wir mußten ohne Beute abziehen. Einmal entstand eine wirkliche Fehde zwischen »Delawaren« und »Mohikanern« – des Anlasses hiezu kann ich mich nicht mehr entsinnen –, und wir lebten auf ernstem Kriegsfuß. Ich war der Jüngste von allen, die Gegner faßten mich im Ort, schleppten mich zur Zeltstelle auf einer Waldwiese und wollten von mir wissen, wo ihre von uns versteckten Zeltstangen seien. Ich widerstand nur kurz und verriet dann das Geheimnis, statt mich martern zu lassen. Ich litt lange unter diesem meinem Versagen als Mohikaner. Nach Wochen wurde bei einer Leiterwagenpartie feierlich das Kriegsbeil begraben. Das Herz meiner Indianermutter gewann ich dadurch, daß ich mich von einer schönen roten Halskette zu trennen vermochte, um sie ihr zu schenken. In den Wintermonaten träumte ich dann viele, viele Nächte lang, daß mein geliebtes Mädchen, das im Traum merkwürdigerweise einen roten Fez trug, Hand in Hand mit mir einen hohen Felsen hinuntersprang, um unsere verbotene Liebe mit unserem Leben zu sühnen. Dieser Traum bewies mir später, wie Kinder

Wirklichkeit und Spiel zu einer selbständigen Realität verbinden. Ich habe meine frühe Geliebte nicht wiedergesehen; sie war die Tochter eines angesehenen Mittelschuldirektors aus Wien, wurde Apothekerin, und als ich etwa 30 Jahre später ihre Telefonnummer ausfindig machte und meinen Besuch bei ihr anmelden wollte, lehnte sie kurzerhand ab, sie sei eine dicke Schachtel geworden. So blieb die schöne Erinnerung ungetrübt.

Einige Jahre früher hatte ich mich in der Sommerfrische in ein um zwei Jahre älteres Mädchen verliebt; sie war zärtlich zu mir und schenkte mir zum Abschied viele Bogen Glanzpapier. Das kränkte mich bitterlich; denn nun glaubte ich, erkennen zu müssen, daß sie mich nur als Kind bemuttert hatte. Meine Neigung war erloschen und lebte auch nicht in späteren Jahren wieder auf, als sie meine Mutter öfters besuchte.

Während meiner Volksschulzeit übersiedelten wir nach Linz. Als wir einmal, wie so oft, mit unseren Eltern zum nahen Bauernberg spazierten, wir Buben ein paar Schritte voraus, zielte ein Gassenjunge meines Alters mit einer Steinschleuder auf mich, traf mich mitten auf die Stirn; Blut rann herunter, ich stürzte zu meinen Eltern zurück, wurde von einem herbeigeholten Arzt verbunden und in einem Einspanner nach Hause gebracht; eine Narbe verblieb auf der Stirn, was mich als Kind sehr stolz machte.

Meine Mutter wies uns bei Spaziergängen auf viele Blumen hin. In der 4. Volksschulklasse fanden wir im Herbst auf einem Acker noch Kornblumen, worüber ich damals erstaunt war und davon in der Schule erzählte. Der Lehrer meinte, ich verwechsle die Kornblume mit der Wegwarte. Ich erwiderte, ich werde morgen eine mitbringen, pflückte unterwegs zur Schule eine, und als ich sie dem Lehrer vorwies, sagte er sofort lachend, er habe ja gewußt, daß ich die Wegwarte mit der Kornblume verwechsle. Die Klasse lachte mit, und ich konnte mich nicht mehr verständlich machen, daß ich die Wegwarte mitgebracht hatte, weil ich sie ebenso wie die Kornblume kenne.

Derselbe Lehrer geriet in den Verdacht, sich den Buben zu innig zuzuneigen. Es war richtig, daß er manchmal den einen oder anderen küßte, uns aber auch, wenn wir falsche Antworten gaben, mit einem kurzen Stock auf den Oberarm schlug. Meine Mutter wollte wissen, ob dieses Gerücht wahr sei. Ich

log zum erstenmal in meinem Leben; ich war trotz Kornblume und Wegwarte dem Lehrer zugetan und spürte nur, daß es ihn zu schützen galt. So blieb ich trotz wiederholter Befragung bei der Unwahrheit, was mich dann lange quälte.

Ich wechselte wohl wegen dieses Lehrers die Schule und kam noch in der 4. Klasse in eine andere. In einer der ersten Stunden mußte ich vorsingen, wobei ich, ohne Musikgehör, völlig versagte. Ich wollte im Boden versinken und grämte mich, bei den neuen Mitschülern alles Ansehen verloren zu haben. Wenige Wochen später hatte der Direktor, der in den Religionsstunden bei der Schilderung der Leiden Christi uns zu heißen Tränen zu rühren verstand, seinen 50. Geburtstag. Jede Klasse hatte einen Gratulanten zu entsenden. Ich, der Neuankömmling, wurde gewählt; es war mir unbegreiflich, daß die Wahl auf mich fiel. Mir mußten weiße Handschuhe gekauft werden, und ich überreichte dem Jubilar den Blumenstock, den die Klasse gespendet hatte, mit großer Zaghaftigkeit. In der Mittelschule wurde ich immer wieder zum Klassensprecher, zum Führer bei Kriegsspielen erkoren. Ich dachte darüber nie nach, tat mir darauf auch nichts zugute. Ob das erste Erlebnis dies zur Selbstverständlichkeit gemacht hatte, kann ich heute nicht mehr beurteilen.

Eines Tages kamen wir mit unserem Vater zu einem kleinen Bahnhof in der Nähe von Gmunden. In dem versperrten Warteraum ging ein junger Mann unablässig wie ein Raubtier hinter Gittern auf und ab. Er hatte seine Geliebte erstochen. Ich empfand ein unbestimmtes Mitleid mit dem Gefangenen.

Ein anderer Mordfall hat uns in Linz wochenlang in Erregung versetzt. Wir wohnten am Freinberg über der Stadt im oberen Stockwerk einer Villa; unter uns logierte der junge Oberleutnant Hofrichter, ein eleganter Offizier, der sich täglich von einem Einspänner abholen und zurückbringen ließ. Schon das flößte uns Respekt ein; denn mein Vater mußte zweimal am Tage zu Fuß den Berg hinuntergehen, um in sein Amt zu gelangen, und mittags und abends wieder heraufsteigen, um nach Hause zu kommen, worüber er manchmal klagte. Einmal nahmen wir Unruhe unter uns wahr; es erschienen fremde Männer. Hofrichter wurde verhaftet. Einer seiner Vordermänner war unter bedenklichen Umständen plötzlich gestorben. Es stellte sich heraus, daß er an Gift zugrunde gegangen war. Eine

Zuschrift fand sich bei ihm, die Pulver – wie man uns Kindern sagte – als Schönheitsmittel anpries, wahrscheinlich wurden sie zur Steigerung der sexuellen Potenz empfohlen. Die eingeleiteten Erhebungen ergaben, daß elf weitere Vordermänner Hofrichters gleiche Zuschriften erhalten hatten. Sie waren auf einem Wiener Postamt aufgegeben worden, und Hofrichter konnte nachgewiesen werden, daß er in der kritischen Zeit nach Wien gereist war und selbst die 12 Sendungen zur Post gebracht hatte. Das war 1908.

Ich blieb ziemlich lange recht kindisch. Hatte meine Mutter die Spuren irgendeiner Untat ihrer beiden Kinder entdeckt und wollte sie den Schuldigen erforschen, zog sie uns darüber einzeln ins Gespräch. Einmal lag ein zerbrochener Gegenstand im Ofen des Schlafzimmers; als ich gefragt wurde, verneinte ich wahrheitsgetreu jede Schuld; als meine Mutter mich zum Geständnis bewegen wollte, weil mein Bruder die Schuld abgestritten hatte, sagte ich: »Dann muß es der Geier getan haben.« Mein Glaube an den bösen Geier überzeugte meine Mutter von meiner Schuldlosigkeit. Schon als Kinder angehalten, die Ausgaben unseres schmalen Taschengeldes in einem Büchlein zu verzeichnen, wollte ich die von meiner Mutter verpönten Ausgaben für Süßigkeiten nicht eingestehen und schrieb einfach »2 Heller vertan«.

2

Nun sind doch noch ein paar Worte über meine Mittelschulzeit nachzutragen: Wir waren der dritte Jahrgang der neuen Schultype Realgymnasium in Linz und wurden zunächst in zwei Klassenzügen geführt. In unserer Klasse war die Mehrheit Vorzugsschüler, was den Professoren bei der unerbittlich-rücksichtslosen Härte der Jugend manche Unannehmlichkeiten bereitete. In Latein bewährte ich mich am besten und verdiente reichlich mit Nachhilfestunden, die ich gab; mangels eines spezifischen Sprachtalentes fielen mir aber lebende Sprachen schwer. Griechisch begannen mein Freund Rudolf Fahrner und ich bei einem befreundeten Mittelschulprofessor zu lernen. Wir kamen rasch vorwärts und fingen schon nach einigen Wochen

mit der Übersetzung von Homer an. Wir gaben nach einem Semester das Studium wieder auf; heute verstehe ich fast kein griechisches Wort mehr.

Ich war Klassensprecher und ziemlich unmittelbar mit meinen Forderungen. Ein Geschichtsprofessor, der bei uns tätig wurde, nachdem sein Vorgänger zum Bezirksschulinspektor ernannt worden war, mißfiel uns; wir forderten den weiteren Unterricht durch den Vorgänger und hatten damit überraschend Erfolg; der Bezirksschulinspektor erteilte allein unserer Klasse weiterhin Unterricht. Als der großartige Deutschprofessor Dr. Wilhelm Gärtner ausgewechselt wurde, konnten wir uns mit seinem viel schwächeren Nachfolger nicht abfinden; wir waren schon ziemlich belesen und mit den damals modernen Dichtern Rilke, Hofmannsthal, George, Trakl, Stadler und Werfel vertraut; insbesondere mein Freund Fahrner und ich, weiterhin persönlich durch Gärtner gefördert, gerieten in Gegensatz zu dessen Nachfolger, was sich bei der schriftlichen Deutsch-Maturaarbeit in einem »Nichtgenügend« ausdrückte. Ich hatte das Thema »Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet« gewählt und sah darin das Künstlerproblem zur Diskussion gestellt. Sicherlich habe ich mit großem jugendlichen Überschwang das schöpferische Glück des Menschen gepriesen. Fahrner, der eben das noch heute oft zitierte Buch von Ricarda Huch über Wallenstein gelesen hatte, behandelte diese geheimnisumwitterte Gestalt. Uns wurde vom Direktor eröffnet, daß wir eine mündliche Prüfung in Deutsch abzulegen hätten – mündliche Prüfungen waren nämlich an eine nichtgenügende schriftliche Arbeit geknüpft –. Wir erklärten, falls wir mündlich geprüft würden, jede Antwort zu verweigern, aber die Zeitungen zu informieren. Beim Bundesministerium für Unterricht wurde um eine Empfehlung angesucht; die Antwort lautete, daß das Ministerium hierfür nicht kompetent sei. Davon erfuhr ich allerdings erst nach Jahrzehnten: Bei einem Fliegerangriff im Zweiten Weltkrieg auf Linz wurde dieser Akt auf die Straße geschleudert und von meinem Bruder zufällig aufgelesen. Bis zur letzten Stunde war unklar geblieben, was geschehen würde. Die Lösung war salomonisch-österreichisch: Wir erhielten ohne Prüfung auch in Deutsch Auszeichnung im Hinblick auf unsere Leistungen während der acht vergangenen Jahre. Mein Freund Rudolf Fahrner war schon

1934 Ordinarius für Germanistik am Heidelberger Lehrstuhl, wo vor ihm der berühmte Germanist Ernst Gundolf – aus dem George-Kreis – gewirkt hatte. Er hat nun, im Alter, einige Bände eigener Dichtung veröffentlicht, darunter auch sehr schöne Gedichte.

Wenn unser Turnlehrer dann und wann eine Stunde einzuhalten verhindert war, übertrug er mir die Leitung; einmal ließ ich nach kurzer Zeit Spiele zu, die im hitzigen Kampf solchen Lärm entwickelten, daß der Direktor, dessen Zimmer über dem Turnsaal lag, aufmerksam wurde. Er erschien, war erstaunt, daß der Professor nicht anwesend war. Die Turnstunde wurde in bedrückter Stille zu Ende gehalten, denn wir erkannten, daß den geliebten Turnlehrer daraus Unannehmlichkeiten erwachsen würden.

In den beiden letzten Schuljahren wurden die A- und B-Klasse vereinigt, Klassensprecher wurde nun ein Angehöriger der größeren B-Klasse. Immer wieder wird die Einmaligkeit unserer Klasse vom sozialistischen Abgeordneten zum Nationalrat a. D., dem ehemaligen Bürgermeister von Linz, Dr. Ernst Koref, der sich als Mann von Maß, jeder orthodoxen Dogmatik abhold, großen, auch internationalen Ansehens erfreut, in seinen munteren Reden bei unseren Maturafeiern hervorgehoben; er war in jungen Jahren unser Englisch-Professor gewesen. Drei Schüler unserer Klasse wurden Universitätsprofessoren: Rudolf Fahrner, Hans Sittner (Rektor der Hochschule für Musik in Wien) und ich; Dr. Hans Dohle hatte viele Jahre einen Lehrauftrag an der Technischen Hochschule in Wien. Der Europameister im Einer-Rudern, Dr. Leo Losert, der auch die bronzene Medaille im Doppelzweier bei den Olympischen Spielen 1928 errang, war mein Banknachbar in der Schule. Ernst Kaltenbrunner, der spätere Führer der SS, war ein ruhiger, wenig auffallender Mitschüler; die Fotografie unseres Maturafestes zeigt ihn als einen der Größten, in der letzten Reihe stehend, seinen Arm um die Schulter des einzigen Juden unserer Klasse gelegt. Wie Koref immer wieder versichert, hat ihm Kaltenbrunner, der Stellvertreter Himmlers, im letzten Kriegsjahr das Leben gerettet. Auch mir gelang es, über ihn in den letzten Kriegsmonaten den bekannten Wissenschaftler Kaj Lindström-Lang vom Carlsberg-Laboratorium in Kopenhagen, vor der Hinrichtung zu bewahren.

Die Maturanten wurden gefragt, welche Berufsziele sie hätten. Fahrner und ich antworteten übereinstimmend: »Bauernknecht oder Universitätsprofessor«. Das mag heute etwas sonderbar klingen. Aber nach dem Ersten Weltkrieg wandte sich mancher Akademiker ländlichen Berufen zu, allerdings meist nur mit kurzem Erfolg; dieser Hang zur Natur hatte vielleicht einen nicht eingestanden Grund auch darin, daß man, in der Landwirtschaft tätig, nicht verhungern kann. In diesen Jahren schrieb Knut Hamsun sein berühmtestes Buch »Segen der Erde«, das uns geradezu überwältigte; es wurde mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Fahrner wurde – wie schon erwähnt – wenige Jahre später Universitätsprofessor; ich kam erst nach sehr vielen Umwegen auf einen Lehrstuhl der Universität Wien.

In der Mittelschule war ich ein revolutionärer junger Mann und sammelte in der Linzer Ortsgruppe des Wandervogels, deren Obmann ich war, gleichgesinnte junge Menschen um mich, die bereit waren, Schi zu fahren, zu klettern, wochenlange Wanderungen zu unternehmen, unter freiem Himmel zu schlafen, aber auch echte Begeisterung für Kunst zu entfalten. Im letzten Schuljahr war ich mehr als ein Drittel der Zeit auf Wanderschaft. Kurze Zeit war ich einer der drei Bundesführer des österreichischen Wandervogels, dessen Vereinigung mit dem deutschen mir zu verhindern gelang. Der Wandervogel war eine deutschnationale Jugendbewegung, was mich jedoch nicht hinderte, mit der jüdischen Wandervogel-Ortsgruppe in Linz Verbindung aufzunehmen und gemeinsame Tanzabende zu veranstalten. Als Ortsgruppenleiter hatte ich in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren den jungen Menschen auch leibliche Nahrung zu verschaffen. Mein Vater empfahl mir, beim Linzer Bürgermeister vorstellig zu werden. Gewiß hätte er mir dies unschwer abnehmen können, er wollte jedoch meine Selbständigkeit fördern. Ich wurde vom Bürgermeister Dr. Dinghofer empfangen und mit einem 50-kg-Sack – Mehl, Zucker, Dosenmilch usw. – reich bedacht. Alles verstaute ich zum Leidwesen meiner Mutter unter meinem Bett. Allwöchentlich wurden die für die Fahrten erforderlichen Lebensmittel an die Führer von mir ausgegeben.

Vom Amt der niederösterreichischen Landesregierung wurde ich ermächtigt, für Jugendliche die Unterlagen für Fahrpreisermäßigungen auf den Bundesbahnen zu beschaffen. Hiebei war

mein Gegenüber in Niederösterreich der bekannte Kunsthistoriker und Jurist DDr. Richard Kurt Donin. Als man auch in der oberösterreichischen Landesregierung eine solche Amtsstelle einrichtete, wurde ein älterer, sehr liebenswerter Hofrat damit betraut. Da er nicht, wie erforderlich, sachkundig war, wurde ich ihm als Mitarbeiter beigegeben, so daß ich jede Woche ein paar Stunden bei ihm zu verbringen hatte, um die angefallenen Akten aufzuarbeiten. Ich durfte daher jederzeit den Unterricht zu diesem Zweck verlassen und wählte die mir langweilig erscheinenden Unterrichtsstunden. Auch sonst hielt ich mich nicht streng an die Unterrichtszeit. Einmal hatte ein Wandervogelkamerad außerhalb von Linz seelischen Kummer und bat mich, ihm zu helfen; ich wanderte zu ihm. Mein Vater war nicht bereit, eine Entschuldigung zu schreiben, so daß ich die Wahrheit bekennen mußte und eine schlechte Sittennote erhielt.

Ich war auch sonst ziemlich unbekümmert. Als ich nach einem Kampfspiel eiternde Füße hatte, ging ich barfuß zur Schule. Auf einer österlichen Schifahrt im Tennengebirge sauste ich einen verharschten Steilhang einige hundert Meter talwärts und rettete mich wie durch ein Wunder knapp vor einem Hangabbruch; meine rechte Hand war aber so verletzt, daß ich wochenlang keine Schularbeit zu schreiben brauchte.

Eine Straftat ist auch zu gestehen: Als uns die Etymologie des Namens Walter in der fünften Mittelschulklasse erläutert wurde, empfand ich das Fehlen des »h« in meinem Namen als großen Mangel; die Berichtigung meines Taufnamens hielt ich daher für berechtigt. Ich stellte Abschriften meines Taufscheines her, schmuggelte hiebei das begehrte »h« ein und ließ die Kopien vom Gericht beglaubigen. Meine Erwartung erfüllte sich. Die Ungenauigkeit der Schreibweise eines meiner vielen Vornamen wurde übersehen, das »h« war damit erobert und ging seit damals in alle mich betreffenden Urkunden ein.

Wie kaum anders in diesen Jahren möglich, war ich verliebt. Träume beschwerten mich oft lange in den Tag hinein, und ich erinnere mich, daß ich einmal, in der ersten Stunde zur Tafel gerufen, keine Rechnung lösen konnte, weil ich noch vom nächtlichen Traum zu sehr befangen war. Diese unvergeßliche platonische Liebe endete für mich plötzlich völlig unerwartet. Wir waren zwei Tage im Mühlviertel gewesen; am nächsten

Tag ließ sich das Mädchen alle ihre an mich gerichteten Briefe von meiner Mutter zurückgeben. Sie entschloß sich zu heiraten. Ich war nahe am Selbstmord. Ihr zuliebe hatte ich mich von einem anderen Mädchen abgewandt und es sehr verletzt; bevor ich sie als Großmutter vieler Enkel nach fast 60 Jahren aufsuchte, schrieb ich an sie:

*»Wie fern ist alles,
was wir je besaßen;
die gotische Madonna
segnet uns nicht mehr.
Allein verlorene Liebe
quält noch immer,
weil wir nicht hielten,
was doch unser war.
Es rief ein Gott uns ab,
so glaubten wir,
und suchten Trost darin
für unser Unrecht.*

Wenn ich unglücklich war, wandte ich mich besonders gern kleinen Kindern auf Spielplätzen, bei Jahrmärkten, zu. Mit einfacher Zuneigung, mit kleinen Gaben, kann man sie glücklich machen. Und was erfreut mehr als ein glücklich strahlendes Kindergesicht! Es erinnert uns, daß wir zum Glück geboren sind.

Wenig hat mich so sehr gefördert wie mein erster Wiener Besuch während des Ersten Weltkrieges in den Ferien nach meiner fünften Mittelschulklasse. Ein sehr gebildeter Onkel hatte mich auf eine Woche eingeladen. Er war beim Kader der 32,5-cm-Mörser, was mich als Buben sehr anzog, führte mich in die Staatsoper und plante meine Museumsbesuche. Ich sparte hiebei öfters Zeit ein, um dieselben Bilder nochmals betrachten zu können. Wie es kaum anders sein konnte, fesselten mich besonders Waldmüller und Schwind. Hatte ich auch schon ein Gefühl für künstlerische Qualität, die zu erkennen so schwer zu lehren ist, so nahm der dargestellte Gegenstand mich doch noch stärker gefangen.

Ich hielt von da ab öfters Redeübungen über Künstler. Vor einigen Jahren fiel mir meine Redeübung über Spitzweg in die

Hand, und ich war erstaunt, wie sehr ich der künstlerischen Leistung dieses aus anderen Gründen so beliebten Meisters gerecht geworden war.

Zu dieser Zeit gab es in unserer Gegend noch einen echten Einsiedler, Michael Kitzmüller: ein alter, hagerer Mann mit langem Bart. Er hauste in einem kleinen Raum mit tiefer Fensternische im unregelmäßig-sechseckigen Bergfried der Ruine Lobenstein über dem Tal der Großen Rodel nahe Oberneukirchen im Mühlviertel. In einer Mauernische standen die Klassiker in Form von Reclamheftchen. Ich besuchte ihn öfters, wir freundeten uns an. Als ich auf einem gotischen Kragstein saß, um die Höhe des Turmes auszuloten, sonnte er sich neben mir in seiner braunen Kutte, die nur mit einem Strick zusammengebunden war. Ich befaßte mich damals sehr eifrig mit der Burgenkunde Oberösterreichs und legte eine Karte an, in die ich alle bestehenden Burgen und Ruinen sowie alle überlieferten Stellen ehemaliger Burgen rot eintrug. In der Sonnwendnacht des Jahres 1921 brannten wir ein großes Feuer auf einer Waldblöße nahe der Ruine Lobenstein ab und übernachteten im schwachen Regen neben der Glut; Wolfram und ich wollten am nächsten Morgen den Lobensteiner Michl aufsuchen. Die Tür war verschlossen, auf Klopfen und Rufen meldete sich niemand. Wir hängten eine mitgebrachte Jacke an die Tür. Am nächsten Tag lasen wir in der Zeitung, daß der Einsiedler ermordet im Turm aufgefunden worden sei. Er hatte für Linzer Optiker Linsen geschliffen und für umliegende Bauernhöfe Sägen geschärft; man hatte bei ihm Goldmünzen vermutet. Verwandte wurden verdächtigt; die örtliche Gendarmerie hatte keinen Erfolg, der Mord blieb unaufgeklärt.

Bei Burgenbesichtigungen ging ich ziemlich bedenkenlos vor. In die bewohnte Burg Krempelstein stieg ich – da niemand zugegen war – durch eine nicht hinlänglich gesicherte Tür ein; als die Besichtigung des Bergfrieds von Neuhaus verwehrt wurde, kletterte ich über die Burgmauer und gelangte durch das Wohngebäude in den Bergfried.

Im letzten Schuljahr bereitete mir ein Ereignis viele Sorgen: Eines Tages wurde uns eröffnet, daß der norwegische Staat eine Hilfsaktion für die österreichische Jugend eingeleitet habe und der Vertreter Norwegens zu deren Abwicklung nach Linz komme. Ich wurde beauftragt, diese Lebensmittelspende abzu-

wickeln. Es meldete sich Finn Knudsen, der Sohn eines großen norwegischen Reeders, des damaligen Ministerpräsidenten Norwegens. Rasch war ein gutes Verhältnis hergestellt. Ich sammelte Aquarelle und Zeichnungen unserer Klasse als Gegengabe und führte gleich am ersten Abend den Gast auf den Pöstlingberg mit dem schönen Blick auf die Stadt Linz. Als wir im Dunklen standen, wurde Knudsen zudringlich. Ich brach die Bewunderung der Lichterstadt rasch ab. Als der Norweger bald danach die Wandervogel-Ortsgruppe besuchte, der er Geschenke machte, zum Beispiel ein für uns sehr wichtiges Kletterseil, veranstaltete ich Ringkämpfe aller unserer Führer mit ihm, um festzustellen, ob sie ihm bei allfälligen Zugriffen auf Jüngere körperlich gewachsen wären; dies schien gesichert. Es gab viele unschöne Einzelheiten, von denen ich nicht sprechen möchte. Knudsen verstrickte sich später in Bayern in politische Wirren, tauchte plötzlich wieder bei mir in Linz auf und bat um Unterschlupf, den ich ihm nicht gewähren konnte. Kurz danach kam mir eine Veröffentlichung seines Vaters zu Gesicht: er komme nicht für Schulden seines Sohnes Finn auf. Was dann mit dem unglücklichen Menschen geschehen ist, blieb mir unbekannt.

Ich bin noch oft Homosexuellen begegnet. Meist waren sie gequälte Menschen, immer geneigt, sich zu verbergen. Ein hochbegabter Freund scheiterte durch diese Veranlagung, war oftmals in Strafsachen verwickelt und verlor schließlich sein Richteramt.

Heinz Rutha war der Führer des sudetendeutschen Wandervogels. Er gab die »Blätter vom frischen Leben« heraus; ich sandte ihm einen Beitrag, der sofort veröffentlicht wurde. Im Sommer trafen wir uns im Lungau. Wir bestiegen gemeinsam das Kleine Hafnereck bei aufsteigendem Gewitter. Als wir den Gipfel erreichten, erhob sich ein Adler und flog über das gewitterige Maltatal hinweg. Nachdem wir eine qualvolle Nacht am Rotgüldenensee verbracht hatten, wanderten wir, ohne ein Wort zu wechseln, das Rauristal hinaus. Dort verabschiedeten wir uns für immer. Zwei Jahre später suchte mich jedoch Rutha unerwartet in Wien auf; politisch tätig, war er ohne Paß nach Österreich gekommen und bat mich, ihn nächstens über die Grenze bei Wittinghausen zurückzuleiten, wo ich einigermaßen mit den Wäldern vertraut war. Beide Überquerungen

gelangen. Darnach haben wir uns nicht mehr gesehen. Rutha erhängte sich nach der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei im Gefängnis. Seine Veranlagung war auch ihm zum Verderben geworden.

Planmäßige Brandstiftungen im Umkreis eines niederösterreichischen Marktes zogen viele Aufregungen nach sich. Eine Bauunternehmerin wurde als Anstifterin beschuldigt und verurteilt. Später wurden Amtshaftungsansprüche erhoben, und ich hatte den sehr umfangreichen Strafakt in der Finanzprokuratur zu studieren, der vielartige homosexuelle Verstrickungen in dem ländlichen Orte zeigte, die bei den Straftaten ins Spiel gebracht worden waren.

Auch der heute zu Unrecht fast vergessene Dichter Richard Billinger entstammte ländlichen Kreisen des Innviertels und siedelte dort seine frühen eindrucksvollen Dramen, wie etwa die »Rauhnacht«, an. Als ich ihn während des Zweiten Weltkrieges in Berlin besuchte, wohin er verzogen war, erschien er mir wie ein Vogel mit gestutzten Flügeln in einem engen Käfig. Meiner Frau schenkte er zum Abschied einen alten, ornamental geschnitzten Negerbecher aus Holz, der in den Kriegswirren leider verloren ging. Wir sind Billinger, obwohl er nach Oberösterreich zurückgekehrt war, nicht wieder begegnet.

Ein kleines Erlebnis entbehrt nicht einer gewissen Heiterkeit: Im Kurpark von Bad Ischl setzte sich während eines nächtlichen Konzertes zu mir auf eine Bank ein Herr, der ein belangloses Gespräch begann, immer näher rückte und schließlich meinen Arm zu befühlen begann. Ich erhob mich wortlos. Ein halbes Jahr später saß ich eines Sonntagnachmittags im Hotel »Ambassador« in Wien und las »Witiko« von Stifter. Derselbe Herr setzte sich an mein Tischchen und wollte wieder ein Gespräch aufnehmen. Ich erinnerte ihn daran, daß wir uns schon von Ischl her kennen und empfahl mich neuerlich.

Ich entwarf bald nach Beendigung meines Studiums eine größere Arbeit über die strafrechtliche Behandlung der Homosexualität, die jedoch nicht veröffentlicht wurde; die Zeit war noch nicht reif dafür.

Ein unvergeßliches Erlebnis völlig anderer Art, das mich lange beschäftigt hat, muß ich noch einfügen: Kinder müssen sich aus dem Bannkreis ihrer Eltern lösen; das gibt vielfältiges Leid auf beiden Seiten. Auf einer Wanderung im Böhmerwald

zwischen dem Plöckenstein und dem Dreisesselberg – ich war 15 Jahre alt – ging auf dem Steig mehrere Schritte vor mir mein Vater. Und plötzlich sah ich ihn wie einen Fremden vor mir. Der Bann war schlagartig gebrochen; es waren schreckhafte Sekunden. Die endgültige Loslösung war allerdings noch lange nicht geschehen und brachte noch vielen Kummer. Ich wollte in den letzten Mittelschuljahren aus der elterlichen Wohnung ausziehen und mich aus meinem Einkommen aus Nachhilfestunden erhalten, worunter meine Mutter sehr litt. Mein Vater und ich haben uns immer wieder versöhnt und immer wieder entzweit; worüber der Streit ging, kann ich nicht mehr angeben. Seit ich ins Berufsleben trat, verstanden wir uns plötzlich sehr gut.

Als Mittelschüler konnte ich nie die Sorge los werden, man werde eines Tages entdecken, daß ich nichts könne. Als Jurist ging es mir ähnlich. Jeden Tag erwartete ich, einem Problem gegenübergestellt zu werden, das ich nicht zu meistern verstehe. Erst später verlor sich diese Besorgnis allmählich. Sie erwachte nochmals, als ich nach der NS-Besetzung Österreichs erstmals in Berlin zu verhandeln hatte; allerdings dauerte sie dann nicht mehr lange. Ich hatte bald bei Verhandlungen mit deutschen Partnern herausgefunden, daß es darauf ankomme, eine fehlerhafte Argumentation der Gegenseite abzuwarten, sie mit aller Schärfe bloßzustellen und damit eine wohltemperierte Atmosphäre zu erreichen.

In der achten Gymnasial-Klasse wurde uns aufgegeben, nach freier Wahl ein Gedicht auswendig zu lernen. Ich lernte den letzten Spruch von Laotse in der Wilhelm-Übersetzung:

*Wahre Worte sind nicht schön,
schöne Worte sind nicht wahr.
Tüchtigkeit überredet nicht,
Überredung ist nicht tüchtig.
Der Weise ist nicht gelehrt,
Der Gelehrte ist nicht weise.
Der Berufene häuft keinen Besitz auf,
je mehr er für andere tut,
desto mehr besitzt er.
Je mehr er anderen gibt,
desto mehr hat er.*

*Des Himmels Sinn ist segnen, ohne zu schaden,
des Berufenen Sinn ist wirken, ohne zu streiten.*

Dieser Spruch hat mich mein Leben lang begleitet.

3

Nach der Matura machte ich mit meinem Freund Wolfram die längste Wanderung meines Lebens; über neun Wochen waren wir unterwegs. Zunächst kletterten wir in den Leoganger Steinbergen und im Kaisergebirge, in der Reitereralm und in den Kalkkögeln; schließlich schlug uns ein Schneesturm vom Zuckerhütl ab. In Ötz landeten wir bei Lantschners, wo Verzweiflung herrschte, weil ihre Kinder mit Freunden von einer Tour auf die Wildspitze nicht zurückgekehrt waren; man befürchtete wegen des Wettersturzes das Schlimmste. Wir machten sofort kehrt, packten unsere Bergschuhe auf die Rucksäcke und wanderten bloßfüßig bis ans Talende zurück, wo wir nächtigten. Am nächsten Morgen suchten wir zunächst die Vernagt-Hütte auf, fanden die gesuchte Eintragung nicht und querten daher über die Gletscher zur Brandenburger-Hütte, wo wir über Nacht blieben. Morgens führte der Weg zurück, und wir stiegen bei sehr schönem Wetter zur Wildspitze auf, von ihr hinab zur Braunschweiger-Hütte, aber nirgends eine Spur von den Gesuchten, so daß wir uns hinunter ins Pitztal wandten und noch zum Taschacher-Haus hinaufgingen. Alles ohne Erfolg. Wir rechneten uns mehr als viertausend Meter Höhenunterschied an einem Tage aus. Schlimm war, daß es uns an Geld und Lebensmitteln gebrach. Das Pitztal ist – vom Taschacher-Haus aus gerechnet – mehr als 50 km lang und zieht sich fürchterlich. Wir gruben unreife Rüben aus einem Acker aus und verzehrten sie, so gut es ging. Am Schluß noch über einen Höhenrücken ins Ötztal, wo wir ziemlich erschöpft um elf Uhr nachts in Ötz eintrafen. Alles war glücklich; die Gesuchten waren längst heimgekehrt, sie hatten uns beim Rückmarsch durch das Ötztal sogar von ferne gesehen und über die Barfüßigen gelacht. Soviel Kaiserschmarrn wie in dieser Nacht habe ich nie mehr auf einmal verschlungen.

Das waren nicht alle Erlebnisse dieser Sommerfahrt nach der Matura. Wir wollten nach München, um die berühmten Kunstschätze zu sehen, und über Augsburg die Romantische Straße, wie sie heute heißt, bis Nürnberg, und wieder südlich nach Regensburg wandern; möglichst viel zu Fuß und möglichst wenig mit der Bahn. Wolfram besaß keinen Paß. Wir beschloßen daher, in der Nacht von Scharnitz aus Bayern zu erreichen. Schon einige Kilometer vor der Staatsgrenze verließen wir die Straße und kämpften uns mühsam von Baum zu Baum durch. Als wir schon mehrere Kilometer auf deutschem Boden zurückgelegt hatten, glaubten wir, nun wieder gefahrlos die Straße benutzen zu können. Mitternacht war vorüber, als wir durch Mittenwald gingen; da knackte plötzlich ein Schalter, wir standen unter einer hellen Lampe, und Grenzbeamte forderten Ausweise. Wolfram zeigte sein prächtiges Maturazeugnis und erzählte eine zurechtgelegte Geschichte über den Verlust des Passes bei Ersteigung des Totenköpfels, eines sehr bekannten Berges im Wilden Kaiser. Man glaubte oder glaubte nicht, jedenfalls ließ man uns weitergehen. Ich weilte an den damals besuchten Kunststätten des Mittelalters später noch mehrmals, mit größeren Kenntnissen, mit tieferem Verständnis, aber so zauberhaft wie beim ersten Besuch war die zu Fuß durchwanderte Romantische Straße nie wieder. Den Rückweg nach Österreich suchten wir südlich von Passau, indem wir in der Nacht auf der Eisenbahnbrücke über die Donau schlichen. In Esternberg hielten wir erste Rast auf heimischem Boden. Wir hörten in der stillen Augustnacht ein nahes, unerklärliches Klopfen und gingen diesem Geräusch nach; mitten im Ort neben dem fließenden Brunnen fielen reife Birnen vom Baum. Wir griffen einige auf und setzten uns um drei Uhr früh an den nächsten Waldrand und verzehrten die erste Gabe der glücklich wieder erreichten Heimat. Am Morgen wurden wir im mittelalterlichen Schloß Viechtenstein empfangen, wo Wolframs Vater vor seinem Tode Oberförster gewesen war.

Der bekannte Psychiater Professor Dr. Julius Wagner (von) Jauregg war schon zu Berühmtheit gelangt, obwohl ihm erst wenige Jahre später der Nobelpreis verliehen wurde. Es besuchten daher häufig auch Nichtmediziner seine Vorlesung. Auch ich tat dies einmal. Wagner-Jauregg legte dar, daß er einen Patienten zeigen werde, der sich mit Goethe identifiziere. Der

Mann wurde in den Lehrsaal geführt und gefragt, wer er sei. Er nannte seinen Namen. Als Wagner-Jauregg ihn fragte, ob er nicht Goethe sei, lehnte er dies entschieden ab und bemerkte: »Ich bin ein Dichter so gut wie Goethe.« Trotz mehrmaliger nachdrücklicher Bemühungen des Psychiaters blieb der Irre bei dieser Behauptung. Damals hatte ich keinerlei Verständnis für das Vorgehen des Professors und blieb daher weiteren Vorlesungen fern.

Aus der Zeit meines Philosophiestudiums in Wien ist eine weitere Erinnerung festzuhalten: Ich sehe noch immer vor mir die Gestalt eines betrunkenen älteren Mannes, der an einem Wintersonntag, bald nach Mittag, in der Winkelmannstraße die Häuser entlang nach Schönbrunn ging; er war nicht mehr ganz sicher auf den Beinen. Frischer Schnee war gefallen, wie so häufig ging das Schneetreiben in Regen über. Knaben vergnügten sich im nahen Park, sahen den schwankenden Mann; nur ein kurzer Augenblick, und alle begannen, mit Schneebällen das erspähte Opfer zu bewerfen. Der Mann machte eine abwehrende Bewegung, wollte sich gegen seine Widersacher wenden, versuchte aber dann, still weiter zu gehen. Schneebälle und das Gelächter der Jugend folgten ihm. Da nimmt er im nächsten Hausflur Zuflucht und murmelt vor sich hin: »So bin ich, da geh' ich lieber als ein Feigling durch die Welt.«

In diesen Zeiten habe ich manches gedichtet, wirres Zeug geschrieben, philosophiert, wie es solchem Alter geziemt. Gedichte habe ich auch später dann und wann gemacht. Als ich die Bankdienste antrat, schrieb ich an den verehrten Professor Dr. Gärtner sozusagen einen Abschiedsbrief, in dem ich krause Heilsgedanken vortrug. Als Antwort wurde mir für immer die Tür verschlossen; diese Zurückweisung sollte mich wohl zur Besinnung bringen. Aber der Verlust dieses verehrten Führers in die geistige Welt paßte in meinen Zustand; ich wollte ja alle Brücken abbrechen. So nahm ich Abschied von der Jugend, Abschied von ihren Träumen und unterwarf mich der mir bis dahin fremden Realität. Erst ein Vierteljahrhundert später, als ich bei der ersten Maturafeier unserer Klasse die Festansprache gehalten hatte, konnte ich wieder die Anerkennung meines Lehrers, den ich wie keinen anderen geliebt hatte, erringen; er sah, daß der von ihm gesäte Samen nicht verloren, sondern aufgegangen war.

Als ich Wien den Rücken kehrte, entfloh ich auch meiner engen Verbindung mit der schon erwähnten Kunstgewerblerin; wir ließen uns immer wieder vom Weltschmerz überwältigen und vergossen viele Tränen gemeinsam. Meine Freundin war sehr begabt. Professor Josef Hoffmann besuchte als Direktor der Schule nur selten die Arbeitsräume. Als er einmal zu ihrem Arbeitstisch kam, nahm er eine von ihr getriebene Silberkette in die Hand, lobte sie als sehr gelungen und ließ sie ohne weiteres Wort in seine Rocktasche gleiten. Ich besitze noch sehr schöne Metalltreibarbeiten von ihrer Hand; unsere Freundschaft ist nie erloschen.

Schon im letzten Jahr der Mittelschule wurde ich gewahr, daß ich eine Veranlagung zur Mondsucht habe. Zu Ostern war ich auf einer Wanderung mit Wolfram von Amstetten über den Kollmitzberg die Donau abwärts zu einem Treffen auf der Hirschwand unterwegs. Abends begann es zu schneien. In der Dämmerung stiegen wir ins Gemäuer der Ruine Weitenegg empor und legten uns dort zum Schlafen nieder. Ich erwachte mitten in der Nacht, stehend; durch eine Maueröffnung schien der Mond auf mich. Ähnliches erlebte ich noch öfters. Bei einer Reise mit der Universitäts-Segeljacht »Universitas« im Mittelmeer war ich aus der hintersten Kabine schlafend die Stiege aufs Deck gekrochen und kam erst oben zu mir. Noch heute, wenn ich abends die Fensterflügel schließe, habe ich das Gefühl, ich brauchte nur hinauszutreten und könnte schwerelos durch die Luft schreiten. Ich muß geradezu Widerstand leisten, um dieser Lockung nicht zu verfallen.

Während meines Psychologiestudiums bei Professor Hermann Swoboda, dem Freund Otto Weiningers, beobachtete ich mich verständlicherweise genauer, so z. B. im Hinblick auf Gedankenübertragungen. Ich sitze einmal in einer kunstgeschichtlichen Vorlesung im abgedunkelten Saal und sehe plötzlich auf meinem Tisch im Studentenheim die Nachricht eines Freundes aus Linz liegen. Ich eile sofort nach der Vorlesung nach Hause, finde keinen Brief, bin enttäuscht, bemerke aber dann, daß ein Bücherzettel von oben bis unten vom Linzer Freund beschrieben ist, der mich auf der Durchreise nicht getroffen hatte. Ich war damals mit der eben genannten Kunstgewerblerin eng verbunden, die ich nicht in ihrem und die mich nicht in meinem Heim aufsuchen durfte; wir verabredeten

Treffpunkte, aber sehr oft wußten wir uns zu finden, obwohl alles gegen diese Möglichkeit sprach. Ich habe in meinem weiteren Leben Gedankenübertragungen immer wieder einwandfrei feststellen können und habe darauf bei meiner beruflichen Tätigkeit sehr geachtet. Noch heute ahne ich nicht selten einen Anruf oder eine Zuschrift im voraus; der Gedanke entsteht zu jenem Zeitpunkt, in dem der Anruf erwogen oder der Brief geschrieben wird. So bin ich gegen manche Überraschung gefeit. Bei meiner zweiten Staatsprüfung bereitete mir eine Gedankenübertragung einige Schwierigkeiten, die mir aber schließlich doch zu Ehre verhalfen. Ich saß in der Reihe der Prüflinge an letzter Stelle; ein Freund, mit dem ich mich auf die Prüfung vorbereitet hatte, war Zuhörer. Professor Dr. Karl Wolff begann als erster zu prüfen und wandte sich überraschend an mich als letzten mit der Frage: »Nennen Sie mir einige Glücksgeschäfte.« Obwohl mir diese Geschäfte ganz geläufig waren, hatte ich eine Schrecksekunde zu überwinden. In diesem Augenblick der Gehirnleere dachte mein Freund an eine Geschäftsart, die Wolff nicht zu den Glücksgeschäften zählte. Ich nannte sie mechanisch. Wolff erklärte kurz, dies wäre kein Glücksgeschäft. Inzwischen hatte ich mich wieder besonnen und erkannt, daß auch dieses Geschäft unter Umständen zu einem Glücksgeschäft gestaltet werden könne. Ich erwiderte daher etwas scharf: »Kann aber eines sein.« Wolff überlegte kurz und mußte mir recht geben, was mein Ansehen bei ihm steigerte. Beim ersten Rigorosum – wenige Tage später – stellte er mir nur eine einzige Frage.

Von Innsbruck nach Wien zurückgekehrt, meldete ich mich sofort zur Gerichtspraxis, für die zu dieser Zeit noch keinerlei Vergütung gewährt wurde. Ich erhielt eine Zuschrift des Landesgerichtes Wien für Zivilrechtssachen, die angab, bei welchem Referenten ich mich zu melden habe. Ich vergaß, diese Einladung mitzunehmen. Der Präsidialist erbat sie von mir, und als ich meinte, ich habe den »Wisch« nicht mitgenommen, trug mir dies ernststen Tadel ein, den ich mir zu Herzen nahm, so daß mir solche Entgleisungen im Amtsverkehr künftig nicht mehr passierten.

Ich wurde dem heute nicht mehr bestehenden Bezirksgericht Leopoldstadt in der Schiffamtsgasse zugeteilt, und zwar als Schriftführer dem Oberlandesgerichtsrat Dr. Hugo Mifka,

einem erfahrenen Richter. Erste Tagsatzungen wurden bis zu Hunderten in endloser Kette auf einmal aufgerufen und die Mehrheit mit Versäumungsurteil durch Stampiglienaufdruck beendet. Mir stockte das erstemal buchstäblich der Atem. Dann kam es zu den ersten Streitverhandlungen. Der Richter saß oder stand hinter dem erhöhten Richterpult und ließ anwaltlich nicht vertretene Parteien ohne jede formale Beschränkung ihre Ansichten vortragen. Hiebei entwickelten sich bei den meist jüdischen Parteien für mich unüberblickbare Streitgespräche. Mifka hörte scheinbar lässig zu, plötzlich unterbrach er, wandte sich an den Schriftführer und diktierte einen Vergleich. Die jüdischen Parteien nahmen fast ausnahmslos – wie mir schien sogar dankbar – eine solche unstreitige Entscheidung an; sie entsprach ihrer Auffassung vom autoritären Richter. Diese Vergleiche haben tatsächlich, wie mir allmählich klar wurde, in der Regel das Richtige getroffen. Als die vierte Streitverhandlung in einer Besitzstörungssache wegen Verweigerung der Mitbenützung eines Klosetts abgehandelt wurde, war ich wieder sprachlos. Viele neue Beweise wurden beantragt. Wie konnte sich die klagende Partei zwischenzeitig behelfen? Es tauchten bei mir Zweifel auf, ob die Besitzstörungsklage noch zeitgerecht sei.

Schon nach wenigen Monaten wurde ich zum Armenvertreter des Bezirksgerichtes Leopoldstadt bestellt. Das gab sehr viel Arbeit, aber auch Einsicht in die Streitfälle. Fast überwiegend handelte es sich um Ratengeschäfte, bei denen die Besteller außerhalb Wiens von Vertretern aufgesucht und oft zu für sie unsinnigen Bestellungen verleitet wurden. Beispielsweise konnte ich einmal dartun, daß ein kleiner Landschuster Schuhstrupfen bestellt hatte, die für die nächsten 87 Jahre gereicht hätten, was bei dem Richter nicht den Eindruck verfehlte. Als Professor Rechtsanwalt Dr. Arthur Lenhoff in den Juristischen Blättern einen viel beachteten Aufsatz zur Reform des Ratengesetzes veröffentlicht hatte, verfaßte auch ich eine Stellungnahme, wobei ich das Grundübel im Aufsuchen der Kunden darzulegen versuchte. Die Juristischen Blätter brachten meinen Aufsatz. Ein Referentenentwurf wurde im Bundesministerium für Justiz ausgearbeitet und zur Äußerung auch mir übermittelt, desgleichen der Regierungsentwurf. Jedesmal nahm ich eingehend Stellung. Die Novellierung des Ratengesetzes endete jedoch in der Aktenablage des Justizministeriums. Als mehr als 50 Jahre

später das Ratengesetz tatsächlich novelliert wurde, maß man dem von mir aufgezeigten Übel besondere Bedeutung zu; es wird dem Besteller in solchen Fällen nun ein befristetes Rücktrittsrecht eingeräumt.

Zu dieser Zeit lernte ich meinen Freund, den heute international anerkannten Graphiker und Maler Hans Fronius kennen. Unser gemeinsamer Jugendfreund Dr. Otto Nicoletth brachte Fronius zu mir, als dieser in eine heikle Lage geraten war; ich konnte ihm helfen. Vieles war uns schon damals gemeinsam. So hatten wir bereits Kafka entdeckt, beide waren wir mit den Werken Kubins vertraut, beide liebten wir mittelalterliche Kunst, aber auch die Expressionisten. Ständig wuchs sein Vertrauen zu mir als Beistand und mein Vertrauen zu ihm als Künstler. Als mir vor dem Zweiten Weltkrieg Blätter von Kubin und Fronius gleichzeitig zur Auswahl vorlagen, entschied ich mich für Fronius und erwarb zwei Landschaften, ein Aquarell und eine Sepiazeichnung. Bei diesem Entschluß fiel nicht die Freundschaft in die Waagschale; ich erwarb damals schon alljährlich Arbeiten von ihm, auch einige Ölbilder, so daß ich 1974 eine geschlossene Sammlung von 233 Zeichnungen und Monotypien dieses Künstlers der Albertina schenken konnte. Zehn Ölbilder von Fronius, die ich gleichzeitig der Österreichischen Galerie widmete, bleiben bis auf weiteres als Leihgabe bei mir. Fronius überzeugte mich mit der Kraft seiner einfachen, sicheren Strichführung. Ich muß allerdings gestehen, daß ich auch schon einige schöne Federzeichnungen aus Kubins Hand besaß, die mir fast alle im Krieg verloren gingen.

Fronius war mir aber schon früher in nicht alltäglicher Weise begegnet. Als ich Bankdienste in Bad Ischl leistete, weilte ich oft im nahen Traunkirchen bei meinem Freund Nicoletth und seiner Schwester. Als ich sie wieder einmal aufsuchte und einige kümmerliche Produktionen meiner Hand vorwies, verzog mein Freund sein Gesicht, und seine Schwester, mit der ich mich verlobt fühlen durfte, zeigte mir zwei postkartengroße Aquarelle. Sie illustrierten Trakls verklärten Herbst: »Im Kahn den blauen Fluß hinunter, wie schön sich Bild an Bildchen reiht.« Sie waren ihr von Fronius geschickt worden. Ich hatte ihr oft Trakl vorgelesen, ihn zu illustrieren hätte ich aber nie gewagt. So war mir mein künstlerisches Unvermögen vor Augen geführt worden, und als ich merkte, daß das Interesse weniger der Kunst als dem

Künstler galt, quälte mich doppelte Eifersucht. Meine »Braut« heiratete nicht mich, sondern einen Freund ihres Bruders, den er ein Jahr später – nach seinem Studium in Cambridge – nach Traunkirchen mitgebracht hatte. Als ich mit meiner zweiten Frau nach mehr als einem halben Jahrhundert zu ihr in ein englisches Dorf mit steingrauer Kirche auf samtigen Wiesengrund fuhr, ließ sie sich gerne von Fronius und seinen Erfolgen berichten, aber seiner Bildchen vom verklärten Herbst konnte sie sich nicht mehr entsinnen; sie sind verschollen.

Ich wurde Schriftführer beim Landesgericht für Zivilrechtssachen in Wien – zunächst im Senat für Autosachen, dann im arbeitsrechtlichen; beide wurden von vorzüglichen Sachkennern geleitet, die Urteilsentwürfe brachten mir manche Mühen, aber auch wichtige neue Kenntnisse.

Dann wurde ich wieder an das Bezirksgericht Leopoldstadt versetzt, wo mir die Aufgaben des ersuchten Richters übertragen wurden. Die von mir abgenommenen Eide waren zwar nichtig, aber darum kümmerte sich niemand; in dieser Zeit wurde noch nicht so häufig wie heute auf den Zeugeneid verzichtet, insbesondere galt dies für jüdische Zeugen. Die betreffende Thorastelle, auf welche die Hand beim Spruch der Eidesformel zu legen war, war sehr abgegriffen und daher leicht aufzuschlagen. Ich nahm mein Amt wichtig und verließ mich nicht auf den Beweisbeschuß des ersuchenden Gerichtes, sondern studierte den ganzen Akt. Hiebei stieß ich manchmal darauf, daß maßgebende Beweise nicht zugelassen waren. Ich dehnte unbekümmert darum die Beweiserhebung aus und hatte zweimal die Genugtuung, daß mir der erkennende Richter einen persönlichen Dankbrief schrieb.

Einmal war der Oberrabbiner von Wien über einen sehr nebensächlichen Gegenstand, die Schenkung eines Gebetshauses in Galizien, zu vernehmen. Ich lud ihn nicht zum Gericht vor, sondern suchte ihn an einem Samstagvormittag auf. Die Aussage war gemacht und protokolliert. Als ich nun die Unterschrift des Zeugen erbat, wurde sie geleistet, aber mit dem Vorbehalt, daß das Datum geändert werde. Das machte nachhaltigen Eindruck auf mich.

Dr. Otto Nicoletti hat sich sein Leben lang mit dem Problem der Übersetzung auseinandergesetzt. Er war sehr sprachbegabt, hatte je ein Jahr in Paris und Cambridge studiert, sprach italie-

nisch ebenfalls fließend und hatte sogar chinesisch zu lernen begonnen. Er war sich der unlösbaren Schwierigkeit einer vollkommenen Übersetzung bewußt. Leider hat er alle darüber begonnenen Arbeiten nicht veröffentlicht. Goethe schrieb einmal in einem Brief, man werde mit den eigenen Dichtungen nicht fertig, mit Übersetzungen nie. Das heißt, daß es nur hilfsweise Skizzen gibt, welche die augenblickliche Einsicht in das fremdsprachige Werk wiedergeben. Die unendliche Wandelbarkeit und die unerschöpfliche Tiefe des Originals läßt sich auf die Übersetzung nicht übertragen.

Zu Ostern 1927 traf ich mich mit meiner späteren Frau auf dem Dachstein. Hier lernte ich Dr. Hans Thirring, Professor für theoretische Physik an der Universität Wien, kennen, dessen jüngerer Sohn Walter, den ich als kleinen Buben auf meinen Schultern manchen Berg hinaufgetragen habe, heute seine Lehrkanzel innehat. Ich hatte es leicht, Professor Thirring zu imponieren; denn auf dem Dachstein war ich von meiner Ischler Zeit her gut zu Hause und verstand es daher, genußreiche Abfahrten zu legen.

Als ich von Innsbruck nach Wien zurückgekehrt war, nahm ich Quartier in einer der Grinzinger Baracken aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, die der Maler Professor Alois Delug erworben hatte, um hier eine Künstlerkolonie einzurichten, zu der es allerdings nie kam. Der Winter wurde ungewöhnlich kalt, das Wohnen in der Baracke mit eingefrorenem Wasser sehr ungemütlich. Thirring und seine von mir sehr verehrte Frau boten mir über die härteste Zeit in ihrer Wohnung Unterschlupf. Thirring konnte meisterhaft schwierigste Fachthemen einfach darstellen, so daß selbst ich – ohne Kenntnisse der modernen Physik – seinen Vorträgen zu folgen verstand; sein Sohn Walter hat diese Begabung geerbt. Ich bemühte mich, diesem Vorbild zu folgen, in fachwissenschaftlichen Arbeiten verständlich und kurz zu schreiben; ich glaube, dies im Laufe der Zeit erreicht zu haben. Thirring war aber auch ein erfinderischer Geist und entwickelte gerade damals einen Tonfilm auf Selen-Basis, der als »Selenophon« patentiert wurde. Bei den Verhandlungen über den Lizenzvertrag mit dem österreichischen Rundfunk vertrat ich ihn. Jugendlich unbefangen hatte ich kein Vertragsmuster gesucht, sondern ging einfach vom Gesetz aus. Die Gegenseite wurde durch den heute schon greisen Rechtsanwalt

Dr. Josef Schwaighofer vertreten, der seine advokatorische Überlegenheit in keiner Weise gegen mich ausspielte, so daß der Vertrag rasch abgeschlossen wurde und später keinerlei Differenzen entstanden. Thirring erfand auch eine Schibindung mit Federung, die in ihrer Grundidee den modernen entsprach. Sein Schi-Mantel, der infolge seiner Bremswirkung auch lange, steilste Abfahrten ermöglichte, entsprach nicht der sportlichen Idee und verschwand bald wieder.

Auch mit metaphysischen Lehren setzte sich Thirring auseinander und veranstaltete verschiedene Versuche, bei denen ich ihm behilflich sein konnte; Gedankenübertragungen wurden wieder belegt. Mit telepathischen Versuchen hatte ich mich schon in der Mittelschule vertraut gemacht und erfahren, wie durch verstandesmäßige Behelfe der Erfolg bei öffentlichen Vorführungen gesichert werden muß. Während der Bankzeit hatten wir uns mit »Tischerlrücken« oftmals abgegeben; die Ergebnisse waren, wiewohl wir sie nicht ernst nahmen, regelmäßig verblüffend richtig. So fragten wir einmal in einem Hotelzimmer, in das wir eben alle erstmals eingetreten waren, wie viele Fransen der Fenstervorhang habe, und das Tischchen klopfte munter 136mal, was stimmte. Die Frage, in wie vielen Monaten ich von Ischl versetzt werde, wurde ebenso genau beantwortet.

Thirring verlor 1938 seinen Lehrstuhl, weil er die Relativitätstheorie Einsteins, mit dem er in guter persönlicher Beziehung stand, offen verteidigte; er erhielt seine Lehrkanzel erst wieder nach Kriegsende.

Der ältere Sohn Thirrings, Harald, ging in den letzten Kriegswochen beim Rückzug aus Rußland als Wehrmann zugrunde; er war sehr begabt und hatte selbständig erkannt, als er $1 + 1 = 2$, $2 - 1 = 1$ lernte, daß $1 - 2 = -1$ ergeben müsse. Wohl dieser schwerste Schlag für Thirring war einer der Ausgangspunkte seiner Friedensgedanken, die er insbesondere in seinem Buch »Homo sapiens« niederlegte und in vielfältiger Weise bis zu seinem Tode auch international, vor allem in der Pugwash-Bewegung, sehr rege verfolgte, weshalb er österreichischerseits für den Nobelpreis – wenn auch ohne Erfolg – vorgeschlagen wurde. Ich las die Manuskripte seiner ersten Entwürfe, stimmte zwar im Ziele mit ihm überein, zweifelte aber, ob durch Wissen allein Menschen zum Guten erzogen werden

können. Allerdings hielt auch Sokrates, der große Lehrer des Abendlandes, das Gute für lehrbar.

Ich selbst war schon Ende des Ersten Weltkrieges Pazifist geworden, hatte mir in jugendlicher Weise zurechtgelegt, daß man mutig genug sein müßte, jede Kriegsdienstleistung abzulehnen und dann die zu erwartende Todesstrafe hinzunehmen, um eine Friedensbewegung auszulösen; ich träumte einmal, daß ich deswegen zum Tode verurteilt wurde und auf einer hohen Stelle hingerichtet werden sollte. Ich bat, mir die Binde von den Augen zu nehmen, um im Sterben noch einmal das weite Land im hellen Lichte zu sehen; da erwachte ich.

Schließlich wurde ich Schriftführer des Strafbezirksgerichtes 1, dessen Vorstand der Vizepräsident des Straflandesgerichtes 1, Dr. Höfelmayr war; gefürchtet, weil er seine Aufgabe sehr ernst nahm; als Presserichter genoß er größtes Ansehen. Täglich ließ er sich vom Koch des Gefangenenhauses und einem Gefangenen das Essen vorweisen, das er gewissenhaft kostete und dem er Lob oder Tadel erteilte. Während meiner Tätigkeit wurde der Presseprozeß über den bekannten österreichischen Kommunisten Koloman Wallisch durchgeführt, der eine Rolle in Bela Kuhns Ungarn gespielt hatte; eine Zeitung hatte über seine Taten in Ungarn berichtet. Nach vielen mehrstündigen Verhandlungen mit langen Beweisaufnahmen hatte ich das Urteil zu verfassen, das 58 Seiten lang war. Zu dieser Zeit wurde das Pressegesetz novelliert, und ich widmete der Novelle einen Aufsatz auf Grund meiner gewonnenen Anschauung vom Presserecht; es war meine letzte strafrechtliche Arbeit, wenn ich von der Behandlung der Treuhandschaft im Strafrecht in meiner späteren Artikelreihe über die Treuhand absehe.

Höfelmayr benahm sich immer als Herr. Als einmal der bekannte Strafverteidiger Rechtsanwalt Dr. Hans Gürtler ausrichten ließ, er werde zu einer Presseverhandlung etwas verspätet kommen, nahm dies Höfelmayr, der schon am Verhandlungstisch Platz genommen hatte, stillschweigend entgegen. Als aber Gürtler, wie häufig, bei seinem Plädoyer ins Feuer geriet und im Eifer immer wieder die Begriffe »These« und »Antithese« falsch gebrauchte, unterbrach ihn jedesmal Höfelmayr mit sanfter Stimme: »Sie meinen wohl die These« oder: »Sie meinen wohl die Antithese.« Das milderte das schwungvolle Pathos des temperamentvollen Verteidigers sehr.

Ich sollte später noch manchmal meine Klinge mit Dr. Gürtler kreuzen. Die alte Kontrollbank hatte ihren Sitz in der Füh- richgasse 1, dem ehemaligen beliebten Hotel Dunkel, das gerne von Opernsängern besucht wurde. Im Sinne des Mietvertrages hatte die Kontrollbank das Innere des Gebäudes in ein Büro- haus umgebaut, mit der Auflage, bei Rückgabe wieder den vori- gen Zustand herzustellen. Als 1942 die Kontrollbank zu liqui- dieren war, verlangte Gürtler als Vertreter der Hausbesitzer unnachgiebig die Wiederherstellung oder Barzahlung dieses Aufwandes. Noch immer hatten sich dann und wann vertrock- nete, jedoch nach von mir eingeholter Auskunft sachkundiger Wissenschaftler noch lebensfähige Wanzen aus der Hotelzeit gefunden, woraus ich Einwendungen ableitete. Natürlich wurde nicht mitten im Krieg ein Hotel eingerichtet, sondern schließlich ein angemessener Abfindungsbetrag bezahlt.

Anlässlich des Baues des ersten Donaukraftwerkes Ybbs-Per- senbeug bekämpfte Gürtler als Sohn der Stadt Grein und – wie er mit Pathos verkündete – ohne Honorarforderungen gegen die Stadt zu stellen, beim Verwaltungsgerichtshof den Wasser- rechtsbescheid; ein Erfolg blieb ihm allerdings versagt. In Habs- burger-Besitz Persenbeug wurde durch dieses Kraftwerk einge- griffen; Gürtler sprach von Energiebarbaren und hatte inso- ferne damit recht, als vor Leistung der Entschädigung gebaut wurde. Er vertrat Habsburg, ich die Donaukraftwerke. Zwei Tage lang verhandelten wir in Gürtlers Kanzlei und einigten uns auf einen ansehnlichen Abfindungsbetrag. Gürtler diktierte eine sehr lange Begründung für diese Vergleichssumme ins Mikrophon; ich anerkannte ausdrücklich nur den Vergleichsbe- trag, nicht jedoch dessen Begründung, weil Gürtler Rechenfeh- ler unterlaufen waren und ich die verglichene Entschädigungs- summe zwar für angemessen hielt, aber zum großen Teil auf anderen Grundlagen als berechtigt ansah. Meine Begründung diente der vorbehaltenen Zustimmung des Aufsichtsrates der Donaukraftwerke AG zum Vergleich. Nach etwa zwei Jahren besuchte mich der habsburgische Steuerberater und war ziem- lich bedrückt, weil die Entschädigung mit bedeutenden Steuern belastet sei, da Gürtler vor allem entgangene Gewinne geltend gemacht hatte. Mit Zustimmung meines Mandanten stellte ich meinen Bericht an den Aufsichtsrat zur Verfügung, und die Steuerlast konnte wesentlich gesenkt werden.

Ich wollte Richter werden, meine ausgezeichnete Beschrei- bung war mir zur Kenntnis gebracht worden, ich hatte – wie mir erklärt wurde – sichere Aussicht auf Übernahme in den richterlichen Vorbereitungsdienst. Nur zwei Stellen waren zu besetzen; ich wurde übergangen. Da erinnerte ich mich, daß mein Vater einmal die Finanzprokurator als die vornehmste Dienststelle bezeichnet hatte, die zu seiner Zeit noch eine Zweigstelle in Linz unterhielt.

Ich meldete mich daraufhin beim Präsidenten der Finanzpro- kuratur, Dr. Rudolf Löw, wurde empfangen und hatte meine Zeugnisse vorzulegen; meine Aufnahme wurde nicht ausge- schlossen, ich werde verständigt werden. Nach mehreren Wochen erhielt ich eine Vorladung. Harald Thirring war gerade an Mumps erkrankt und hatte mich angesteckt. Mit Fie- ber begab ich mich zur angesetzten Stunde in die Finanzproku- ratur. Der Präsident eröffnete mir, daß ich mich einer Prüfung zu unterziehen habe. Als ich, meine Krankheit geltend machend, um einen anderen Termin bat, wurde mir bedeutet, daß dann meine Bewerbung gegenstandslos sei. Ich blieb daher und wurde von vier Herren der Finanzprokurator zwei Stunden lang ziemlich gründlich geprüft. Wie bei allen Prüfungen ging es mir gut, nur die Beantwortung der letzten Frage, die auf den »neidigen Onkel« gerichtet war, bereitete mir in meinem Fie- berzustand einige Schwierigkeiten; ich begann, die besondere verwandtschaftliche Konstellation dieses Onkels vor mich in die Luft zu zeichnen. Damit endete meine Prüfung, und ich erhielt verhältnismäßig bald Mitte März 1930 die Nachricht, daß ich zum Vorbereitungsdienst bei der Finanzprokurator zugelassen sei, den ich am 17. März 1930 antrat. Damit war mein beruflicher Aufstieg, wie ich heute weiß, in seine Bahn gelenkt wor- den. Wenige Wochen vorher, als wir ein Zimmer in der Woh- nung meiner Schwiegereltern beziehen konnten, hatte ich geheiratet. Die Möbel entwarf ich selbst; ich benütze sie noch heute, und sie gefallen in ihrer Schlichtheit noch immer.

Die Aufnahme in den Staatsdienst wäre fast auf ein kleines Hindernis gestoßen. Als im Jahre 1929 der Eisstoß auf der Donau vom Eisernen Tor bis nach Oberösterreich reichte, über- querten Professor Thirring und ich die Donau von Nußdorf

nach Langenzersdorf. Die Eisklippen waren oftmals hoch aufgetürmt, unser Unternehmen war ziemlich mühsam. Als wir zurückkehrten, erwartete uns ein Polizist. Professor Thirring konnte sich rechtzeitig der Amtshandlung entziehen, während meine Personalien aufgenommen wurden. Ich erhielt vom Bezirksgericht Döbling eine Mandatsstrafe von drei Schilling wegen »Gleiten auf dem Eise auf verbotenen Stellen«, eine Strafbestimmung, die einige Jahre später aufgehoben wurde. Wenige Wochen vor meiner Aufnahme in den Staatsdienst hatte ich die Tilgung der Strafe erlangt, so daß die Vorstrafe als Hindernis beseitigt war.

Präsident Löw war als glänzender Jurist bei den Zentralstellen höchst angesehen und als Junggeselle um die Angehörigen seines Amtes stets wie ein Vater besorgt. Er lud uns alljährlich zu einer Jause in seine Wohnung, wo wir uns völlig unbefangen unterhielten. Zum Jahresende gelang es ihm, im Bundesministerium für Finanzen Sonderremunerationen zu erwirken, die er in einfachster Weise auszahlte. Auf einer Liste waren die Namen der Empfänger und die Beträge verzeichnet, das Blatt lag vor ihm auf dem Schreibtisch, und der Bedachte mußte darauf den Empfang durch Unterschrift bestätigen. Hierbei verdeckte Löw mit beiden Händen die anderen Teile der Liste. Bei der Verteilung der Gesamtremuneration auf die einzelnen Beamten spielte der Dienstrang keinerlei Rolle, sondern nur die Leistung, so daß sehr häufig jüngere Beamte höhere Beträge erhielten. Ich schildere dies als Beispiel seiner in jeder Hinsicht völlig unbürokratischen Handhabung der Amtsgeschäfte, die mich geradezu entzückte. Es ist bemerkenswert, daß er uns – und dies vor 50 Jahren – auftrag, bei telefonischen Anfragen von Behörden nicht auf den Aktenweg zu verweisen, sondern sofort mündlich Auskunft zu geben, wenn nicht besondere Gründe dagegen sprechen.

Ich sehe Präsident Löw noch vor mir, wenn ihm der umfangreiche Tageseinlauf gebracht wurde und er nicht etwa Akt für Akt durchsah, sondern den Stoß der Eingänge mit großer Behendigkeit da und dort lüftete, um Spreu vom Weizen zu sondern. Hierbei entging ihm kein heikles Stück, er nahm es heraus und teilte regelmäßig nicht nach dem Zuständigkeitschema der Abteilungen zu, sondern jenem Beamten persönlich, den er für die Bearbeitung eines schwierigen Falles als besonders

geeignet erachtete. Den ließ er rufen, gab sofort seine Meinung bekannt; konnte man ihm nach näherem Studium ausnahmsweise nicht beipflichten, so berichtete man ihm zunächst persönlich; er war durchaus bereit, anderen Gedankengängen zu folgen. So kam ich sehr bald in ständige, unmittelbare Berührung mit meinem obersten, unvergeßlichen Chef, dem ich so viel verdanke.

Die Finanzprokurator unterstand wie heute dem Bundesministerium für Finanzen. Wir wurden nach Dienstantritt vom Präsidialchef dem Finanzminister persönlich vorgestellt, wobei nicht vergessen wurde, den Marschallstab im Tornister zu erwähnen. Mich empfing der Rechtsanwalt Bundesminister Dr. Karl Buresch, ein sehr versierter Politiker, der, bedauerlicherweise in eine Bestechungsaffäre mit Siegmund Bosel verwickelt, daraus 1936 – als Gouverneur der Postsparkasse – die letzte Konsequenz zog. Die Finanzprokurator wurde damals als Vorschulung für den ministeriellen Dienst gewertet, so daß viele Ministerialbeamte der Prokurator entstammten und Neuankömmlingen aus ihrer ehemaligen Dienststelle freundschaftlich entgegenkamen. Hier muß ich des Sektionschefs Dr. Adalbert Egger gedenken, der der hervorragendste Kenner des österreichischen Steuerrechtes war und mit dem ich bei meiner späteren ministeriellen Tätigkeit wiederholt wirtschaftliche Fragen, die in das Steuerrecht hineinspielten, zu erörtern hatte, stets mit größtem Gewinn. Der bekannte Kunsthistoriker, der sich als glänzender Vortragender einen Namen gemacht hat, Professor Hofrat Dr. jur. und Dr. phil. Gerhard Egger, ist sein Sohn. Nach Vollendung des Jusstudiums wandte dieser sich der Kunstgeschichte zu. Als ich ihn kennenlernte, arbeitete er gerade an einer interessanten Arbeit über den mittelalterlichen Einsäulenraum, die er mir zur Durchsicht gab. Bis Ende 1981 leitete er das Österreichische Museum für angewandte Kunst.

Ich wurde in der Prokurator Dr. Adalbert Meznik zugeteilt, der als der beste Jurist dieses Amtes galt und auch fachwissenschaftlich tätig war; er schrieb einen geschliffenen, prägnanten Stil. 1938 wurde er Präsident der Finanzprokurator und beendete seine Berufslaufbahn im Unterrichtsministerium als Sektionschef, dem das Hochschulressort unterstand. Noch heute kann man von älteren Professoren sein Lob hören; er starb 84 Jahre alt, 1980. Sein Sohn ist der bekannte außerordentliche

Professor für Orthopädie an der Wiener Universität Fritz Meznik.

Als erster Akt wurde mir die Anfrage des Unterrichtsministeriums, ob geistliche Schwestern Schulzeugnisse mit ihrem Schwesternnamen oder mit ihrem Familiennamen zu unterschreiben haben, zur Erledigung übergeben. Ich war – wie leicht zu verstehen ist – ahnungslos und begab mich etwas ratlos in die Bibliothek. Hier stieß ich auf die vollständige Ausgabe der Maria-Theresianischen Gesetze und begann, in ihnen zu suchen. Zu meiner Verblüffung fand ich nach etwa einer Stunde die maßgebende gesetzliche Grundlage. Ich schrieb dann die an sich einfache aktenmäßige Erledigung und legte sie meinem Chef vor, der völlig überrascht war, da er die Anfrage schon monatelang vor sich hergeschoben hatte, weil ihm nicht klar war, wo anzusetzen sei. Dieser erste kleine Erfolg machte die Runde im Amt. Es wurde mir zum ersten Male bewußt, daß ich zu sehr rascher Arbeit begabt war; denn die mir zugewiesenen Akten konnten mich nicht auslasten, so daß ich Arbeit anzog. Herr Hofrat Dr. Alfred Borak, der manchmal meinen Abteilungsleiter in dieser Funktion vertrat, meinte von mir, ich »ziehe wie ein Pferd und sei flink wie ein Affe«. Das erfuhr ich allerdings – wie es immer so geht – erst sehr viel später, ebenso wie meinen Spitznamen im Bundesministerium für Vermögenssicherung und Wirtschaftsplanung, »Intelligenzbestie«, der gewiß nicht freundlich gemeint war, weil Arbeiten von mir ohne mein Wissen von Minister Dr. Peter Krauland als Muster für die Knappheit der Berichterstattung in Umlauf gesetzt wurden. Meine Schnelligkeit hat zum Teil ihren Grund darin, daß ich nie eine juristische Arbeit erst nach einer entworfenen Exposition, sondern immer den Entwurf ohne viel Überlegung oder Zögern vom Anfang bis zum Ende niederschreibe; freilich bedarf er dann oft noch Ergänzungen und Berichtigungen, insbesondere auch deshalb, weil ich nicht selten Rechtsprechung und Schrifttum erst später zu Rate ziehe, um eigene Einfälle nicht zu verdrängen. Beim Auffinden von Literatur und Judikatur habe ich eine glückliche Hand. Zudem habe ich in der Finanzprokuratorat begonnen, eine Kartei über das gesamte österreichische Schrifttum aller Rechtsgebiete laufend zu führen, also nicht etwa nur über das Privatrecht, und habe mir dadurch eine ziemlich sichere Grundlage für meine Arbeit

geschaffen. Diese Kartei habe ich allerdings 1938, nach der Besetzung Österreichs, nicht mehr ergänzt und erst wieder nach 1945 bis zu meiner Emeritierung fortgeführt. Schon die handschriftliche Eintragung bewirkte meist im Bedarfsfalle eine erste Erinnerung an die Fundstelle. Meine gute Beziehung zur Literatur wurde von Präsident Löw bald erkannt und mir daher die Betreuung der Amtsbibliothek übertragen. Die alte Literatur war in der Prokuratorat sehr gut vertreten, die jüngste zeigte große Lücken, insbesondere war das deutsche handelsrechtliche Schrifttum, das für Österreich seit dem Allgemeinen Handelsgesetzbuch Bedeutung hatte, nicht ausreichend. Die von mir vorgeschlagenen Anschaffungen wurden bewilligt, so daß die Bibliothek gut ausgestattet war, als dann schwierige gesellschaftsrechtliche Fragen von der Finanzprokuratorat zu beantworten waren.

Die Abteilung Mezniks war zuständig für Stiftungs-, Unterrichts- und Amtshaftungs-(Syndikats-)sachen. Alte Stiftungen gaben noch manche Beschäftigung, neue Stiftungen wurden nur selten errichtet. Sollten Stiftungen im Mittelalter oder in der Barockzeit meist der ewigen Seligkeit des Stifters dienen, so mußte ich feststellen, daß die neuen Stiftungen häufig von dem Wunsch des Stifters getragen wurden, in schicklicher Weise Enterbungen zu beschönigen. Ein Hochschulprofessor, ein uneheliches Kind, lebte in unglücklicher Ehe; seine Frau war zur Scheidung nicht bereit; also ordnete er eine Stiftung für studierende uneheliche Kinder an und enterbte seine Gattin. Aber nicht alle wohlthätigen Zuwendungen hatten solchen Hintergrund. Ich will dafür nur ein Beispiel anführen, das mich tief bewegt hat. Ministerialrat Dr. Albrecht (von) Hönigschmied hatte eine etwas ältere, reiche Amerikanerin geheiratet; sie starb vor ihm, die Ehe war kinderlos geblieben. Im Abhandlungsverfahren gab es eine Klippe, weil Albrecht die Todfallsaufnahme zu unterzeichnen sich zunächst weigerte, da darin der Geburtstag seiner Frau angegeben war, er ihr aber versprochen hatte, niemals ihren Geburtstag erfahren zu wollen. Etwa ein Jahr später lud mich Albrecht ins Hotel Imperial und bat mich, das Amt eines Testamentsvollstreckers nach seinem Tode zu übernehmen, womit ich mich, völlig ahnungslos, einverstanden erklärte. Wenige Tage später entnahm ich der Zeitung, daß sich Albrecht umgebracht hatte. Die Verlassenschaftsabhandlung

war mühsam, das Testament mit über 150 Seiten umständlich, der Nachlaß beträchtlich. Darunter eine nicht unbedeutende Kunstsammlung, die der Akademie der bildenden Künste vermacht war; ebenso seine Villa in Kaltenleutgeben, in deren großem Park heranwachsende Maler Motive finden sollten. Leider sind große Teile der Sammlung im Zweiten Weltkrieg zugrunde gegangen, was ich erfuhr, als ich als Testamentsvollstrecker auf die Wiederaufstellung der Sammlung dringen wollte.

Zwei sehr wertvolle, der Republik Österreich legierte Sammlungen, nämlich die dem Kunsthistorischen Museum einverleibte Sammlung Benda, die so großartige Werke wie den »lachenden Knaben« von Desiderio da Settignano besaß, und die sehr umfangreiche, wertvolle Sammlung von Professor Dr. Exner, die dem Österreichischen Museum für angewandte Kunst zufiel, hatte ich in den Musealbesitz überzuleiten.

Ein weiterer Todesfall hat mich ebenfalls stark berührt: Der Leiter der prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, Dr. J. Bayer, der die Ausgrabungen in Aggsbach-Markt geleitet und schon bei der Entdeckung der berühmten Venus von Willendorf mitgewirkt hatte, war verstorben. Die Venus von Willendorf und eine zweite steinzeitliche Frauengestalt von dieser Fundstelle hatte Dr. Bayer in seinem Schreibtisch verwahrt; seine Sekretärin wehrte sich gegen die Übergabe aus persönlichen Gründen. Ich hatte daher namens der Prokurator einzuschreiten; es wurde der Vorgänger von Dr. Bayer, Dr. J. Szombathy, beigezogen. Dieser greise Herr hob, als die Lade geöffnet wurde, die Venus von Willendorf mit unsicheren Händen heraus und sagte mit zitternder Stimme: »So habe ich sie aus dem Erdreich geborgen.«

Während meiner Prokuratorszeit habe ich das erste Mal an einer Senatssitzung der Universität Wien teilgenommen. Professor Dr. Abel war Rektor; ein Vermächtnis an die Universität wurde von dem ihm befreundeten sudetendeutschen Rechtsanwalt Dr. Arthur Seyß-Inquart, dem späteren Reichsstatthalter von Österreich, behandelt. Eines Tages erschien dieser bei mir und bat mich um Hilfe. Ich übernahm die Durchführung, die bei entsprechender Erfahrung im Nachlaßverfahren keinerlei besondere Probleme bot. Überhaupt ist hier anzumerken, daß

bei einigem Verständnis das alte flexible Außerstreitverfahren die rasche Erledigung von Verlassenschaftsabhandlungen sehr erleichtert.

Vielleicht noch ein kleines anderes Erlebnis im Unterrichtsressort: Ein Schauspieler des Burgtheaters erkrankte plötzlich, und an seine Stelle wurde Fred Liewehr von der Akademie für Musik und darstellende Kunst, die er noch nicht vollständig beendet hatte, geholt. Er spielte seine Rolle so glänzend, daß er sofort am Burgtheater blieb. Darüber vergaß er sein für das letzte Semester noch offenes Schulgeld zu bezahlen; ich hatte ihn zu mahnen, und er überbrachte mir lachend den kleinen Betrag.

Das Unterrichtsressort gab aber auch manche harte Nuß zu knacken. So etwa, ob der in Wien verwahrte Schädel von Joseph Haydn, der nach dessen Tod von Forschern widerrechtlich dem Grab entnommen worden war, in der Gruft des Komponisten in Eisenstadt beizusetzen sei, was erst Jahrzehnte später geschehen ist.

Klöster hatten während der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg finanziell schwer zu kämpfen. Das verleitete manchmal dazu, Kunstwerke abzugeben. Ich hatte ein Gutachten über alle diese Verkäufe ins Ausland zu erstatten und die Frage zu prüfen, ob die Kunstwerke erfolgreich zurückgefordert werden können; hiefür war internationales Privatrecht und das maßgebliche in- und ausländische Recht heranzuziehen. Ich will hier nur eines Falles näher gedenken: Ein Stift hatte nicht nur gotische Tafelbilder von Jan Pollak nach München verkauft, sondern auch durch einen rumänischen Kunsthändler ein karolingisches Steinrelief nach Paris gebracht. Ein aufmerksamer französischer Kunsthistoriker entdeckte das Relief bei einem Kunsthändler und berichtete darüber nach Österreich. Das Bundesdenkmalamt hielt Nachschau im Stift, das Relief hing in der Sammlung noch an alter Stelle. Der weitere Briefwechsel mit Paris verstärkte jedoch die Zweifel, so daß das Relief aus der Stiftssammlung nach Wien genommen und genauer untersucht wurde; es stellte sich heraus, daß es sich um eine geschickte Nachahmung handelte. Der greise Abt hatte das Relief verkauft, sein Kapitel nicht gefragt, nicht die Zustimmung der Diözesanbehörde eingeholt, das Bundesdenkmalamt umgangen und ein Vorkaufsrecht des Bundes zugunsten des

Kunsthistorischen Museums mißachtet; er war durch den Forstverwalter dazu verleitet worden und war sich nicht der vierfachen Rechtsverletzung bewußt. Dennoch war nach der Rechtslage ein Versuch, das Kunstwerk aus dem Ausland zurückzuerobern, nicht erfolgversprechend.

Bei einer Versteigerung einer gotischen Plastik aus der Zeit um 1440 im Dorotheum hatte ich mehr Glück; ich gewann den Prozeß auf Grund einer Erklärung des Käufers, mußte aber schließlich Exekution auf Herausgabe führen. Die Skulptur steht heute im Diözesanmuseum in Klagenfurt.

Die Amtshaftung erstreckte sich bloß auf die Haftung für rechtswidriges Verhalten gerichtlicher Organe. Die Syndikatsachen waren zweifellos die juristisch interessantesten innerhalb der Abteilung; dies aus zwei Gründen: erstens bestand damals noch eine gesetzliche Verfahrens-Sonderregelung; in erster Instanz wurde vor einem Senat des Oberlandesgerichtes verhandelt, in zweiter vor einem Senat des Obersten Gerichtshofes, der auch Beweise gegebenenfalls wiederholen konnte. Verständlicherweise haben wir uns auf diese Verhandlungen immer ganz besonders gut vorbereitet; sie wurden streng nach der ZPO durchgeführt; ich machte es mir zur Regel, für den mündlichen Vortrag beim Obersten Gerichtshof – wenn möglich – noch irgendein zusätzliches juristisches Argument aufzusparen. Die Urteile des Obersten Gerichtshofes wurden stets mündlich vom Senatspräsidenten Dr. Alfred Slamezka verkündet, und zwar in druckreifer Form.

Die zweite Eigenart der Syndikatsfälle erkannte ich bald darin, daß nur ein überaus gewissenhaftes Studium der Gerichtsakten zur richtigen Beurteilung führen konnte. Dies galt in besonderem Maße für Syndikatsansprüche, die auf Verfahrensfehler gegründet wurden; Exekutionsverfahren bildeten häufig den Gegenstand. In einem Vorverfahren hatte die Prokuratur zum angemeldeten Anspruch Stellung zu nehmen und diesen Bericht samt Gerichtsakt dem Oberlandesgericht vorzulegen, das in einem Senat über den Vorschlag der Prokuratur (Anerkennung oder prozessuale Austragung) zu befinden hatte. Senatspräsident Dr. Heinrich Klang, der schon damals durch seinen Kommentar zum ABGB größtes Ansehen genoß, war Vorsitzender dieses Justizverwaltungssenates. Ich wurde öfters zu ihm gebeten, um über die einzelnen Fälle zu referieren, und

sah bald, daß das genaue Studium des Aktes nicht seine Stärke war, selbstverständlich aber seine hervorragende juristische Auffassungsgabe. Wir haben uns stets geeinigt.

Meine lehrreichste Tätigkeit in der Finanzprokuratur lag jedoch auf einem anderen, damals noch völlig neuen Gebiet. Infolge der Weltwirtschaftskrise 1930 waren auch viele Banken zusammengebrochen. Daraus ergab sich die Frage, ob Vorstandsmitglieder hierfür verantwortlich zu machen sind. Präsident Löw teilte mir diese Akten zu. Unter anderem hatte ich diese Frage beim Österreichischen Creditinstitut (ÖCI) zu untersuchen, das in Bundesbesitz stand. Die Arbeit war dringend, Ostern stand vor der Tür, und ich arbeitete tief in die Nächte hinein. Meine erste Frau und ich wollten zu den Feiertagen auf den Schneeberg schilaulen gehen. Ich beschloß, sie vorauszuschicken, und gab ihr an, wann ich nachkommen werde. Aus diesem Anlaß stellte ich zum ersten Male fest, daß ich regelmäßig ohne umständliche Überlegung weiß, wie lange ich zu einer Arbeit auch größeren Umfangs benötige. Diese Gabe förderte mich später, insbesondere als Rechtsanwalt, noch öfters, da ich mit der Beendigung versprochener Arbeiten nie in Verzug geriet. Ich konnte auch damals rechtzeitig das umfangreiche Gutachten abschließen. Viel bedeutender waren jedoch die Untersuchungen über den Zusammenbruch der Creditanstalt und der von ihr aufgenommenen Bankinstitute. Mit dem 7. Creditanstalts-Gesetz vom 23. 12. 1931 wurde eine Kommission zur Verfolgung von Ansprüchen nach dem Bankhaftungsgesetz vorgesehen. Es wurde mit ihr, meines Wissens erstmalig in Österreich, eine parteipolitisch besetzte Kommission gebildet. Der Vorsitzende war der pensionierte Sektionschef des Justizministeriums Dr. Felix Mayer-Mallenau, der Schöpfer des Angestellten-Gesetzes und des Handelsagenten-Gesetzes; er war als Konsulent im ÖCI tätig. Diesem christlichsozialen Vorsitzenden wurde der sozialistische Hofrat Georg Stern, ein erfahrener Bankpraktiker, und der national orientierte Dipl.-Ing. Hermann Neubacher, der Bürgermeister von Wien während der nationalsozialistischen Zeit, zur Seite gestellt. Von dieser Kommission wurden aus der Prokuratur als juristische Berater der Präsident, mein Abteilungsleiter und ich beigezogen; ich hatte als Schriftführer zu fungieren. So traf mich die Hauptarbeitslast; meine Sondervergütung brachte reichliche

Belohnung, nämlich etwas mehr als mein Monatsgehalt. Wenn die Kommission, meist auf Anregung von Hofrat Stern, eine bestimmte Banktransaktion zu überprüfen beschloß, hatte ich diese Untersuchung durchzuführen und einen Bericht zu entwerfen. So regte Hofrat Stern einmal an, die Wertpapierumsätze der Versicherungsgesellschaft Phoenix zum Jahresende näher zu durchleuchten. Dies fiel nicht schwer, und es kam hervor, daß der Generaldirektor Berliner, der allgemein als Finanzgenie angesehen wurde, in den letzten Jahren eine Reihe von Wertpapieren jeweils am 31. Dezember an der Börse verkaufen und am ersten Börsetag des Folgejahres wieder zurückkaufen ließ, wobei auch Kursverluste hingenommen werden mußten. Der Verdacht lag nahe, daß für den Deckungsstock nicht geeignete Effekten zum Jahresende verschwinden sollten. Die Kommission erstattete Bericht an die Versicherungsaufsichtsbehörde. Nach kurzer Zeit wurde der Kommission vom zuständigen Sektionschef Heinrich Ochsner schriftlich mitgeteilt, daß kein Anlaß zum Einschreiten der Aufsichtsbehörde vorliege. Ich berechnete damals mit meinen schwachen mathematischen Kenntnissen, daß Phoenix bei Einmalprämien-Versicherungen einen für die damalige Zeit exorbitanten Zinsfuß von über 14% zugrunde legte, also offenbar durch Einmalprämien Lücken schließen mußte. Als im Jahre 1936 Phoenix zusammenbracht, wurde dieser Verdacht bestätigt und Einmalprämien gesetzlich untersagt. Im Finanzministerium hatte ich das Sanierungsgesetz zu gestalten. Sektionschef Ochsner war in die Donau gewatet und hatte sich dort erschossen.

Ich hatte die Vorstandsprotokolle der Banken zu studieren und kam zu dem Ergebnis, daß auch die Vorstandsdirektoren der Banken nur Menschen sind, die Irrtümern ihrer Zeit unterliegen, deren Fehlentscheidungen sich aber zu großen Dimensionen entfalten können. Nationalratsabgeordneter Karl Ausch hat viele Jahre später ein Buch über die österreichischen Bankenzusammenbrüche anlässlich der Weltwirtschaftskrise verfaßt, das sehr lesenswert ist, wenn es auch in einigen Punkten nicht ganz zutreffend den Sachverhalt schildert. Ich schätzte Ausch besonders, da er stets mit großem Sachverstand aufrichtig bemüht war, die Wahrheit zu ergründen, auch als er in einer Untersuchungskommission unter meiner Leitung die Haselgruber-Kredite der Girozentrale zu prüfen hatte.

Zur Voruntersuchung gegen die Vorstandsmitglieder der Creditanstalt wurde ein Untersuchungsrichter beim Straflandesgericht Wien I freigestellt. Ich hatte seine Akten zu lesen; durch immer wieder eingeholte Sachverständigengutachten füllten die Akten schließlich einen ganzen Aktenschrank. Es zeigte sich die Komplexität eines solchen Straffalles. Wurde etwa von Sachverständigen ermittelt, daß eine Beteiligung der Bank zu hoch in der Bilanz angesetzt war, so wurde entgegengehalten, daß andere Beteiligungen beträchtliche stille Reserven enthielten; ein weiteres Gutachten war erforderlich. So schob sich das Verfahren durch Jahre weiter. Ich erfuhr hier beispielsweise, daß die Einführung der Auto-Fließbandfertigung in Steyr Verluste brachte und nicht, wie die Bank geglaubt hatte, gute Gewinne. Selbstredend war damals der Stand der Betriebswirtschaft sowohl in den Banken als auch bei den Industrieunternehmungen noch nicht auf jener technischen Höhe wie heute. Dennoch zeigt sich auch heute immer wieder, wie schwierig es ist, größere Wirtschaftsprobleme in einem Strafverfahren hinlänglich zu bewältigen.

Es gab aber auch einen kleinen heiteren Teil der Strafakte. Das Vorstandsmitglied der Creditanstalt, Fritz Ehrenfest, dem die Hauptschuld am Zusammenbruch wegen seiner fehlgeschlagenen Devisengeschäfte angelastet wurde, hatte sich rechtzeitig nach Spanien abgesetzt und unterhielt mit seiner Freundin in Wien einen regen Briefwechsel, der sehr kurzweilig war. Er wurde vom Strafgericht erfaßt, der Freundin jedoch zu lesen gegeben, so daß sie antworten konnte, die Beschlagnahme der Briefe verschwiegen, weil damit die Korrespondenz abgebrochen gewesen wäre. Ehrenfest gab mir auch sonst Anlaß zur Verwunderung, beispielsweise, daß er einige hundert Paar Schuhe teuerster Art besaß, was für mich einfach unverständlich war.

Adrianus van Hengel war aus Holland zum Leiter der Creditanstalt berufen worden, Dr. Josef Joham wurde zum Vorstandsmitglied bestellt; beide lernte ich damals kennen, weil ich von ihnen zu meiner Arbeit wiederholt Auskünfte benötigte. Van Hengel war für österreichische Verhältnisse sehr gut bezahlt; wer eine Sanierung übernimmt, fordert stets ein hohes Honorar; denn sonst hätte er keine Veranlassung, sich darauf einzulassen, da es sich häufig um keinen Dauerposten handelt.

Er war sehr bemüht, seine Einkünfte ungeschmälert zu erhalten; so lehnte er es ab, für aus Holland mitgebrachte Marmeladen Zoll zu bezahlen; ich hatte mich auch darüber gutachtlich zu äußern. Joham war eine ausgeprägte, starke Persönlichkeit, für als richtig erkannte Auffassungen trat er unbeugsam ein; er hatte bäuerliche Wesenszüge, er war nie bereit, einen von seinem Institut erworbenen Besitz freizugeben, was zu einer gewissen Erstarrung im Konzernbereich der CA führte. Sein Sohn konnte den rechten Weg nicht finden, das warf manchen Schatten auf die letzten Lebensjahre Johams.

Baron Alphons Rothschild war Präsident der CA. Da der Staat die Bankgläubiger auf Grund der Creditanstaltsgesetze sicherstellte, wurde mit Rothschild über einen Beitrag verhandelt; er stellte Forstbesitz zur Verfügung, der den Bundesforsten eingegliedert wurde. Ich hatte die erforderlichen Erhebungen bei den Bezirksgerichten in Waidhofen a. d. Ybbs und Gaming vorzunehmen, die Verträge vorzubereiten und durchzuführen. Seit dem Zusammenbruch der CA begann sich das Bankhaus Rothschild aus Österreich zurückzuziehen. Es wurde noch 1938 arisiert, aber nach 1945 abgewickelt. Der sehr bedeutende Kunstbesitz Rothschilds in Österreich wurde während der NS-Besetzung gesondert verwaltet, erhalten und nach Kriegsende zurückgegeben. Als Dank für diese Sicherung konnten Zuwendungen von einigen Kunstwerken ersten Ranges an das Kunsthistorische Museum, z. B. zwei sehr gute Frans Hals-Bildnisse, erwirkt werden; das Museum für angewandte Kunst erhielt kostbare Teppiche und Fayencen. Ich habe die Gattin von Alphons (von) Rothschild, Clarisse, bei Verfolgung einiger Rückstellungsansprüche nach 1945 anwaltlich vertreten. Nur durch ihre Mitwirkung konnte eine größere Rückstellungssache, an der sie bloß geringfügig beteiligt war, erfolgreich beendet werden; als ich an die Großzügigkeit ihres Schwagers appellierte, um einen höheren Anteil für sie zu erwirken, war seine kurze Antwort: »Bei finanziellen Fragen bin ich nie großzügig«; damit war mir jede Waffe aus der Hand genommen.

Der stellvertretende Leiter der Finanzprokurator war Hofrat Dr. Adolf Lechner, zwar ein guter Jurist, jedoch nicht vom Range des Präsidenten. Seine Gewissenhaftigkeit war beispiellos. Kleinste Unregelmäßigkeiten, durch niemand verschuldet, bewogen ihn zu seltsamen Maßnahmen. Hatte er etwa bei

einem Fahrkartenautomaten zwei Karten statt einer erhalten, so vernichtete er nicht einfach die überzählige, sondern machte einen Bericht an die zuständige Dienststelle, weil der Gemeindebeamte, der die Automaten abzurechnen hatte, um den Wert einer Karte geschädigt werden könnte. Wenn jüngere Beamte erste Tagsatzungen zu verrichten hatten, deren Versäumung zu Urteilen gegen die beklagte Partei führen konnte, erschien auch er, hielt sich aber verstoßen im Hintergrund, um den jungen Beamten nicht zu kränken. Reiseabrechnungen bildeten – wie sich verstehen läßt – leicht Probleme, die im Grundsätzlichen enden konnten. Er sammelte eifrig Verstöße von Politikern und anderen Personen der Öffentlichkeit, gleichgültig welcher Parteizugehörigkeit, und sprach häufig davon, sie in geeigneter Weise zu verwerten, wozu es, wie es bei seiner Wesensart nicht anders zu erwarten war, niemals kam. Dr. Lechner wurde bei der Wiedererrichtung der Finanzprokurator 1945 ihr Präsident.

Auch die anderen Beamten der Finanzprokurator waren tüchtige Juristen, die als erfahrene Praktiker ihren Mann stellten. Es wurden immer wieder junge Juristen eingestellt, denen man eine ausgezeichnete Entwicklung zutrauen konnte. Unter ihnen ist der im Zweiten Weltkrieg ums Leben gekommene Dr. Wilhelm Siegel zu erwähnen; weiters Dr. Karl Turezky, der mit einem ganz ungewöhnlichen Gedächtnis ausgestattet war, das ihm zum Verhängnis wurde. Bei Spaziergängen mit seiner Braut unterhielt er sich gerne damit, daß sie eine Zahl zu nennen hatte und er ihr dann aus allen ihm bekannten Gesetzen die Paragraphen mit dieser Zahl aufsagte. Er wurde nach mir in das Finanzministerium in die Abteilung für Versicherungswesen berufen. Einmal beriet er sich mit mir vor einer Sitzung, und ich konnte ihm Hinweise geben, wo er Literatur zu den anstehenden Problemen finden könne. Er studierte das Schrifttum, bei der Sitzung am nächsten Tag ließ ihn sein Gedächtnis im Stich, er ging nach Hause und erschoss sich.

Dr. Kurt (von) Harrer hatte ebenfalls ein hartes Geschick. Auch er kam von der Prokurator in die Abteilung für Versicherungswesen des Finanzministeriums. Er entstammte einer Offiziersfamilie, seine Mutter war Jüdin. Nach der Besetzung Österreichs war sie den Aufregungen nicht gewachsen und starb; ihr Mann erschoss sich auf ihrem Grab. Harrer verließ Österreich, wurde nach Kriegsbeginn als Deutscher in England

erfaßt und in ein Lager nach den USA verbracht, wo er sich nach Kriegsende mit Kunsthandel durchbrachte. Zurückgekehrt, wurde er wieder im Finanzministerium aufgenommen und leitete bald eine schwierige Abteilung, die sich mit den Problemen aus dem Staatsvertrag zu befassen hatte. Als der Präsidentenposten der Finanzprokuratur offen war, bewarb er sich nicht, weil er befürchtete, nicht den vollen Überblick über das inzwischen geänderte österreichische Recht zu haben, zumal die Stellung des Sektionschefs der Kreditsektion in nicht allzuferner Zeit für ihn in Aussicht stand. Er ging jedoch in den Dolomiten durch einen Autounfall – seine Frau hatte einen eben neu angeschafften Wagen gelenkt – zugrunde. Als Berater des Finanzministeriums hatte ich unter anderem mit ihm die langwierigen Verhandlungen über den Vermögensvertrag mit der BRD auf dem Gebiet des Geld- und Versicherungswesens geführt sowie die Staatsvertragsdurchführungsgesetze entworfen. Sein ausgezeichnete Mitarbeiter Dr. Walter Neudörfer wurde sein Nachfolger als Abteilungsleiter und schließlich Sektionschef der Kreditabteilung, ebenfalls ein ehemaliger Prokuraturbeamter; ich bot ihm an, in meine Rechtsanwaltskanzlei als Kompagnon einzutreten; er zog jedoch den Staatsdienst vor.

Zur Zeit meiner Prokuraturspraxis wurde über Prozesse, an denen die Republik Österreich beteiligt war, in Zeitungen viel geschrieben. Ich hatte stets den Berichterstatte sehr genau unterrichtet, und obwohl dies Juristen waren, war kein einziger Zeitungsbericht vollkommen zutreffend. Wichtige Elemente waren ausgelassen oder mißverständlich dargestellt. Seither weiß ich, wie wenig einer Zeitungsnachricht vertraut werden darf, wie sehr die öffentliche Meinung von ungenauen Vorstellungen über Maßnahmen oder Geschehnisse ausgeht. Nach 1945 habe ich manchmal, von einem Auslandsurlaub zurückgekehrt, die inzwischen angefallenen Zeitungen in der umgekehrten Reihenfolge ihres Erscheinens gelesen; auch eine solche Methode lehrt die Relativität der Wahrheit. Ich will daraus keinen Vorwurf gegen Journalisten ableiten; ihr Beruf ist oft sehr hart, im zeitlichen Gedränge muß ein verlockender »Aufhänger« gefunden werden, schmackhafte Speisen weichen oftmals von ihrer wahren Natur ab.

Mein Rücken begann beim Schreibmaschinenschreiben mehr

und mehr zu schmerzen. Ich ging zu einem angesehenen Internisten. Der schickte mich zum Röntgen, der Befund lautete »porotischer Knochenschwund«, der Internist machte eine besorgte Miene. Als ich Präsident Löw darüber berichtete, schickte er mich zu seinem Freund, dem Primarius der Poliklinik, einem handfesten Chirurgen von altem Schrot und Korn. Er las den Befund, befühlte meinen Rücken und boxte mich dann mit aller Wucht zwischen die Schulterblätter. Als ich nicht aufschrie und erklärte, keinen ungewöhnlichen Schmerz empfunden zu haben, bezeichnete er den Röntgenbefund als sichere Fehldiagnose. Er hat recht behalten. Ich erhielt im Dezember einen dreiwöchigen Schiurlaub zur allgemeinen Erholung, fuhr nach Hinterglemm bei Saalbach, damals noch ein einsames Talende ohne Villen, fuhr alle die herrlichen Abfahrten allein; erst zu Weihnachten kam meine Frau nach. Rückenschmerzen meldeten sich noch dann und wann bei Überanstrengung im Büro, verschwanden aber schließlich ganz.

Wir kauften ein Faltboot, fuhren einmal von Braunau den Inn und die Donau nach Wien hinunter, nahmen es im Sommerurlaub an den Weißensee in Kärnten mit, benützten es aber vor allem zu Donaufahrten von Wien aus, zur Überfahrt über die Donau bei Muckendorf zum damals noch unbesiedelten linken Ufer mit den romantischen Donauarmen und großen Auwäldern. Dieses Revier zu besuchen, war uns erlaubt worden, als wir eine in Brand geratene Jagdhütte retteten. Meinem Freund, dem Chemiker Dr. Heinz Holter, gegen Rauch unempfindlich, gelang es, die im Rauchfang brennenden Vogelnester zu entfernen, und dann war das beginnende Feuer rasch gelöscht.

Holter war ein Jugendfreund von Fronius, Assistent an der Universität Wien, der uns mit Dr. Fritz Wessely (von) Karnegg und Dr. Hermann Bretschneider bekanntmachte. Holter wurde in jungen Jahren an das weltberühmte Carlsberg-Laboratorium in Kopenhagen berufen, dessen Leitung er in späteren Jahren mit Lindström-Lang teilte. Musisch veranlagt, dichtete er für uns ein Hochzeitscarmen, schrieb auch kleine Erzählungen. Seine Porträtbüste steht nun in der Eingangshalle des Institutes in Kopenhagen. Er selbst lebt weiterhin in Dänemark zurückgezogen am Lande in einem alten, ebenerdigen Häuschen mit Strohdach, am Ende des Karrenweges nahe einem Wäldchen; im Winter muß er von seinem Haus zur nächsten Straße einige

hundert Meter einen Fußsteig ausschaulen. Sein großer Erfolg – zuletzt als Biologe – vermochte seiner bezaubernden Natürlichkeit nichts anzuhaben.

Wessely war stets voll Unruhe. Auch in den kleinen Dingen des täglichen Lebens; wir mußten etwa im Sommer am Weißensee immer wieder alle Gasthöfe ausprobieren, unsere Sonnenplätze am Seeufer wechseln, neue Kochgeräte erproben. Experimentieren war eben seine Leidenschaft. Um seiner eigenen Unruhe zu entfliehen, suchte er die Einsamkeit, hatte aber ein starkes Verlangen nach menschlicher Verbindung, was er als Institutsvorstand vorbildlich entfaltete. Er war auch ehrgeizig: trotz der Prothese – er hatte in den letzten Tagen des Ersten Weltkrieges unter tragischen Umständen ein Bein verloren – ein tüchtiger Schifahrer und Bergsteiger, der auch leichte Klettereien wagte; seinen 70. Geburtstag wollte er mit uns am Reißkofel verbringen, aber dazu reichten dann seine Kräfte nicht mehr aus. Trafen wir uns am Weißensee im Faltboot auf der Fahrt zu unseren Badeplätzen, so entspann sich allzuleicht ein uneingeständenes Wettrudern. Wessely war sehr hilfsbereit, besonders wenn er glaubte, bei seelischer Bedrängnis Hilfe leisten zu können. Er hat als Professor der anorganischen Chemie sein reiches wissenschaftliches Werk in 188 Veröffentlichungen vorgelegt. Er starb bald nach seiner Emeritierung auf der Fahrt zur Universität, wo er an einer Feier für einen ausländischen Kollegen teilnehmen sollte.

Dr. Franz Richter war einer der letzten Lieblingsschüler Wesselys. Ein junger Mann mit einer Vielseitigkeit der Begabung, wie ich ihr sonst nicht mehr begegnet bin. Er verfaßte ein anerkanntes Mittelschul-Lehrbuch für Chemie, spielt auch gut Geige, versteht ein Kunstwerk richtig zu betrachten und schrieb am Weißensee seine ersten Gedichte, wobei ich ihm noch kleine Ratschläge geben konnte. Er hatte die für die Naturwissenschaften erforderliche Neugier, die ihn zwar zu einem umfassenden Wissen geleitet hat, aber er schwor sich der Dichtkunst. Romane, Gedichte, Betrachtungen aus seiner Feder sind längst anerkannt. Als Generalsekretär des PEN-Clubs waltet er mit viel geistiger Umsicht.

Professor Dr. Hermann Bretschneider hat sich mit guten Erfolgen der Pharmazie zugewandt und mit der Entwicklung des Medikamentes Madribon großen Erfolg erzielt.

Wir zelteten häufig an der Donau gegenüber Muckendorf, wo uns manchmal auch Dr. Konrad Lorenz, der nunmehrige Nobelpreisträger, besuchte; unversehens landete dann einer seiner Vögel auf seiner Schulter, der die kilometerlange Strecke von der Villa in Altenberg sicher zurückgelegt hatte.

Auch Professor Dr. Josef Mattauch kam öfters zu uns; er war von liebenswerter kindhafter Heiterkeit. Im Nachruf der Österreichischen Akademie der Wissenschaften wird er als der prominenteste Forscher auf dem Gebiet der Präzisionsmessungen der Atommasse bezeichnet. Er war begeisterter Bridgespieler. Meine Bemühungen, diesem Spiel Freude abzugewinnen, endeten bald in einem Fiasko; es blieb mir auch immer weniger Zeit dazu.

Wessely und ich zelteten noch lange an der Donau, mieteten zuletzt Parzellen als gesicherte Zeltplätze, bis wir, von allen Seiten durch Rundfunklautsprecher und Motorlärm für Wasserpumpen und Rasenmäher und schließlich auch durch Motorboote eingekreist, das Feld räumten. Hier hatte uns früher am Morgen der Pirol vom Gipfel der Pappel begrüßt, die Hasen im satten Gras vor dem Zelt sich gütlich getan und die Fasanenhenne ihre Jungen gelockt. Von den Faltbootfahrten in die Auen donauabwärts ist mir der Anblick unvergeßlich, welchen die durch die Donauarme schwimmenden Hirschenrudel gleich den berühmten Jagdbildern Cranachs boten.

Präsident Löw ließ mich eines Tages rufen und teilte mir mit, daß ich einen Posten im Unterrichtsministerium haben könne. Er bemerkte in seiner knappen, etwas trockenen Art: »Sie werden dort bestimmt Sektionschef und können dann Kunstausstellungen eröffnen; in wenigen Wochen wird aber eine Stelle in der Kreditsektion im Finanzministerium frei.« Damit hatte er die Entscheidung schon getroffen. Am 26. 4. 1935 wurde ich zur Dienstleistung in das Finanzministerium berufen.

Ich hatte im März 1931 die Prokuratursprüfung und im März 1934 die Rechtsanwaltsprüfung mit Auszeichnung in allen Fächern abgelegt. Zu meinem 70. Geburtstag hat mir die Finanzprokurator Fotokopien meines gesamten Personalaktes übermittelt. Ich entnahm daraus, wie sehr Präsident Löw auch nach meinem Abgang ins Finanzministerium noch immer um meine Förderung besorgt blieb und las nun das Protokoll über meine Prokuratursprüfung; jede Frage wurde vermerkt und die

Note der Beantwortung angeführt; von insgesamt 82 Fragen 79 sehr gut, 3 gut. Während meiner Vorbereitung zu diesen Prüfungen, die alle Rechtsgebiete, auch die des öffentlichen Rechts umfaßten, stieß ich verständlicherweise auch öfters auf strittige Rechtsprobleme; glaubte ich eine richtige Antwort geben zu können, setzte ich mich in einem Aufsatz damit auseinander. Insgesamt hatte ich bis zum Wechsel ins Ministerium 23 Aufsätze veröffentlicht, die straf-, privat-, prozeß- und exekutions- sowie steuer- und verfassungsrechtliche Themen behandelten. Damals war ich noch eifrig bemüht, einen vollen Überblick über die gesamte österreichische Rechtsordnung zu erringen. Aber schon meine Tätigkeit im Rahmen der Creditanstalt-Kommission lenkte mich nach und nach zum Gesellschaftsrecht, so daß die folgenden Arbeiten fast ausnahmslos diesem Gebiet galten. Noch während meiner Gerichtspraxis hatte ich »Rechtsfragen aus dem täglichen Leben« für ein Sammelwerk bearbeitet und einleitend beklagt, daß der heranwachsenden Jugend keinerlei rechtliche Elementarübersicht geboten wird und sie erst im Leben ein unklares Bild vom geltenden Recht gewinnen könne. Daran hat sich auch heute noch wenig geändert; vielleicht läßt sich hier eine taugliche Lösung kaum finden, zumal die Rechtsordnung immer mehr ausufert.

Meznik und ich waren 1938 sehr bekümmert darüber, daß wir Löw nach der Besetzung Österreichs so wenig helfen konnten; so gelang es uns nicht einmal, ihm das Telefon zu erhalten, was er nicht begreifen konnte. Ich fürchte sehr, er glaubte nicht recht unseren Beteuerungen, wirklich alles nur Mögliche unternommen zu haben. Löw beschaffte sich Geld durch Verkäufe; noch heute erinnert mich ein kleiner Teppich an diesen großartigen Menschen, dem ich so viel verdanke. Wir empfahlen ihm in früher Zeit die Ausreise. Löw konnte sich hiezu nicht entschließen; ich verstehe dies alles heute als alter Mann viel besser als damals. Schließlich kam er nach Theresienstadt, der alten österreichischen Festungsstadt in Nordböhmen, die als Konzentrationslager, wenn auch nicht Vernichtungslager, eingerichtet worden war. Löw starb dort; Dr. Heinrich Klang kehrte 1945 von Theresienstadt nach Wien zurück.

Ende April 1935 rückte ich in die Kreditsektion des Finanzministeriums ein. Ich wurde der Abteilung zugeteilt, in deren Zuständigkeit das Bankwesen, die Börse, Glücksspiele, die gesellschaftsrechtlichen Angelegenheiten, allgemeine wirtschaftliche Fragen und anderes mehr fielen. Ich will mich bemühen, ein Bild der Tätigkeit im Ministerium zu dieser Zeit zu geben. Mit dem Minister verkehrte in Dienstsachen der Sektionschef allein, allenfalls unter Beiziehung des Abteilungsleiters. Die einzelnen Sachbearbeiter wurden nur ganz ausnahmsweise zu Besprechungen mit dem Minister mitgenommen. Aber eineinhalb Jahre nach meiner Berufung in das Ministerium wurde ich immer häufiger zu Besprechungen mit dem Minister beordert.

Mein Sektionschef war Minister a. D. Dr. Otto Juch, der das Finanzministerium geleitet hatte, als anlässlich der Weltwirtschaftskrise die Bankenzusammenbrüche stattfanden und der Staat mit Zahlungen einsprang. Dies wurde ihm später von mancher Seite angekreidet. Heute wissen wir, daß nur dieser Weg aus der Krise führen konnte. Das Vertrauen war herzustellen. Haftungen des Staates sind heute nicht mehr aus dem Wirtschaftsleben fortzudenken. Gehen Großunternehmungen zugrunde oder erleidet eine für eine Volkswirtschaft wichtige Branche einen Zusammenbruch, muß die öffentliche Hand helfen. Die bedeutenden Finanzierungen der verstaatlichten Wirtschaft in Österreich, insbesondere der Elektrizitätswirtschaft, deren Aufbau nach 1945 unerlässlich war, wären ohne Staatshaftung nicht möglich gewesen. Gerade die Weltwirtschaftskrise hatte gelehrt, daß das Pfandrecht an industriellen Anlagen wertlos wird, wenn der Betrieb nicht fortgeführt werden kann und bloß eine bessere Rechtsstellung bei Sanierungsverhandlungen bietet. Schon bei den Sanierungen anlässlich der Weltwirtschaftskrise wurde mir vor Augen geführt, daß die Ertragskraft eines Unternehmens für seinen Wert entscheidend ist. Bei der verstaatlichten Elektrizitätswirtschaft kommt heute noch dazu, daß die Anlagen nicht an Dritte veräußert, auch nicht zwangsweise versteigert werden können. Dies alles war dazu angetan, daß seit 1945 Anleihen nicht mehr hypothekarisch sichergestellt wurden und an dessen Stelle erforderlichenfalls die Bundeshaf-

tung trat. Eine weitere Erkenntnis prägte sich ein: Die schwierigste und verantwortungsvollste Frage bleibt, wann Schluß zu machen ist, wann Sanierungsmaßnahmen einzustellen sind. Heute allerdings bietet eine moderne Marktforschung eine größere Hilfe, die manches erleichtert, aber den letzten Entschluß nicht abnimmt. Die Bemühungen um die Arbeitsplatzsicherung und die Hoffnung auf Hilfe aus dem Steuersäckel verleitet heute manchmal zu unglücklichen Verzögerungen, die am Ende erfolglos bleiben.

Der Tiroler Dr. Juch war ein eigenwilliger Jurist, ebenfalls der Prokuratur entstammend. Er rauchte 100 gestopfte Zigaretten am Tag und lernte noch als Pensionist chauffieren. Er stellte sehr bald ein persönliches Verhältnis zu mir in zweifacher Hinsicht her: Er ließ sich öfters ohne Kenntnis des Abteilungsleiters gutachtliche Äußerungen von mir geben, was lange keine Schwierigkeiten bereitete. Als aber einmal Juch sich gegenüber dem Departementchef Ministerialrat Dr. Karl Reissenberger, meinem unmittelbaren Vorgesetzten, auf meine Rechtsansicht berief, stellte mich dieser zur Rede; ich machte kein Hehl daraus; er war ebenfalls aus der Prokuratur hervorgegangen, hatte mich inzwischen schon zu schätzen begonnen und fügte sich darein, da er erkannte, daß mein Verhalten nicht gegen ihn gerichtet war. Juch hatte einen Sohn, Hermann, der auch Prokuraturbeamter war, aber dessen Herz ihn als begabten Sänger zur Oper zog; er wurde nach 1945 Direktor der Wiener Oper und dann an die Deutsche Oper am Rhein berufen. Sein Vater wollte ihn aber auf den Weg eines Juristen lenken und vermeinte zu Unrecht, ich könnte bei seinem Sohn die erforderliche Begeisterung für die Juristerei entfachen, da ich ja auch schöngestigen Bereichen verbunden war. Juch war kein gefügiger Sektionschef. Minister Dr. Ludwig Draxler schickte ihm daher am Vormittag seines 65. Geburtstages den »blauen Bogen«, während einer ministeriellen Sitzung. Er war noch lange als Berater des Fürsten von und zu Liechtenstein in Österreich tätig und zog mich, seit ich Anwalt war, ständig heran.

Dr. Hans Schima, acht Jahre älter als ich, war vor mir in der Prokuratur gewesen, hatte die Dozentur an der Universität Wien für zivilgerichtliches Verfahren erlangt, kam dann in dieselbe Abteilung des Finanzministeriums wie ich später und schließlich ins Präsidium dieses Hauses. Er war mit meiner

Berufung ins Ministerium befaßt gewesen und hatte mich daher aktenmäßig gekannt. Sehr bald zog er mich als Berater in Präsidialsachen heran und gewöhnte sich rasch daran. Als wir beide mehrere Jahrzehnte später zu gleicher Zeit an der Universität Wien als Professoren wirkten, wartete Schima fast jeden Tag nach meiner Vorlesung auf mich, um – als Präsident des Österreichischen Juristentages oder als Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften – meinen Rat einzuholen. Es war natürlich, daß wir im Finanzministerium öfters auch über die Kreditabteilung ins Gespräch kamen, und eines Tages gestand er mir zur Rettung seiner juristischen Ehre, daß er Akten auf Verlangen seines Chefs gegen seine Rechtsüberzeugung völlig neu bearbeitet habe; ich möge dies berücksichtigen, wenn mir solche Stücke unterkämen. Bei einiger Unbekümmertheit wäre dies gewiß nicht nötig gewesen.

Mit Ministerialrat Dr. Reissenberger waren durchaus juristische Erörterungen zu führen, er war allerdings nicht leicht umzustimmen, weil er etwas besorgt war, dadurch seinen Vorrang als Abteilungsleiter zu schwächen. Als Dr. Draxler Finanzminister geworden war, mußte ihm als erster Akt unserer Abteilung eine Gegenäußerung gegen eine von ihm als Rechtsanwalt erhobene Verwaltungsgerichtshofbeschwerde zur Unterschrift vorgelegt werden. Damals war noch jeder Akt, der Höchstgerichte betraf, dem Minister vorbehalten. Ich widerlegte mit reichen Literaturziten die Beschwerde; das war Reissenberger peinlich. Er wollte Streichungen, Abschwächungen und dgl. mehr. Ich sagte schließlich: »Du, Herr Ministerialrat« – so sprachen wir uns an – »bist der Abteilungsleiter, du kannst alles ändern, wie du willst, ich aber bin nicht bereit, gegen meine Rechtsüberzeugung etwas zu ändern.« Die Wirkung dieser freimütigen Erklärung war verblüffend, er unterschrieb wortlos die von mir ausgearbeitete Erledigung, ebenso Minister Dr. Draxler. Die Zeitungen brachten dann in Balkenlettern »Draxler kontra Draxler«, der Anwalt verlor, der Minister obsiegte. Als ich unbefangen mein Gespräch mit dem Chef in der Abteilung erzählte, war man wie aus den Wolken gefallen.

Schima – er war Mitglied des Bundesgerichtshofes gewesen – verlor während der Besetzung Österreichs seine staatliche Position und brachte sich etwas mühsam bei einem Rechtsanwalt durch; ich wollte ihm eine bessere Stellung bei einer Hypothe-

kenbank vermitteln, da dort ein kleiner „Webfehler“ doch keine Rolle spielen könne; man war jedoch anderer Meinung. Nach 1945 erinnerte sich Schima sehr bald an mich und wollte mich für das Finanzministerium gewinnen. Finanzminister Dr. Georg Zimmermann hielt es aber nicht für tunlich, den Generaldirektor der Semperit AG während der Nazizeit als Beamten aufzunehmen. Aber über diese Zeit später.

Ziemlich rasch bürgerte es sich ein, daß in der Abteilung Gesetzentwürfe von mir zu verfassen waren. Wenn sie wirtschaftlicher Natur waren, hatte sie der Referent persönlich dem Nationalbankpräsidenten Dr. Viktor Kienböck – er hatte eine sehr angesehene Anwaltskanzlei geführt und war zweimal Finanzminister gewesen – zur inoffiziellen Stellungnahme zu übermitteln; Kienböck nahm dann mit dem Sachbearbeiter unmittelbar Verbindung auf. Er fand mit größter Sicherheit schwache Punkte der Entwürfe heraus, stellte darauf abzielende Fragen, gestand aber am Ende sehr oft ein, daß er auch keine bessere Lösung anzubieten habe. Er bediente sich hierbei gerne zweier Wendungen: »Das ist nicht die Sprache des Ulpian« – wie der römische Jurist Ulpian zu dieser Ehre kam, blieb mir verborgen – und: »Das ist eine gesunde Unklarheit«, womit er wirtschaftliche Bewegungsfreiheit für Auslegung und Anwendung des Gesetzes sichern wollte. Wieder einmal hatte Kienböck diese Wendung gebraucht, als ihm der spätere Präsident des Obersten Gerichtshofes, damals Ministerialrat im Justizministerium, Dr. Guido (von) Strobele, antwortete: »Das ist eine klare Verlogenheit.« Man scheute sich nicht, in solcher Form, unter Wahrung des gebotenen Respektes, die Dinge beim Namen zu nennen.

Kienböcks Wirtschaftspolitik der Sparsamkeit in der Zwischenkriegszeit war verfehlt; er konnte sich nicht entschließen, durch Staatsaufträge größeren Umfanges die Wirtschaft anzukurbeln und damit die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, was Schacht in Deutschland in großem Stil, unterstützt durch die Aufrüstung, eingeleitet hatte. Dennoch verdient Kienböck größte Hochachtung wegen seines scharfen Verstandes und seiner illusionslosen Strenge. Waren nach einem Gesetz Institutionen vor irgendwelchen Regierungsmaßnahmen zu hören, so ließ er die versammelten Vertreter sprechen, ohne sich in eine Diskussion einzulassen, und schloß dann solche Veranstaltun-

gen mit den knappen, aber unmißverständlichen Worten: »Ich habe Sie gehört, ich danke Ihnen.« Höchstens fügte er noch bei: »Sie haben mich nicht überzeugt.« Seine wohl erwogene Meinung stand immer schon fest. Als Österreich 1938 besetzt wurde, leitete er souverän als Präsident der Nationalbank die Verhandlungen über deren Eingliederung in die Deutsche Notenbank, an denen ich wegen der allenfalls zu erlassenden Gesetze teilnahm; er verteidigte mutvoll die österreichischen Interessen, obwohl er wußte, daß ihm keine Zukunft mehr gegeben war, da sein Stammbaum nach nationalsozialistischer Auffassung nicht fehlerfrei war; allerdings hatte ihm Schacht die Pensionszahlung zugesichert. Als er nach dem Zweiten Weltkrieg als Konsulent in der Oesterreichischen Nationalbank Unterschlupf fand, besuchte ich ihn ein-, zweimal im Jahr. Er ließ sich dann gerne über die neuen Gesetze und sonstigen Rechtsentwicklungen erzählen. Bei meinem letzten Besuch knapp vor seinem Tode ermahnte er mich, nicht so viel zu arbeiten. »Ich habe auch so viel gearbeitet, heute könnte ich dies nicht mehr, Sie werden es auch einmal sehen.« Seine juristischen Fähigkeiten waren bedeutend, sein Aufsatz über die Geheimhaltungspflicht der Ärzte brachte ihm das Ehrendoktorat der medizinischen Fakultät Wien ein.

Gesetzentwürfe machten es manchmal notwendig, den Verfasser zu Besprechungen mit dem Minister herbeizuholen. Finanzminister Dr. Rudolf Neumayer, den ich in seinen letzten Lebensjahren bei seinen Kuraufenthalten in Baden öfters getroffen habe, referierte ich immer häufiger persönlich. Ein Fall brachte mir einen durchschlagenden Erfolg: die Neuregelung der Spielkasinos. Ich war Staatskommissär der Spielcasino AG, verfaßte die Spielregeln, ordnete die Besucherkontrolle und ähnliche organisatorische Fragen neu. Schließlich sollten die Einnahmen des Staates aus diesem Glückspiel erhöht werden. Die Besitzer der Spielcasino AG wehrten sich geschickt und hartnäckig; es waren Ausländer mit ihrem Sitz auf den Bahamas. Minister Neumayer nahm selbst die Verhandlungen in meinem Beisein auf; schon einige waren ergebnislos verlaufen. Während einer solchen Besprechung wurde der Finanzminister unvorgesahen abberufen, und er überließ mir daher notgedrungen die weiteren Verhandlungen. Als er eineinhalb Stunden später zurückkehrte, konnte ich eine Einigung melden, die

seinen Erwartungen voll entsprach. Ich sollte ausgezeichnet werden, man fand aber bald, daß bei meinem niederen Rang eines Oberkommissärs die Auszeichnung allzu unansehnlich ausfallen mußte, denn damals hielt man sich noch strenger als heute bei Auszeichnungen an festgelegte Rangklassen. So erhielt ich gegen alle Regeln sofort die Bezüge der nächsten Rangklasse und wurde schon nach einem halben Jahr zum Ministerialsekretär ernannt, was nach der Übung erst nach einem Jahr zulässig gewesen wäre. Der Titel eines Ministerialsekretärs, der der letzten Titelreform in Österreich zum Opfer gefallen ist, war dem deutschen Dienstrecht fremd. Nach der Besetzung Österreichs wurde ich daher zum Regierungsrat degradiert, behielt aber die alten Visitenkarten, die bei Berliner Dienststellen Eindruck selten verfehlten, weil man nicht ganz sicher war, ob man nicht einen ehemaligen Staatssekretär vor sich hatte.

Neumayer, der Finanzreferent der Gemeinde Wien gewesen war, war begeisterter Jurist und hielt Einpaukkurse im Privatrecht. Er bedauerte mir gegenüber öfters, daß er dies nun als Minister nicht mehr tun könne und daher bald seine juristischen Kenntnisse vergessen werde. Als spätabends einmal der Bürstenabzug eines Gesetzes rasch in die Staatsdruckerei gebracht werden sollte, damit das Gesetz am nächsten Tag publiziert werden könne, half er mir emsig, die Druckfehler handschriftlich auszubessern. Er blieb nach der Besetzung Österreichs Finanzminister, es wurde ihm aber ein nationalsozialistischer Kommissär beigelegt, der ihm manchmal die Arbeit sauer werden ließ. Nach 1945 wurde er als Minister der ersten Landesregierung nach der Besetzung Österreichs strafrechtlich verurteilt. Er kam zum Handkuß, im Gegensatz zu anderen Ministern, da er sich sofort nach Kriegsende in seinem gewohnten Eifer bei der Gemeinde Wien zum Dienstantritt gemeldet hatte, ohne Verständnis dafür, daß dies Widerstand bei Konkurrenten auslösen mußte.

Rechtsanwalt Dr. Ludwig Draxler hatte ich schon einige Jahre früher bei Übernahme des Gutes Hubertendorf in der Nähe von Amstetten als Vertreter (Fürst) Starhembergs kennengelernt, aus dessen Besitz der Bund dieses Schloß für eine landwirtschaftliche Schule erwarb. Man erzählte noch mit leisem Schaudern, daß im angeschlossenen Aurevier Damwild

gehegt wurde, das der Kronprinz Ferdinand Este zum Abschluß gekauft und an einem Tag 600 Stück – wohl doch eine übertriebene Zahl – zur Strecke gebracht haben soll. Draxler spielte in der Heimwehr eine maßgebende Rolle. Er sprach leise, aber eindringlich, und verdankte manchen Erfolg seiner Eigenart, immer wieder auf sein Ziel zurückzukehren, den Tropfen immer wieder auf denselben Punkt fallen zu lassen. Hierin glich er einem anderen sehr erfolgreichen Anwalt, dem ich als Gegner öfters begegnet bin und in dessen Verhalten ich zunächst nur eine Taktik sah, die mich etwas irritierte; als ich jedoch einmal mit ihm gemeinsam eine größere Entschädigung für ein verstaatlichtes Unternehmen verfolgte, erkannte ich, daß er sich dieser seiner Wesensart einfach nicht entziehen konnte; er lehnte einen Vergleich ab, der mir angemessen erschien; am Ende mußten sich unsere Klienten mit einem niedrigeren Betrag zufriedengeben. Ich neige zum Vergleich, zu rascher Bereinigung schwebender Streitfälle, und tat stets alles, um sie nicht zu vertiefen. Darin wurde ich ständig bestärkt, weil dies oftmals besseren Erfolg als Beharrlichkeit in der Überzeugung des Rechts brachte.

Die Gestapo vernahm mich 1938, ob mir Fälle bekannt seien, in denen Draxler als Minister rechtswidrige Weisungen erteilt habe. Die Aussage war einfach; denn er hatte nur ein einziges Mal unserer Abteilung eine Weisung gegeben: zwei Aktiengesellschaften wollten in derselben Höhe ihr Aktienkapital derart erhöhen, daß sie wechselseitig die Erhöhung übernahmen. Ich lehnte dies als unzulässig ab, weil dadurch nicht neues Kapital den Gesellschaften zugeführt wird, eine Ansicht, die heute der herrschenden Lehre entspricht. Draxler, bei dem die Gesellschaften intervenierten, ordnete hingegen an, daß diese Kapitalerhöhung zu bewilligen sei; er entschied also bloß eine damals noch nicht völlig geklärte Rechtsfrage anders als ich.

Draxler hatte einmal das Pech, daß ich auf Veranlassung eines Vorstandsmitgliedes der Creditanstalt ein Telefongespräch mit ihm mit anhörte; er wollte begreiflich machen, daß mir als Rechtsanwalt die Vertretung in einer Rückstellungssache, die zwischen der Bank und einem ebenfalls verstaatlichten Unternehmen spielte, genommen und ihm übertragen werden solle, weil ich immer objektiv auch die Interessen der anderen Seite wahrzunehmen bereit sei. Diese Sache wurde dann von

mir angemessen verglichen, und ich bekenne mich dazu, daß Draxler mich richtig beurteilt hat. Er holte sich sehr häufig rechtlichen Rat bei mir, bei schriftlichen Gutachten gegen Honorar, sonst ohne Vergütung, was ihn wohl zu der wohlwollenden Bemerkung veranlaßt haben dürfte, ich sei kein Anwalt, sondern eine »Institution«.

Reissenberger hatte den vorzüglichen Einfall, über einzelne, wichtig erscheinende Probleme, mochten sie bei einer anhängigen Sache oder im Wirtschaftsleben auftauchen, dem Minister einen kurzen Bericht zur Stellungnahme vorzulegen. Es war erforderlich, die Kernfrage klar herauszustellen, alle Nebenerscheinungen wegzulassen und ein einfaches Votum vorzulegen. Solche Berichte durften nicht länger als höchstens 1½ Seiten werden, denn sonst konnte dem Minister nicht zugemutet werden, den Bericht persönlich zu lesen; darauf kam es aber an. Diese Methode bewährte sich sehr, und ich verwendete sie im Ministerium für Vermögenssicherung und Wirtschaftsplanung ab 1946 wieder mit gutem Erfolg. Die Schriftlichkeit zwingt zur knappen Fassung und gibt für später einen oft wünschenswerten Beleg; denn das Gedächtnis der Minister wird verständlicherweise oftmals überfordert.

Reissenberger wurde Chef der Zollsektion, er mußte sich dann während der Besetzung Österreichs aus dem öffentlichen Dienst als »Mischling« zurückziehen. Nach dem Weltkrieg wurde er Vizepräsident der Oesterreichischen Nationalbank. Als Minister Dr. Peter Krauland die Erneuerung des Kreditwesengesetzes anregte, übernahm Reissenberger den Vorsitz einer Arbeitskommission, der auch ich angehörte. Beim ersten Zusammentreffen legte er uns einen Gesetzentwurf vor. Ich erschrak zuerst, da ich fürchtete, daß er auf die von ihm seinerzeit verfaßten Bankgesetze zurückgreifen könnte. Ich hatte mich aber geirrt, er ging geschickt vom geltenden deutschen KWG aus. Alles blieb leider stecken, da der Vertreter des Finanzministeriums bald das gute Einvernehmen Reissenbergers mit mir feststellte und darin eine Schwächung seines Ministeriums erblickte. Bekanntlich verliefen auch alle späteren Anläufe im Sand, bis erst 1979 das nun geltende Kreditwesengesetz erlassen wurde, dessen Novellierung aber bereits erwogen wird.

Als Abteilungsleiter folgte Ministerialrat Dr. Walter Güttl,

der sich bei der internationalen Regelung der österreichischen Vorkriegsschulden große Verdienste erworben hatte. Er war gescheit und großzügig. Wurde ein von mir entworfenes Gesetz erlassen, ließ er sich von mir darüber berichten, aber – wie er ausdrücklich wünschte – nur in großen Zügen, und schrieb dann flüssig einen sehr gut lesbaren Artikel für die Wiener Zeitung. Ich bewunderte immer die Leichtigkeit seines Stils.

Die Abteilung verfügte über eine Reihe erfahrener, tüchtiger Fachleute, denen aber vielfach die nötige Entschlußfähigkeit fehlte. Das führte zu großen Verzögerungen bei Behandlung der Einzelfälle, aber auch bei gebotenen Reformen; Gesetzesvorschläge wurden nur gemacht, wenn sie von der Politik verlangt wurden. Ein Ministerialrat pflegte sich seiner großen Aktenrückstände in einmaliger Art zu entledigen. Am letzten Tag vor einem Urlaub arbeitete er die ganze Nacht durch und wies seine offenen Akten mit kurzen Vermerken anderen Herren zu, die überwiegende Zahl der Akten landete bei mir als jüngstem in der Abteilung. Der Vermerk lautete etwa: »Da um 3 Uhr früh im Justizministerium niemand zu erreichen ist, wäre das Einvernehmen mit diesem Ministerium in geeigneter Form herzustellen.« Man konnte an diesen Zeitangaben die Abtretung Akt für Akt ablesen. Meist gelang es mir, diese Ladenhüter während seinesurlaubes zu erledigen.

Nach der Besetzung Österreichs durch Deutschland wurde dieser Herr in das Finanzministerium in Berlin versetzt. Als ich eine Reichsfluchtsteuersache mit besonderen Problemen dort zu erörtern hatte, einigte ich mich bald mit dem zuständigen deutschen Referenten; schließlich meinte dieser aber, es sei vielleicht förderlich, wenn ich sie mit dem Ostmark-Referenten – meinem befreundeten Ministerialrat – bespräche. Ich suchte ihn auf, er freute sich riesig über den unerwarteten Besuch; als ich zur Sache kam, schien er zunächst positiv, aber allmählich entwickelte sich seine angeborene Begabung, überall Hindernisse zu erblicken. Nach mehr als einer Stunde erklärte ich entschlossen, die Sache nicht bei ihm anhängig machen zu wollen und sie beim Sachreferenten zu Ende zu führen. Das half, er rief diesen an und sagte mir dann eine rasche Erledigung zu, die dann wirklich binnen zwei Wochen erging.

Nach meiner Erfahrung lassen sich die Menschen hinsichtlich ihrer Berufstätigkeit in zwei große Gruppen teilen: Die einen

vermögen auch komplizierte Angelegenheiten einfach zu sehen, sie erkennen rasch die Kernfrage; sie stellen sie einfach dar und finden regelmäßig eine jedermann verständliche Lösung. Die anderen können dies nicht, erblicken nichts als Probleme, türmen – oft sehr geistreich – Schwierigkeit über Schwierigkeit auf. Man zollt dem großen Aufwand an Intelligenz Beifall, so daß merkwürdigerweise auch diese Gruppe – wenigstens vorübergehend – Anerkennung zu gewinnen vermag, obwohl sie jede Verwaltung – die öffentliche wie die private – unendlich belastet.

Infolge der Weltwirtschaftskrise wurde 1932 auch in Österreich nach deutschem Vorbild die Kapitalherabsetzung in erleichteter Form und die Kürzung von Bezügen leitender Angestellter und Funktionäre gesetzlich eingeführt. Diese Bestimmung wurde im Aktiengesetz 1965 ersatzlos gestrichen, da sie nicht dem rechtsstaatlichen Prinzip der Vertragstreue entspreche. 1932 waren diese Maßnahmen sehr verständlich, da ja auch in die Dienstbezüge der Bankbeamten und -pensionisten durch die Bankentlastungsverordnung und Bankpensionistenverordnung eingegriffen wurde. Als ich ins Ministerium kam, war noch über keinen einzigen Antrag auf Herabsetzung von Bezügen leitender Angestellter in einem zur wirtschaftlichen Lage des Unternehmens angemessenen Verhältnis entschieden worden. Es mag zugegeben sein, daß damit eine nur sehr allgemeine Determinierung gegeben war. Das Allgemeine Verwaltungsverfahrensgesetz war anzuwenden, ich schrieb hurtig mündliche Verhandlungen aus, ließ mir Bilanzen der betroffenen Gesellschaften vorlegen, hörte die leitenden Angestellten und Vorstandsmitglieder und entschied nach meinem besten Wissen. Es wurden mir hiebei keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt; denn man war sehr erfreut, in diesen Fällen zu Entscheidungen zu gelangen, die, beim Verwaltungsgerichtshof angefochten, standhielten; denn es handelte sich um Ermessensentscheidungen, die sachlich begründet wurden. Der schon erwähnte Fall »Draxler kontra Draxler« war ein solcher.

Legistische Arbeiten bezogen sich auch auf berufsständische Gesetze, die mir wenig Interesse entlockten, und auf Gesetze, die Sonderregelungen für die Versicherungsgesellschaft Phoenix und einzelne zugrunde gegangene Bankinstitute betrafen. Hier begegnete ich zum erstenmal den Schwierigkeiten, die

wirtschaftliche Sondergesetze mit sich bringen. Ich habe über Gelegenheitsgesetze viel später einen Vortrag gehalten. Solche Sondergesetze greifen – manchmal kaum erkannt – in sehr viele Rechtsbereiche ein, die bei Erlassung des Gesetzes zu berücksichtigen wären. Dazu braucht man viel Erfahrung. Weiters zeigt sich, daß solche Gelegenheitsgesetze für die besonderen Bedürfnisse maßgeschneidert werden müssen; um das im Einzelfall gesteckte Ziel zu erreichen, ist man geneigt, modernen Rechtsgedanken zum Durchbruch zu verhelfen. Gelegenheitsgesetze nötigen auch, Zweifelsfragen des geltenden Rechts auszulegen, und haben dadurch eine weitere Wirkung, als man allgemein anzunehmen bereit ist; Analogie und Umkehrschluß stehen vor der Tür.

Das Beamtenkreditgenossenschaftsgesetz hat mich erstmalig mit dem Genossenschaftswesen in nähere Beziehung gebracht. Ich nahm nun an Genossenschaftstagungen teil, und es stellte sich sehr rasch ein ausgezeichnetes Verhältnis zu Minister a. D. Rudolf Buchinger her, der damals zurecht als der führende Mann der Genossenschaften galt. Ein neues Genossenschaftsgesetz wurde von dem hervorragenden Juristen Ministerialrat Dr. Karl Lißbauer im Bundesministerium für Justiz ausgearbeitet; es fiel leider der Besetzung Österreichs für immer zum Opfer.

Damit habe ich schon ein Arbeitsgebiet, das Gesellschaftsrecht, berührt, das mich am stärksten anzog. Damals galt noch das Konzessionssystem für Aktiengesellschaften. Aufsichtsbehörde war das Bundeskanzleramt, Inneres. Ministerialrat Ludwig Klucki war der zuständige Abteilungsleiter, der beste Kenner des österreichischen Gesellschaftsrechts. Unter seiner Führung fanden in kurzen, meist regelmäßigen Abständen interministerielle Sitzungen statt, an denen ich als Vertreter des Bundesministeriums für Finanzen ständig teilnahm, weiters ein Vertreter des fachlich beteiligten Ministeriums, also regelmäßig des Handelsministeriums, allenfalls auch des Landwirtschaftsministeriums. Wir hatten vom alten Vereinspatent 1852 auszugehen – das übrigens noch heute für auf Gewinn gerichtete Vereine Geltung hat –, vom Allgemeinen Handelsgesetzbuch 1862 und vom Aktienregulativ, das 1899 manche Neuerungen des inzwischen reformierten Deutschen Handelsgesetzbuches, das schon 1870 das Konzessionssystem aufgegeben hatte, als interne

Behördenrichtlinie übernahm. Die deutschen Kommentare wurden eifrig herangezogen. Deutsche gesellschaftsrechtliche Gelegenheitsgesetze wurden – wie schon erwähnt – von Österreich inhaltlich übernommen. Es blieb aber der Unterschied, daß jede Gründung und jede Satzungsänderung einer Aktiengesellschaft behördlicher Genehmigung bedurfte. Als das neue Deutsche Aktiengesetz 1937 in Österreich nach der Besetzung eingeführt wurde, war der Übergang verhältnismäßig einfach. Eines ist hervorzuheben: Das Konzessionssystem hat keinen Zusammenbruch von Aktiengesellschaften im Zuge der Weltwirtschaftskrise verhindert. Ebenso wenig die häufig bestellten Staatskommissäre. Ihnen konnte eine Überwachung der kaufmännischen und technischen Gestion nur ganz ausnahmsweise zugemutet werden; sie mußten sich daher in der Regel auf Einsprüche gegen formale Verstöße beschränken, die kaum vorfielen. Es erregte geradezu Erstaunen, als ich als Staatskommissär der Pensionserfüllungskasse der Creditanstalt gegen den Tausch von Wertpapieren Einspruch erhob, weil die abzugebenden Wertpapiere eine Wertsteigerung erwarten ließen. Staatskommissäre holten öfters vor Generalversammlungen meinen Rat ein, aber ich konnte auch nur selten in anstehende Sachprobleme eindringen, so daß meine Empfehlungen ebenfalls meist völlig auf der Oberfläche blieben. Das damals zugelassene Boardsystem, bei welchem die Leitung und Überwachung bei einem Organ, meist als Verwaltungsrat bezeichnet, lag, brachte ebenfalls keine Erfolge; ich halte daher auf Grund meiner Erfahrung die heute geltende strenge Kompetenztrennung in Vorstand und Aufsichtsrat für zweckmäßiger.

Als die große Versicherungsgesellschaft »Phoenix« zugrunde ging, wurde die bis dahin als vereinsrechtlich angesehene Aufsicht über die Privatversicherungsgesellschaften, die Aktiengesellschaften, Sparkassen, Genossenschaften und Bausparkassen aus dem Bundeskanzleramt herausgelöst und in die Zuständigkeit des Bundesministeriums für Finanzen überführt. Diese Agenden wurden mit der Bankaufsicht in einer Sektion unter Leitung von Sektionschef Klucki zusammengefaßt. Die Sektion für öffentlichen Kredit führte Sektionschef Dr. Hans Rizzi. Klucki hatte entscheidend am Sparkassenverwaltungsgesetz mitgearbeitet; ich verfaßte dann noch die Sparkassenregisterverordnung, die erst 1979 außer Kraft trat, als die Eintragung

ins Sparkassenregister aufgehoben wurde. Auch die Genossenschaftsnovelle 1936 war Klucki zu verdanken. Als Bausparkassenfachmann war Klucki international anerkannt. Er hatte die Begabung, auch bei bloß flüchtiger Durchsicht ihm vorgelegter Akten – meist am Schreibtisch stehend – Fehler zu entdecken; auch mir wurden von ihm einige Flüchtigkeiten vorgehalten. Klucki entstammte einer sudetendeutschen Familie, Vater und Onkel waren Reichstagsabgeordnete gewesen, allerdings verschiedener Parteien. Er hatte keine Kinder. Seine hübsche Frau hielt ihn etwas streng; er rächte sich gerne auf seine Weise; wenn sie abends telefonisch meldete, daß das Essen bereit sei, ließ er ihr manchmal durch seinen Sekretär ausrichten, sie solle es »in die Röhre stellen«, die Arbeit an einem Gesetzentwurf werde noch lange in die Nacht hinein dauern. Zwischen dem Ehepaar Klucki und mir entstand rasch eine Beziehung besonderer Art: ich verehrte ihn als erfahrenen Köhner und Chef, sie sahen in mir einen jungen Mann, wie sie ihn gerne als Sohn gehabt hätten; bei gemeinsamen Dienstreisen, insbesondere später nach Berlin, konnte ich öfters zu ihrer Erheiterung beitragen. Unser enges Verhältnis dauerte unverändert bis zu ihrem Tod, worüber noch zu berichten sein wird.

Während des Faschings 1937 fragte mich einmal ein mir sehr gewogener Ministerialrat, zu welchen Bällen ich ginge. Meine kurze Antwort war: »Zu keinem.« Verblüfft meinte er: »So wirst du es zu nichts bringen.« Tatsächlich bin ich in meinem ganzen Leben auf keinem Ball gewesen, fand daran keinen Gefallen und sah darin verlorene Zeit; ich vermied auch gesellschaftliche Besuche bei Kollegen und Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens, wie sie allgemein üblich sind. Die dadurch gewonnene Zeit widmete ich größeren ministeriellen Arbeiten, die nur zu Hause des Abends ungestört möglich waren, und wissenschaftlichen Aufsätzen. Ich hatte das erwähnte Gespräch mit den Worten beendet: »Warte es ab.«

Allmählich konnten wir uns Kunstreisen leisten. In sehr lebendiger Erinnerung habe ich die beiden Fahrten (1936 und 1937) mit dem Segelschiff »Universitas«, das der Universität Wien gehörte und das man nach der Besetzung Österreichs wegen Nichtbezahlung der Hafengebühren in Alexandria versteigern ließ. Die erste Fahrt ging nach Griechenland, die zweite um Korsika zur Riviera. Einige Bilder haben sich mir tief

eingepägt: Als wir von Bastia auf Korsika aus in der Hitze des Südens durch die Macchia der steilen Bergflanke hochstiegen, die nackten Beine von Dornen aufgerissen, kamen wir knapp unter dem Gipfel des Berges, der den Blick auf die jenseitige Meeresbucht bietet, zu einigen mächtigen Eichen. In ihrem Schatten rieselte eine Quelle, und nahe bei ihr schlief ein heimischer Jäger, das Gewehr neben sich, ohne zu erwachen. Ebenso unvergeßlich ein Morgen in Delphi: Es weckte uns das Getrappel der vielen Ziegen und ihr scharfer Geruch, als sie mit den auf Eseln reitenden Hirten zu den Weideplätzen hinauszogen. Einmal früh erwacht, gingen wir in morgendlicher Frische zur castalischen Quelle, das klare Wasser quoll aus dem behauenen Felsen, kein Menschenlaut störte die Stille, nur ein Wiedehopf spielte im Geäst der uralten Eichen. Aus der pythonischen Schlucht wehte kühle Luft von der Höhe des Parnass hernieder. Zum Aphaia-Tempel auf Ägina führte noch keine Straße, auf schmalen Wegen trugen uns eifrige Esel empor, und wir blickten, zwischen den Säulen des Tempels stehend, ohne jeden Lärm anderer Menschen, hinaus auf das tiefblaue Meer.

Ein Erinnerungsgedicht von unserer ersten Segelfahrt versucht deren Zauber wiederzugeben:

*In den Abendstunden schimmern die Sterne
zwischen Masten und Tauwerk,
in den Abendstunden löst sich das Bange,
sanft ruht die Hand auf dem Arme des Lieben,
schwankt das Schiff auf silberner See
fern und nah der Küste.
Keine Finsternis birgt die Nacht.
Trost der mählichen Müdigkeit senkt sich herab.
Wo bleibt gestern und heute?
Wind fällt ins Segel, Mastbaum knarrt leise,
dauernd rauscht auf und nieder das Wasser.
Wort ist verblaßt und Schlaf naht zage.
Über uns blüht der unendliche Himmel.*

Wenn auch nur in beschränktem Ausmaß, konnte ich nun beginnen, Kunstwerke zu sammeln. Wie jeder Sammler mit kleinen Kräften, wandte ich mich zunächst der Graphik zu. Ich ließ mir von Alfred Kubin Blätter zur Auswahl senden und

konnte so einige besonders schöne Federzeichnungen auswählen, die, im Weltkrieg verlagert, fast zur Gänze zugrunde gingen. In das Buch »Vom Schreibtisch eines Zeichners« hatte mir Kubin als Widmung einen Jäger gezeichnet, der sein Gewehr erhebt, um einen gesichteten Raubvogel zu schießen. Dies blieb, ebenfalls verlagert, wie durch ein Wunder erhalten, ich fand es unter Kleiderresten und Unrat im Bauernhof wieder, wo die Russen alles durchstöbert hatten. Kubins langen Brief vom 3. November 1946 bewahre ich ebenfalls noch als Kostbarkeit auf, mit dem er mir eine kleine Federzeichnung, Christus am Kreuz, von Flammen umgeben und Rauch überwölkt, als Weihnachtsgruß sandte. Selbstverständlich gehörten schon damals meiner Sammlung mehrere Zeichnungen, Aquarelle, aber auch zwei Ölbilder von meinem Freund Hans Fronius an, auch Radierungen moderner deutscher Meister, wie z. B. von Lovis Corinth, Liebermann, Beckmann u. a. Meinen sehnlichsten Wunsch, eine mittelalterliche Plastik zu erwerben, konnte ich erst 1938 erfüllen, eine 70 cm hohe stehende Holz-Madonna in alter Fassung, aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ich ließ sie während des Krieges an der Wand des Speisezimmers stehen und verlagerte sie nicht; so blieb sie erhalten und ist heute im oberösterreichischen Landesmuseum zu sehen, obwohl Bombensplitter in die Wohnung einschlugen und in Franz Kafkas Werken stecken blieben.

Im Finanzministerium hatten sich noch Anekdoten aus der alten Monarchie erhalten. Insbesondere wurde gerne erzählt, wie die Bestechungsmethoden im Osten verfeinert gewesen waren. In Galizien soll es zu diesem Zweck bei Behörden eigens eingerichtete Schreibtische gegeben haben. Hatte die Partei Platz genommen und ihr Anliegen vorgetragen, fand der Beamte zunächst, daß es sich um eine sehr schwierige Sache ohne Ausweg handle. Gleichzeitig schob sich eine Schreibtischlade zum Gesuchsteller vor. War ein Geldbetrag eingelegt, bewegte sich die Lade wieder zurück. Es zeigte sich nun doch irgendeine noch unbestimmte Lösungsmöglichkeit am Horizont; kam die Lade wieder, war klar, daß nochmals die Auffassungsgabe des Beamten durch eine weitere Geldeinlage gestärkt werden mußte. Über Bestechung und gewünschte Höhe wurde kein Wort gewechselt, sondern nur über die Probleme der Angelegenheit gesprochen . . .

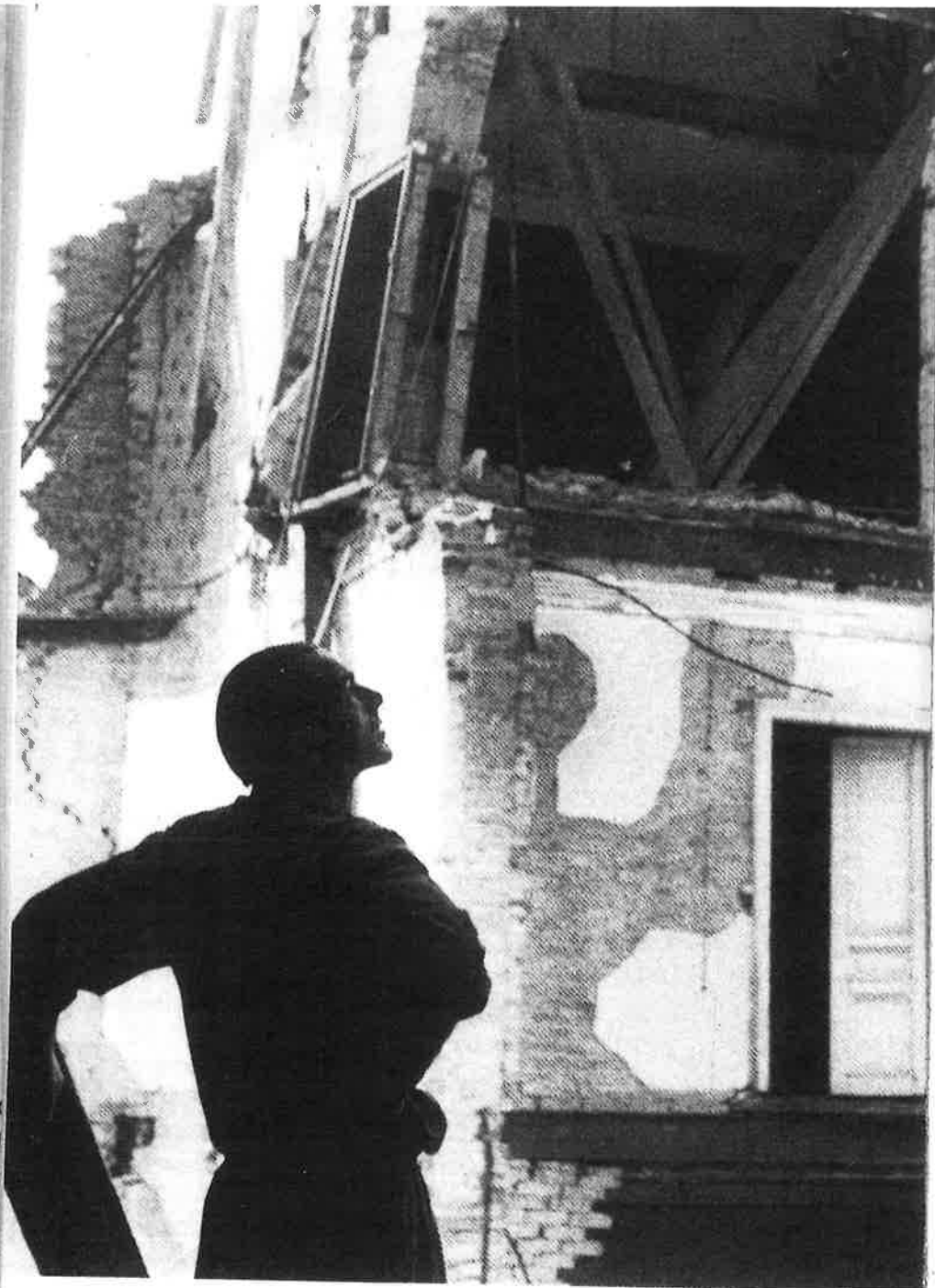
Aus Ungarn wurde berichtet, daß man Eingaben an Behörden einen Geldbetrag beilegte und gleichzeitig einem Mitwisser mit eingeschriebenem Brief den – gleich hohen – »geschuldeten« Betrag übersandte; sofort wurde schriftlich reklamiert, daß das Geld nicht im Brief angekommen sei. Wurde der Bestechungsversuch von der Behörde aufgegriffen, dann lag das Alibi schon bereit.

Als ich nach meiner ministeriellen Tätigkeit in der Privatwirtschaft tätig war, erfuhr ich zu meinem Erstaunen und zu meiner Beschämung, daß ehemalige Kollegen Geschenke zugänglich waren. Verständlicherweise war die Steuersektion anfälliger, jedoch waren es auch hier nur wenige Beamte. Ich war besonders davon berührt, daß selbst kleine Beträge ausreichten, um Milde zu bewirken. Die Versuchung war groß, da die Gehälter der Staatsbeamten damals sehr niedrig waren; das Monatsgehalt eines Oberkommissärs reichte gerade zur Anschaffung eines Anzuges. In unserer Abteilung erhielten wir jedoch verschiedene Zulagen, die zusammen höher als das Gehalt waren. Börseberichte für die »Wiener Zeitung« wurden besonders gut honoriert, meine Staatskommissärsfunktion bei der Casino AG war ebenfalls reichlich dotiert. In der Prokuratur war mir gestattet worden, in der Freizeit für einen angesehenen Anwalt, der in der Finanzprokuratur einmal praktiziert hatte, zu arbeiten. Er zeigte mir etwa eine Liste mit Geldbeträgen, die insbesondere an Wiener Gemeindebeamte von einer Baugesellschaft bezahlt worden waren. Es handelte sich um mehr als fünfzig Namen. Das Vorstandsmitglied, dem diese Betreuung oblag, war entlassen worden, seine Ansprüche wurden von der Gesellschaft nicht anerkannt. Als dieser Anwalt bekanntgab, daß er seinen Klienten nicht mehr zurückhalten könne, die erwähnte Liste zu veröffentlichen, waren binnen einer Woche alle vom Vorstandsmitglied erhobenen Forderungen beglichen.

Im Finanzministerium wurden keine Weihnachtsgeschenke angenommen. Wenn wir zu einem Essen in einem Restaurant eingeladen wurden, bestanden wir darauf, selbst zu bezahlen, was uns meist wegen der Höhe der Rechnung nicht leicht fiel. Während des Zweiten Weltkrieges erging ein Erlaß, daß sich Ministerialbeamte nicht einladen lassen dürfen. Die Unternehmungen verstanden es aber, begehrenswert gewordene Naturalien zu Scheinpreisen abzugeben. Ein fachlich ausgezeichnete



Geigenspielender nackter Putto, Holz, 45 cm, Anfang des 16. Jahrhunderts. Kunstsammlung Walther Kastner.



Nach dem Zweiten Weltkrieg führte ich eine Zeitlang das unbeschwerte Leben eines Hilfsarbeiters.



Herrn Walter Kaster
freundlichst!
Alfred Kubin

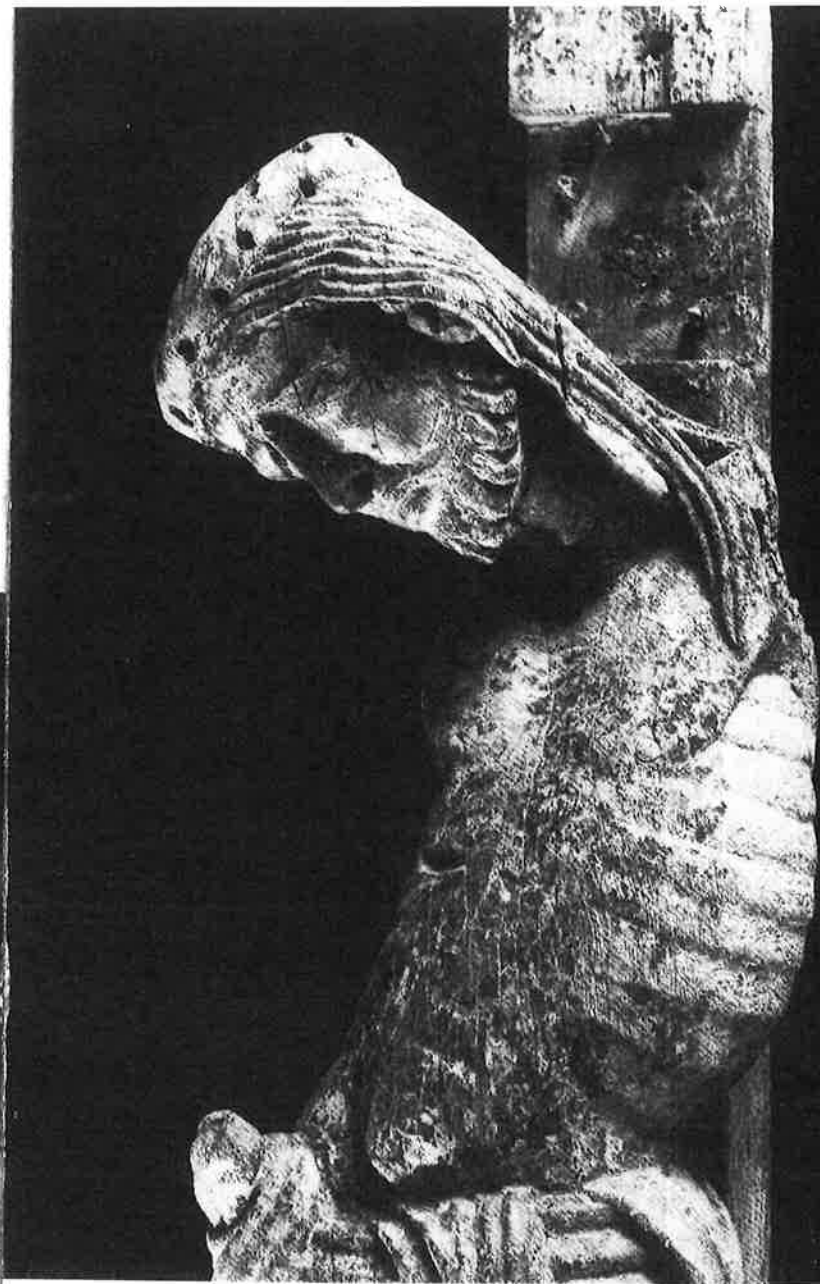
Diese Federzeichnung Alfred Kubins widmete mir der Künstler in seinem 1939 erschienenen Buch »Vom Schreibtisch eines Zeichners«.

*Freude Weihnachten
und ein glückliches
Neujahrs
Wunsch*



Oben: Alljährlich zeichnete mein Freund Hans Fronius meine Weihnachtsgrußkarten. 1972: Franz Grillparzer.

Unten: Start der Volksaktie, 1957. Links Finanzminister Kamitz. Ich erläutere der Presse die wirtschaftliche und soziologische Bedeutung des Konzepts.



Romanischer Kruzifixus, Holz, 13. Jahrhundert. Kunstsammlung Walther Kastner, Schloßmuseum Linz.

Rechts: Zu meinem
 75. Geburtstag überraschte mich
 Hans Fronius mit diesem
 »Herrn Walther...«
Unten: Einweihung des neuen
 Walzwerkes. Metallwerke
 Plansee, 12. April 1975.
 Im Gespräch mit Bundesminister
 Dr. Josef Staribacher.



Frohe Weihnachten
 wünscht
 Leutlich
 Brehm

Bruno Brehm, der Schriftsteller, erwies sich immer wieder als flotter Zeichner. Dieses hübsche Selbstbildnis sandte er mir zum Weihnachtsfest 1964.



Oben: Bundespräsident Dr. Rudolf Kirchschläger eröffnete die Kunst-
sammlung Walther Kastner im Schloßmuseum Linz am 14. März 1975.
Unten: Verleihung des Großen Silbernen Ehrenzeichens durch Frau
Bundesminister Dr. Hertha Firnberg am 4. Juli 1972.

Finanzreferent Erster Instanz holte während des Zweiten Weltkrieges öfters meinen Rat ein, wie Geld veranlagt werden solle, das sein Schwiegervater aus unverständlichen Grundverkäufen zur Verfügung habe. Ich gab Ratschläge. Dann erfuhr ich eines Tages, daß dieser Beamte für Geschenke empfänglich war. Ich warnte ihn mit einem anonymen Brief, jedoch ohne Erfolg. Er änderte sich auch nach 1945 nicht. Heute ist er tot.

Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte ich vielen Beamten des Ministeriums helfen, nicht nur auf Grund meiner Erfahrungen, sondern auch mit dem einen oder anderen Bedarfsgegenstand, etwa mit einem Regenschirm oder Autoreifen. Als ich Anwalt wurde, begegnete man mir sehr aufgeschlossen. Nur einige wenige Beamte waren abweisend. Ich schöpfte Verdacht: von mir war keine Bestechung zu erwarten. Einige dieser Beamten waren später in Strafsachen verwickelt. Von einem Klienten erfuhr ich, daß von ihm ein Beamter, der schon Anzugstoffe erhalten hatte, nun eine Wohnung fordere. Ich konnte dies verhindern, jedoch keine Anzeige erstatten, ohne meine Mandatschaft darin zu verwickeln. Ich informierte daher vertraulich den Abteilungsleiter mit der Empfehlung, bei der Zuteilung der Akten vorsichtig zu sein. Der Beamte wechselte noch zweimal die Abteilung, sein Chef wurde jedesmal von mir unterrichtet. Ich hörte nichts mehr über Bestechungen seiner Person.

Die Thirring-Buben trafen beim Spiel in einem Park öfters mit den Brehm-Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, zusammen. So wurde auch unsere Freundschaft mit der Brehm-Familie geknüpft. Dr. Bruno (von) Brehm, Sohn eines Obersten der Monarchie, selbst Offizier, wurde in den ersten Monaten des Ersten Weltkrieges schwer verwundet nach Sibirien gebracht; als kriegsdienstuntauglich – ein Bein war stark verkürzt – im Austauschwege heimgekehrt, ging er als Batteriekommandant sofort wieder an die Südfront. Er war Soldat mit Leib und Seele und liebte die alte Monarchie. Er studierte nach Kriegsende Kunstgeschichte bei Josef Strzygowski, den ich auch noch gehört hatte, und dissertierte über germanische Ornamentik. Mit diesem Thema hat sich Brehm 30 Jahre später nochmals beschäftigt, als er im »Ebenbild« eine fesselnde, weltpolitisch orientierte Schau über die Entwicklung des Menschenbildes in der »Kunst in den Jahrtausenden« gab. Er wandte sich dem Verlagswesen zu, brachte im eigenen Verlag vor allem

kunstgeschichtliche Schriften, aber auch ein Frühwerk Weinhebers, den selbstbiographischen Roman »Das Waisenhaus«, heraus. Josef Weinheber hat in seinem letzten Roman »Gold außer Kurs« sein Ringen um die Anerkennung als Lyriker geschildert und darin auch einen Gegenspieler für erforderlich gehalten, den Schriftsteller Dr. Pawel, einen Mann, der alle Ideale verrät, um zum Erfolg zu gelangen. Dr. Pawel ist niemand anderer als Bruno Brehm. Dessen arge Verzeichnung sah Weinheber offenbar als künstlerisches Mittel für notwendig und daher für zulässig an, um den kämpfenden Lyriker ins rechte Licht zu setzen. Im »Buch des Dankes« an Brehm (1942) stellte er in schöner Weise seinen eigenen Charakter als Waisenkind dem weltmännischen, entschiedenen und zugleich liebenswürdigen Brehms gegenüber, der ihm »im Leben oft geholfen, zuvorderst in seelischer Bedrängnis« oder »wenn er sonst mit seinen Angelegenheiten nicht ins klare fand«. Dieses Lob war verdient, denn Brehm war immer mehr als hilfsbereit. Ich könnte manche Äußerungen Weinhebers hierher setzen, die sein rührend-kindliches Wesen zeigen.

Er war ein gedrungener Pykniker, typisch nach Kretschmers Lehrbuch, der sich jedoch in seinem Roman eine heldenhafte Gestalt verlieh; ein einfacher Mensch, dem die Frauen zu schaffen machten und der seine Ruhe selbst durch die »Dienstmadeln« in seinem Haus in Kirchstetten bedroht fühlte. Sein Selbstmord im Alter von 53 Jahren hatte nur äußeren Anlaß im Zusammenbruch Deutschlands, er war meiner Überzeugung nach innerlich schon früher an sein Ende gelangt. Weinheber war sich seiner Leistungen als strenger Hüter der Sprachordnung bewußt, aber dennoch zuinnerst nicht überheblich, selbst wenn er einmal meinte, er hoffe, sich nun bald dem deutschen Dichterthron zu nähern.

Brehm, ein guter Erzähler, war immer geneigt zu heiteren und ernstesten Gesprächen; mit Weinheber wurde viel gelacht, es wurden aber etwa auch Betrachtungen darüber angestellt, wann ein Fremdwort in einem Gedicht verwendet werden darf, ja verwendet werden soll, so das Lehnwort »Labyrinth« in Goethes Gedicht »An den Mond«, um das Geheimnis der menschlichen Seele auszudrücken. Ein Gedankenaustausch über ihre Vorlesungen war verständlicherweise ein beliebtes Gesprächsthema. Weinheber konnte das Lokalkolorit seiner Sprache nie völlig

ablegen. Er begann regelmäßig mit dem Vortrag ernster Gedichte; sie sind, zum erstenmal gehört, nicht ganz leicht zu verstehen; der ungewohnte Sprachklang trat in Deutschland erschwerend hinzu. Fand Weinheber nicht den verdienten Anklang, rächte er sich, brachte während seiner Vortragsabende auch nach der Pause nicht leichtere Kost, sondern, wie er sagte: »Denen werd' ich's zeigen, i lies heut' lauter Heroisches.« Brehm hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, unter den Zuhörern einen ihm sympathisch erscheinenden Menschen auszusuchen, um auf seinem Gesicht den Eindruck des Vortrages abzulesen. Einmal blieben auch alle gesteigerten Bemühungen vergeblich, keine Gefühlsregung war zu erkennen; in der Pause erfuhr Brehm, daß der Zuhörer, einer seiner ergebenen Verehrer, taub war.

Weinheber war dem Weine sehr zugetan; als ich einmal kräftig Wasser beim Kredenzen des Weines zusetzte, bemerkte er dies dem Anscheine nach lange nicht, schließlich fuhr er mich heftig an. Zweimalige Entwöhnungskuren hatten keinen dauernden Erfolg gebracht.

Bei Brehm lernte ich im Laufe der Jahre viele österreichische und deutsche Künstler kennen, deren Werke ich bereits kannte, so daß mich ihre Persönlichkeit besonders interessierte. Eugen Roth, der grundgescheite, gütige Menschenbeobachter, weilte während der Kriegszeit öfters in Wien, weil er hier Handzeichnungen des 19. Jahrhunderts, die aus dem Bestand der Albertina abgegeben wurden, für seine Sammlung erwarb und sie uns voll stolzer Freude vorlegte. Damals hatte ich mich leider noch nicht mit der Sammlung von Werken dieser Zeit befaßt.

Auch Edwin Erwin Dwinger, dessen Kriegstrilogie sehr gefeiert wurde, war öfters Gast, ein aufmerksamer Zuhörer, der gute Äußerungen zur Verwendung in späteren Werken notierte. Von Österreichern traf ich – außer Weinheber – öfters auch Franz Theodor Csokor, der sich als Dramatiker einen Namen gemacht hatte, beim genüßlichen Abendessen.

Als Brehm und ich Freunde wurden, waren schon seine frühen Romane erschienen, er hatte – mit dem 1. Band seines Hauptwerkes, der Österreich-Trilogie – schlagartig großes Ansehen gewonnen. Seinen historischen Romanen gingen immer ungewöhnlich gewissenhafte Studien aller Einzelheiten voraus; die erarbeiteten genauen Geschichtskennntnisse lähmten

jedoch nicht seine Gabe lebendiger Erzählung. War er in eine solche größere Arbeit verstrickt, übernahm ich manchmal die Besprechung eines Buches, der er dann einige Glanzlichter nach seinem Geschmacke aufsetzte. Als sudetendeutsches Offizierskind, in mehreren Grenzgarnisonen aufgewachsen, empfand er großdeutsch, was ihn für den Nationalsozialismus empfänglich machte. Hier schieden uns unsere Meinungen, ohne daß es jedoch zu tieferen Zerwürfnissen kam. Als aber das Attentat auf Hitler gescheitert war, gab es ein einziges Mal harte Worte, die mit »Scheißzivilist« endeten.

Brehms Frau, Grete, sprühte geradezu von überraschenden Einfällen, in ihrer Nähe gab es keine Langeweile. Für Blumen hatte sie eine besonders glückliche Hand, Pflanzen auf Wanderungen zu sammeln, machte ihr immer Vergnügen. Brachte ich aus fremden Ländern, etwa aus dem Mittelmeerraum, unbekannte Zwiebeln mit, so gelang es ihr, sie zur Entfaltung zu bringen. Brehm hat von ihr in »Susanne« ein lebendiges Bild gezeichnet.

Als der Wiener Physiker Dr. Erwin Schrödinger, dem für die Begründung der modernen Quantentheorie 1933 der Nobelpreis verliehen wurde, 1936 den Ruf an die Universität Graz annahm, empfahl ihm Thirring, meine Hilfe bei seinen Vereinbarungen mit dem Unterrichtsministerium in Anspruch zu nehmen. Diese Aufgabe war leicht zu lösen, weil er ein sehr lebenswürdiger Mann war, der keinerlei übertriebene Forderungen stellte. Wieder zeigte sich, daß Ruhm den Charakter nicht verderben muß. Ich habe seine schöne Schrift »Die Natur und die Griechen« wiederholt mit großem Genuß gelesen, ein bedeutendes Dokument dafür, daß sich Humanismus mit den Naturwissenschaften sehr wohl verbinden läßt.

Im Oktober 1937 wurde ich vom Unterrichtsminister zum Staatsprüfungskommissär des österreichischen Handels- und Wechselrechtes an der Universität Wien ernannt. Ich war der an Jahren jüngste Prüfungskommissär. Zur Prüfung traten 10 bis 20 Kandidaten zugleich an; man prüfte sie, trug die Noten ein und wußte nichts vom Prüfungsergebnis in den anderen Fächern. Nach der Besetzung Österreichs wurde den Prüfern die Weisung erteilt, Nichtariern auch bei besten Erfolgen keine Auszeichnung zu geben; gerade dies lehrte mich, wie viele junge Juden ausgezeichnete Jusstudenten waren. Noch im

Laufe des Jahres 1938 wurde ich mangels Parteizugehörigkeit als Prüfer abberufen; ich nahm dies mit Zufriedenheit auf.

Im Finanzministerium litt ich oft unter einer beklemmenden Enge, die sich – wie mir schien – zunehmend steigerte. Ich verschaffte mir dann und wann Luft, indem ich androhte, auszuscheiden, um Rechtsanwalt zu werden, wofür ich alle formellen Voraussetzungen besaß; denn die Tätigkeit in der Prokuratur galt als Anwaltspraxis. Damit schuf ich mir Abhilfe in manchem Einzelfall. Ich hatte das beruhigende Gefühl, jederzeit ausbrechen zu können. Man begann auch, mir Posten anzutragen, zum Beispiel den eines Nachfolgers des Generalsekretärs des Bankenverbandes; aber ich zog vor, noch mehr ministerielle Erfahrung zu sammeln.

Als Bundeskanzler Dr. Kurt (von) Schuschnigg im März 1938 im Rundfunk Abschied von Österreich nahm und zum Abschluß Haydn gespielt wurde, rannen mir unaufhaltsam die Tränen herunter. Dennoch empfand ich zugleich den Anbruch einer neuen Zeit, nicht des Nationalsozialismus, sondern einer modernen Wirtschaftsauffassung. Es fehlte in Österreich das erforderliche Zutrauen in die Zukunft, das unser Land aus der Erstarrung hätte lösen können, die Lust, Neues zu versuchen, zu investieren, alte Anlagen stillzulegen, um zu rationellen Größenordnungen der Fertigung zu kommen. Man ist heute daran gewöhnt, wenig Gutes an der Entwicklung in den Jahren nach 1938 zu lassen. Aber wer damals in der Wirtschaft tätig war und aufrichtig ist, wird eingestehen müssen, daß sich ein Weg zu neuer Wirtschaftsführung geöffnet hatte, die Österreich so sehr benötigte, um lebensfähig zu sein.

6

Nach der im Rundfunk gesendeten Abschiedsrede Schuschniggs strömten viele Menschen, befreit vom Druck der letzten Tage und Jahre, mit einem euphorischen Gefühl zum Ring; ich stieß auf manche Bekannte, die wie ich keine Nationalsozialisten waren, aber spontan dieser Regung folgten. Wie erstaunt war ich aber am nächsten Morgen, als im Amt viele Beamte, die mich immer vor kritischen Äußerungen in politischen Fragen

gewarnt hatten, mit einem Parteiabzeichen im Knopfloch aufkreuzten, dessen sich allerdings einige von ihnen nach Kriegsende nicht mehr recht entsinnen konnten.

Ich war an diesem Tage schon vor acht Uhr ins Ministerium gegangen und hatte sofort ein Gesetz entworfen, das größere Geldabhebungen, mit denen vielleicht doch zu rechnen war, unterbinden sollte. Gleiche Gedanken hatte Sektionschef Klucki, der ebenfalls früher als sonst zur Stelle war. Finanzminister Neumayer war leicht von der Notwendigkeit dieses Gesetzes zu überzeugen, es wurde auf Grund der Notverordnung erlassen und schon am nächsten Tag publiziert.

In kurzer Zeit setzte der Zug der Abgesandten der Berliner Zentralstellen nach Wien ein. Rasch zeigte sich der Unterschied zwischen Berlin und Wien, zwischen dem Stil der Ministerien in einem großen und in einem kleinen Staat. Bis dahin fühlten wir uns noch immer nicht als Kleinstaat, noch immer schien hinter uns die große, glorreiche Monarchie Österreich-Ungarn zu stehen.

Ministerialrat Dr. Riehle, ein ehrgeiziger, sehr versierter Beamter des Reichswirtschaftsministeriums, zu dem die Kreditwirtschaft ressortierte, zog bei uns die ersten Erkundigungen ein. Er ließ von mir eine Übersicht über alle einschlägigen Rechtsgebiete zusammenstellen. Als ich in seiner Gegenwart diesen Bericht diktierte und in einer Frage der Mündelsicherheit mich nicht ganz sicher fühlte, rief ich den zuständigen Referenten des Justizministeriums an, der mir bereitwilligst die gewünschte Auskunft am Telefon gab. Riehle war sehr erstaunt; in Berlin wäre ein solcher Vorgang unmöglich, das zuständige Justizministerium hätte ohne seine formelle Einschaltung keine Auskunft gegeben.

Noch verblüffender war für mich ein anderes Erlebnis in den ersten Tagen der Besetzung. Der Nationalsozialismus wollte schnell die bäuerliche Bevölkerung Österreichs für sich gewinnen, weshalb als eines der ersten Gesetze das deutsche Gesetz über die Entschuldung der Landwirtschaft in Österreich eingeführt werden sollte. Ein junger Beamter des zuständigen Ministeriums kam nach Wien; ich wurde zu den Beratungen im österreichischen Landwirtschaftsministerium beigezogen. Das deutsche Gesetz enthielt Vorschriften für den Konkurs, nicht aber für den Ausgleich. Ich reklamierte dies und erhielt zur

Antwort: »Sind *wir* ohne Sondervorschrift ausgekommen, so wird dies auch in Österreich möglich sein.« Als am nächsten Tag die Besprechung fortgesetzt wurde, wandte sich am Sitzungsbeginn der Berliner Vertreter an mich und erklärte: »Herr Kastner, Sie haben ganz recht gehabt, auch wir haben in einer Durchführungsverordnung eine Bestimmung für den Ausgleich; ich bin aber in meiner Abteilung nur für den ersten Teil des Gesetzes zuständig, daher wußte ich dies nicht.« Dieses mutige, offene Eingeständnis setzt eine gesunde Portion Selbstbewußtsein voraus und lehrte, mit welchem beschränktem Personalstand ein österreichisches Ministerium auskommen mußte. Das Gebiet des gesamten Handelsrechtes wurde damals im Justizministerium von drei Beamten betreut (heute wird es sogar nur mehr von zweien betreut), so daß immer häufiger Fachexperten – wie ich aus eigener Erfahrung weiß – beigezogen werden müssen.

Es wurde uns weiters vorgeführt, daß man in Deutschland ohne Zögern bereit war, eine Angelegenheit gesetzlich zu regeln, in dem klaren Bewußtsein, daß die Regelung nicht ganz zutreffen könne und dann eben wiederholt novelliert werden müsse. Der Österreicher hatte wenig Neigung zu solchem Vorgehen. Inzwischen ist dies allerdings etwas anders geworden. Beide Methoden haben eine gute und eine schlechte Seite, die goldene Mitte wird nicht immer leicht zu finden sein.

Da das Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch in Österreich nicht eingeführt, sondern für »Großdeutschland« das bürgerliche Recht völlig neu gestaltet werden sollte, beeilte man sich, wenigstens das Handelsrecht zu vereinheitlichen. Vier handelsrechtliche Einführungsverordnungen wurden erlassen. Schon am 11. April 1938 wurde für neu zu gründende Aktiengesellschaften das deutsche Aktiengesetz 1937 eingeführt. Wir kannten die sachenrechtlichen Unterschiede zwischen dem deutschen und dem österreichischen Recht, das auf *titulus* und *modus* aufbaut, hinlänglich, konnten aber in der vorgeschriebenen Eile darauf nicht mit entsprechenden Änderungsvorschlägen eingehen. Die einschlägigen Bestimmungen anlässlich der Rückgliederung des Saarlands dienten als Vorbild. Eine österreichische Expedition wurde unter Führung von Klucki ins deutsche Justizministerium entsandt. Dr. Philipp (von) Schoeller (sen.) nahm als Vertreter der Wirtschaft teil; er sollte als

österreichischer Sprecher die Sonderwünsche vortragen. Wir bemühten uns, ihn in einer Vorbesprechung eingehend vorzubereiten, hatten aber nach mehrstündiger Erörterung das Gefühl, daß es uns nicht ganz gelungen sei, eine sichere Grundlage für die Darstellung der heiklen juristischen Probleme geschaffen zu haben. Am nächsten Tag wurden wir von Ministerialdirigenten Dr. Quassowski und den Herren Dr. Gessler, Dr. Hefermehl und Dr. Herbig, einem sehr begabten jungen Juristen, der leider im Zweiten Weltkrieg gefallen ist, empfangen; sie waren uns schon alle als Verfasser des Schlegelberger-Kommentars zum Aktiengesetz namentlich bekannt. Schoeller verstand es ausgezeichnet, die österreichischen Anliegen ins rechte Licht zu rücken und Verständnis hierfür zu erwecken. Wie schon bemerkt, hat die Überleitung vom österreichischen zum deutschen Aktienrecht zu keinen besonderen Unzukömmlichkeiten geführt.

Die Aufstellung der Reichsmarkeröffnungsbilanz lehrte ebenso wie die Sanierungsbilanzen anlässlich der Weltwirtschaftskrise mit aller Deutlichkeit, daß Bilanzziffern nur Momentbilder wiedergeben, deren Richtigkeit sich rasch ändern kann. Während in den Sanierungsbilanzen das unbewegliche Vermögen niedrig angesetzt war, die Maschinen aber weiter hoch zu Buch geführt wurden, drehte sich das Bild schlagartig. Selbst leerstehende Gebäude gewannen wieder an Wert, die Ansätze für veraltete Maschinen mußten aber scharf gekürzt werden.

Eine Kreditsektion konnte aus leicht verständlichen Gründen innerhalb der österreichischen Landesregierung nicht aufrechterhalten werden. Klucki wurde eingeladen, im höchsten Rang, nämlich als Ministerialdirektor, die Leitung der zuständigen Abteilung im Reichswirtschaftsministerium zu übernehmen. Er hätte mich gerne nach Berlin mitgenommen, hier versagte ich ihm aber die Gefolgschaft.

Durch seine Übersiedlung nach Berlin schienen auch für mich die Würfel gefallen zu sein. Ich meldete mich als Rechtsanwalt bei der Wiener Anwaltskammer an und wollte den Staatsdienst quittieren. Am Tage, als ich die Eintragungsgebühr bei der Kammer entrichtet hatte, ließ mich Reichsstatthalter Dr. Arthur Seyß-Inquart rufen und bat mich, in seinem Amt im Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten die

Abteilung Rechtsetzung und Rechtsangleichung – Wirtschaftsrecht zu übernehmen. Sein Angebot bestach mich augenblicklich, ich blieb im Staatsdienst; Anfang Juni 1938 trat ich meinen Dienst am Ballhausplatz an. Mir wurden der spätere Sektionschef Dr. Walter Hubinger und Dr. Edwin (von) Loebenstein, beide Beamte der Finanzprokuratur, zugeteilt, sowie der Sohn des Reichsinnenministers Dr. Frick, der dem Nationalsozialismus nicht besonders hold war. Damit begann meine aufrichtige Freundschaft mit Loebenstein, dem heute allgemein anerkannten Fachmann des öffentlichen Rechts, der nach 1945 lange als Sektionschef den Verfassungsdienst im Bundeskanzleramt leitete und schließlich als Präsident des Verwaltungsgerichtshofes seine Berufstätigkeit beendete; er wurde auch zum Honorarprofessor von der Universität Wien für österreichisches Verfassungsrecht und Verwaltungsrecht sowie Verwaltungslehre bestellt. Aus seiner Schule sind einige Professoren hervorgegangen. Wir haben damals und auch nach 1945 kaum jemals private Gespräche geführt, uns aber als Juristen so gut verstanden, daß wir viele schwierige Probleme gemeinsam rasch und einfach zu lösen verstanden. Staunenswert ist die Schnelligkeit der Arbeit Loebensteins und sein universelles juristisches Wissen. Im Verlaufe des Krieges war Loebenstein Sekretär des Generaldirektors der Berg- und Hüttengesellschaft Teschen, Professor Bergrat DDr. Ing. Dr. mont. Dipl.-Ing. Hans Malzacher, und erwarb sich dadurch auch einen sicheren Blick für die Erfordernisse des Wirtschaftslebens.

Malzacher bin ich im Aufsichtsrat der Simmering-Graz-Pauker AG während der Kriegszeit begegnet. Er war Präsident, ich sein Stellvertreter. Die Zusammenarbeit war ausgezeichnet, er konzentrierte sich auf die Fachfragen – er war vor Jahren Generaldirektor dieser Gesellschaft gewesen –, ich kümmerte mich um die administrativen Belange. Malzacher hat stets ohne Rücksichtnahme in aller Härte seine Überzeugungen ausgesprochen und verfochten. Das brachte ihm manche Unbill, jedoch nie senkte er die Waffen. Die Gesellschaft sollte dem Klöckner-Humboldt-Deutz-Konzern eingegliedert werden, als der Ministerialdirektor des Vierjahresplanes, der Göring unterstand, als Präsident zu diesem Konzern hinüberwechseln sollte. Wir wehrten uns dagegen und liefen zum Gauwirtschaftsberater Raffelsberger, der gerade einen Besuch von Ferdinand Por-

sche erwartete. Porsche war ohne weiteres bereit, bei Göring, der sich eben auf dem Obersalzberg bei Hitler befand, anzurufen; die Verbindung wurde rasch hergestellt, Porsche trug das Anliegen in aller Offenheit vor, Göring erklärte jedoch, daran nichts mehr ändern zu können. Als grand old man der österreichischen Eisen- und Stahlindustrie hat Malzacher auch nach 1945, unter anderem auch von Krauland zur Beratung herangezogen, große Verdienste durch seine Ratschläge erworben.

Die Simmering-Graz-Pauker AG erhielt in den letzten Kriegsjahren den Auftrag, für einen neuen, großen Panzertyp mit hoher Geschwindigkeit, der in den Nibelungenwerken in Amstetten entwickelt wurde, den Motor beizustellen. Übereilt wurde der Panzer entworfen, ehe der Motor entwickelt war, für den ein zu kleiner Raum vorgesehen war. Das Problem blieb unlösbar. Alles wurde auf die Spitze getrieben, als Hitler eine Vorführung im Gelände des Nibelungenwerkes verlangte. Es wurde ein anderer Motor behelfsweise eingebaut. Vorstand und Präsidium wußten von dieser Täuschung. Der Panzer kam nicht mehr zum Einsatz.

In Deutschland bestanden für viele Rechtsgebiete der Wirtschaft Ausschüsse der Akademie für Deutsches Recht, die parteipolitisch zusammengesetzt waren, denen aber auch Ministerialbeamte und Praktiker angehörten. Nach Abschluß der Aktienrechtsreform wurde die Reform des GmbH-Rechtes eingeleitet, ich wurde Mitglied des zuständigen Ausschusses. Klucki schickte mir den schließlich noch während des Krieges verfaßten Referentenentwurf des GmbH-Gesetzes im Oktober 1939 mit der Bitte um Stellungnahme. So erhielt sich dieses Exemplar in meinem Besitz als einziges – während alle anderen durch Kriegseinwirkung vernichtet wurden –, und ich konnte es Professor Gessler, als 30 Jahre später die Reformarbeiten in der Bundesrepublik Deutschland wieder aufgenommen wurden, zur Verfügung stellen.

Es bestand auch ein Ausschuß für Depotrecht, dessen Vorsitzender der angesehene Münchner Bankier Fink war. Zur Besprechung der Einführung des Depotgesetzes in Österreich wurde der Ausschuß nach München einberufen; ich nahm als Vertreter des Landes Österreich teil; juristische Probleme gab es kaum, da die österreichischen Vorschriften unterentwickelt waren. In solchen Ausschüssen, wie auch sonst in Kollegien,

wurde sehr offen diskutiert, Meinungsverschiedenheiten in aller Schärfe schonungslos ausgetragen. Ich war dann erstaunt, wenn die scheinbaren Gegner Arm in Arm friedlich lachend gemeinsam zum Essen gingen. Diese Erfahrung war für mich wertvoll. Als es nach Abschluß des Staatsvertrages 1955 notwendig wurde, die sich daraus ergebenden wechselseitigen Wirtschaftsfragen im Vermögensvertrag zwischen Österreich und der Bundesrepublik Deutschland zu regeln, vertrat man mit rücksichtsloser Deutlichkeit seine Auffassung, griff man Schwächen der Argumentation der Gegenseite offen an, errang man nicht nur Anerkennung der vertretenen Ansicht, sondern erwarb auch persönlich Achtung und Freundschaft.

In München wurden wir am Abend vom Präsidenten der Depotrechtskommission ausgeführt, und zwar in eine Weißferdl-Veranstaltung. Der derbe Humor konnte mich nicht erwärmen; ich dürfte daher mit bekümmelter Miene dort gesessen sein, so daß Fink zu mir trat und lächelnd meinte, er verstehe mich sehr gut, München habe eben nicht Grünbaum und Farkas zu bieten; Grünbaum befand sich damals schon im Konzentrationslager in Dachau, und man erzählte sich seinen angeblichen Ausspruch: »Wer sich keine Zahnbürsten für Gefangene leisten könne, könne sich auch keine Gefangene leisten.« Grünbaum war meiner Ansicht nach der geistreichste Conferencier, hoch gebildet, Sammler mittelalterlicher Graphik; ich durfte einmal seine bedeutende Sammlung besichtigen.

Wir mußten die Erfahrung machen, daß man in Berlin nur die eigene Weisheit zu verstehen bereit war, keine Vorstellung fruchten wollte, um österreichische Rechtseinrichtungen zu bewahren, weder der Hinweis auf ehrwürdiges Alter noch auf beste Bewährung. So gelang es mir auch nicht, den Bestand der Finanzprokurator, eine ins 15. Jahrhundert zurückgehende Institution, zu retten, obwohl sie einem totalitären Staatsgedanken entsprechen hätte müssen. Es störte, daß sie allen Staatsstellen als Anwalt zur Verfügung steht, also gerade jene Eigenheit, die sie besonders auszeichnet.

Die Erlassung des Bitumen-Gesetzes, das heute noch geltendes Recht ist, scheint mir berichtenswert, weil seine Auswirkungen für Österreich beträchtlich wurden. Der Gesetzentwurf wurde uns aus Berlin geschickt. Inhaltlich war er sachgerecht,

was beurteilt werden konnte, weil in Österreich Erdölbohrungen bereits fündig geworden waren. Das Feld Zistersdorf war schon entdeckt, die der Mobil und der Shell gehörige Rohölgewinnungs AG konzentrierte ihr Interesse auf das Matzener Gebiet, eine der nächsten Aufschlußbohrungen in diesem Bereich wurde schon erwogen. Bitumen sollte nach dem Entwurf ein »staateigenes« Mineral werden, dessen Gewinnung aber mit Vertrag auch privaten Unternehmungen übertragen werden kann. Ich regte in Berlin an, nicht von »staateigenem«, sondern von »landeseigenem« Mineral zu sprechen. Dies wurde strikte abgelehnt; denn auch das Land Österreich sei ein Staat. Durch die spätere Eingliederung der Ostmark in die Gauordnung – von der schon früher gemunkelt wurde – verlor das Land Österreich das Eigentum am Bitumen. Wie von Anfang an in Berlin beabsichtigt war, wurden die Rechte auf Erdölgewinnung – soweit es sich nicht um schon aufgeschlossene Lagerstätten handelte – nur mehr an deutsche Unternehmungen vergeben. Die alten Freischürfrechte, soweit sie sich auf Bitumen erstreckten, gingen unter. Diese Regelung hatte nach 1945 die Folge, daß die Aufschlüsse seit dem Bitumengesetz durch deutsche Unternehmungen von der russischen Besatzungsmacht als deutsches Eigentum erfaßt und bis zum Abschluß des Staatsvertrages ausgebeutet wurden, Mobil und Shell aber Ersatzansprüche für auf ihren ehemaligen Freischürfgebieten fündig gewordene Bohrungen stellten, die auf Grund des Wiener Memorandums mit der Republik Österreich verglichen wurden.

Als ich mich im Vermögensministerium 1946 mit dieser Angelegenheit zu befassen hatte, ließ ich mir den alten Akt über die Erlassung des Bitumengesetzes ausheben und leitete aus der geschilderten Regelung ab, daß es sich beim Erdöl um ein dem Lande Österreich entzogenes Vermögen handle, dies daher nicht als deutsches beschlagnahmt werden könne. Ich ließ Gutachten aller damals in Österreich bestehenden juristischen Fakultäten einholen, die übereinstimmend meine Rechtsauffassung teilten. Diese Unterlagen wurden den Besatzungsmächten unterbreitet, jedoch von der UdSSR ebensowenig wie später im Staatsvertrag anerkannt.

Hier ist es vielleicht angebracht, meine Beobachtungen festzuhalten, wenn ich bei meiner zweiten ministeriellen Tätigkeit ab 1946 wiederholt in alte Akten Einsicht nahm: Regelmäßig

erkannte ich zunächst nicht, daß Akten von mir selbst bearbeitet waren; manchmal war ich erstaunt, in welchem hohen Maße die Sachprobleme erkannt und ausgewertet waren, in anderen Fällen dachte ich, dieser Trottel hat überhaupt nicht verstanden, worum es geht. Die menschliche Einsicht kann eben auch auf juristischem Gebiet zeitbedingt sein.

Mein Amtssitz in der Reichsstatthalterei war nun nicht mehr im Gebäudekomplex des Prinz-Eugen-Palais in der Himmelpfortgasse, sondern am Ballhausplatz im heutigen Bundeskanzleramt. Zum Schutz des Reichsstatthalters und seiner Mitarbeiter war eine SS-Wache eingerichtet worden.

Manche Beamte trugen ein Hakenkreuz im Knopfloch, auch wenn sie nicht der NSDAP angehörten. Ich hielt diese Geste für überflüssig. Die SS-Wache stellte mich deshalb zur Rede, ich erwiderte: »Fahren Sie nach Berlin, dann werden Sie sehen, daß man auch dort keine Hakenkreuze trägt.«

Für die Dollfuß-Mörder wurde rechts vom Tor des Bundeskanzleramtes eine marmorne Ehrentafel angebracht. Allgemein ging man daran mit erhobenem Arm als Hitlergruß vorüber. Ich sah mich hiezu nicht bewogen. Auch deshalb rügte mich die SS-Wache.

Ich wohnte damals mit meiner Frau bei meiner Schwiegermutter; sie lag im Sterben. Ich war am Abend zu Hause und arbeitete noch wie gewöhnlich an einem Akt. Etwa um 19 Uhr 30 läutete es; zwei SS-Leute standen vor der Tür, tasteten mich sofort nach Waffen ab und erklärten mich für verhaftet; ich wurde in die Reichsstatthalterei abgeführt. Ich zweifelte nicht am Ernst meiner Verhaftung, da am Nachmittag dieses Tages unter dem Vorsitz des Wiener Gauleiters eine Sitzung stattgefunden hatte, in der gefordert wurde, daß die Tatsache, daß ein Mieter Nichtarier ist, einen wichtigen Kündigungsgrund nach dem Mietengesetz bilde. Ich widersprach lebhaft; schließlich drohte der Gauleiter, er werde zu solchen Kündigungsprozessen Parteivertreter entsenden, die dann für eine der Volksauffassung entsprechende Entscheidung sorgen würden. Auch dagegen erhob ich heftigen Einspruch. Über alles berichtete ich sofort Seyß-Inquart, der mich in meiner Stellungnahme bestärkte. Nach meiner Verhaftung brachte man mich wider Erwarten zu meinem unmittelbaren Vorgesetzten, Staatssekretär DDr. Friedrich Wimmer, mit dem ich mich ausgezeichnet

verstand, war er doch Kunsthistoriker und Jurist. Er dankte mir, daß ich noch so spät gekommen sei, es sei die Verordnung, welche übergangsweise arische Dienstmädchen in jüdischen Familien zulassen, noch heute nacht mit einigen Änderungen zu verlängern. Als ich auf meine Verhaftung hinwies, erinnerte sich Wimmer, daß er gesagt hatte: »Bringen Sie mir sofort Dr. Kastner, tot oder lebendig.« Ich mußte glücklich sein, daß sich die SS nicht für die erste Möglichkeit entschieden hatte. Ich forderte in den nächsten Tagen Entschuldigung für das eingehaltene Vorgehen. Als dies von der SS-Wache nicht für nötig gefunden wurde, erklärte ich, aus dem Amt auszuschcheiden; erst dann bequeme sich die SS-Wache zur formellen Entschuldigung.

In dieser Zeit unterrichtete mich auch Dr. Brehm, daß die Gestapo Seyß-Inquart, der selbst einen hohen Rang in der SS bekleidete, überwache, und ermächtigte mich, dies weiterzugeben. Der Reichsstatthalter war aber davon schon unterrichtet und wandte sich an Hitler, der ihm völlig vertraute. Die SS störte offenbar, daß Seyß-Inquart die Institutionen der katholischen Kirche in Österreich schützte, womit Hitler vollkommen einverstanden war.

Der äußere Stil der SS wurde mir einmal in höchster Stufe sehr eindrucksvoll vorgeführt. Staatssekretär Wimmer und ich mußten ganz unerwartet zu einer dringenden Besprechung über eine gesetzliche Maßnahme am nächsten Tag früh im Reichsinnenministerium sein. Der engste Mitarbeiter Himmlers, Chef des Sicherheitsdienstes Reinhard Heydrich, befand sich eben in Wien und flog abends mit seiner Sondermaschine nach Berlin zurück. Er erbot sich, uns mitzunehmen. Wir waren pünktlich zur angegebenen Stunde am Flugplatz in Aspern, Heydrich verspätete sich. Wir starteten erst in der Dunkelheit in einem einmotorigen Flugzeug mit nur einem Piloten. Ich wurde Heydrich kurz vorgestellt, er unterhielt sich nicht sehr lange mit Staatssekretär Wimmer und lehnte sich dann schweigend zum Schläfe zurück. Bis Berlin wurde kein Wort mehr im Flugzeug gesprochen. Dort landeten wir um etwa zwei Uhr nachts. Ein schwarzer Mercedes erwartete Heydrich, zwei SS-Leute salutierten, öffneten den Schlag, Heydrich stieg wortlos ein, die Wagentür wurde zugeschlagen und die gespenstische Erscheinung war verschwunden. Wir fuhren mit einem Taxi ins Hotel.

In meiner Jugend klang noch Goethes Wort vom garstigen Lied der Politik in unseren Ohren. Mich beherrschte der Glaube der Klassiker an die Persönlichkeit und die Ideale der Jugend. Als mein Vater eines Tages uns beim Mittagessen eröffnete, er wolle in die Politik gehen, erklärte meine sonst so fügsame Mutter mit größter Entschiedenheit, dann lasse sie sich scheiden. Sie glaubte, Gunst und Mißgunst der Öffentlichkeit, denen der Politiker stets ausgesetzt ist, nicht ertragen zu können; zweifellos wirkte hier ihre fast klösterliche Erziehung nach. Der Plan meines Vaters war damit aufgegeben.

Schon in jungen Jahren fiel mir auf, daß zwar jedermann bereit ist, über Politik und Politiker zu schimpfen, getroffene Maßnahmen als dumm zu tadeln, daß er aber selbst Mitschuld habe, wenn er beiseitestehe und nicht bereit sei, es besser zu machen. Trotz dieser Erkenntnis blieb ich meiner Wesensanlage nach ein Einzelgänger. Mich einem festgelegten Programm zu unterwerfen, war mir nicht zugänglich. Als ich Kunstgeschichte in Wien studierte, gelangte ich mehr aus Zufall als aus Überlegung in eine Versammlung von jugendlichen Abstinenzlern. Es wurden aufmunternde Vorträge gehalten und dann jedem Besucher das Gelöbnis zur Alkoholabstinenz abgenommen. Ich selbst war damals noch streng abstinente; als die Reihe an mich kam, erklärte ich jedoch: »Ich gelobe nicht.« Dies wirkte wie ein Donnerschlag. Nachdem ich mein Verhalten mit ein paar Worten erläutert hatte, verließ ich rasch die Versammlung.

Zum Nationalrat wählte ich manchmal Außenseiter, etwa den ehrenwerten Theologieprofessor Dr. Uhde, mußte aber jedesmal – auch heute noch – erleben, daß der einzelne in einem großen Kollegium auf Dauer kaum Gutes zu stiften vermag.

Im Finanzministerium mußten alle Beamten der Vaterländischen Front beitreten. Nach der Besetzung Österreichs wurde mir angetragen, eine illegale Parteinummer zu erhalten, wenn ich nun der NSDAP beitrete. Ich lehnte sofort ab. Ich konnte mich mit der NSDAP nicht identifizieren. Über Hitler schrieb ich am 3. 4. 1938 in mein Tagebuch:

»Hitler unser Führer! Wie seltsam, er bleibt mir immer unfaßbar fremd. Ich verstehe sein Gesicht nicht, ich forsche vergebens nach dem Ausdruck seiner Größe. Seine Gesten reißen

mich nicht mit, seine Worte gehen an mir vorbei, wenn sie sich steigern und leidenschaftlich niederprasseln. Ich verstehe ihn nicht, ihn, den Österreicher aus dem Waldviertel, das der Heimat meiner Vorfahren väterlicherseits so nahe und ähnlich ist.

Wie fremd wird die Welt um mich. Die wachsende Organisation überzieht, überdeckt alles, versperert das Herz der Dinge. Beauftragte für jede Aufgabe. Nur mehr die toten Buchstaben der Abkürzungen. Wie wohltuend ein blühender Zweig in der Vase vor mir, auch wenn er keine Frucht trägt.

Ich arbeite, ich wehre mich, ich will tapfer sein. Auf mein Glück kommt es gewiß niemals an.«

Und dennoch wurde Hitlers Willenskraft und sein Starrsinn als Waldviertler Erbgut angesehen. Wie mir Seyß-Inquart öfters erzählte, wußte Hitler bei Tischgesprächen immer wieder die altösterreichische Verwaltung und Diplomatie als vorbildlich zu rühmen.

Und aus einem Brief an Fronius vom 23. 7. 1928:

»Es ist wie bei einer Todeskrankheit. Man spürt lange die ersten Anzeichen, man schlägt sie in den Wind, man will sich in der uneingestanden Angst Mut machen und hält die ersten Warnungen für gering. Die Krankheit schleicht sich allmählich in alle Poren. Plötzlich erreicht das Gift das Herz. Nun weiß man, es gibt keine Rettung mehr. Wenn dann einmal am Morgen die Sonne so hell und freudig durchs Grün der Bäume scheint oder wenn am Abend das Licht so sanft in einem Rosa-hauch untergeht und das Dunkel wie silbernes Blau niedersinkt und etwas Kleines gelungen ist, will man meinen, die Katastrophe ist nicht wahr, man muß nur alles leichter nehmen, alles ist eingebildete Krankheit, dummer Schmerz, sentimentaler Kummer, kleinliche Trauer, weil man nur zu müde ist, um die niederen Hindernisse zu nehmen, ohne sich zu verwunden.

Aber dann bricht plötzlich die Erkenntnis herein, so ungestüm, daß man sich ganz verlassen fühlt, vom Strom an das Ufer geschwemmt, so daß man das Sterben nicht mehr für schwer hält.«

Als ich im Sommer 1942 gleichzeitig mit Hans Reithoffer in den Vorstand der Semperit berufen wurde, legte uns Generaldirektor Dr. Messner nahe, uns zur Partei anzumelden, weil kein Vorstandsmitglied der Semperit der NSDAP angehöre; auch die Creditanstalt drängte darauf. Wir wußten, daß eine Aufnahmesperre bestand, und gaben nach.

Als wir am 20. Oktober 1943 wider Erwarten in die Partei aufgenommen wurden, war uns nach den uns bekannten wirtschaftlichen Verhältnissen klar, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Dennoch hatte meine Parteizugehörigkeit auch eine gute Seite, als Messner zum Tod wegen Spionage verurteilt wurde. Die Berufung eines extremen Parteimitgliedes in den Vorstand konnte hintangehalten und Messners Freunde im Unternehmen geschützt werden. Wenige Wochen nach Kriegsende trat ich als Vorsitzender des Vorstandes der Semperit zurück, obgleich die Kommunistische Partei mich als Leiter der Semperit bestätigt hatte; ich sollte als Berater zur Verfügung stehen. Das war nicht durchführbar; denn alles wurde mir wie bisher zur Entscheidung vorgelegt. So ging ich freiwillig.

Als ich ein Jahr später als Konsulent von Minister Dr. Peter Krauland berufen wurde, widmete ich mich mit allem Eifer den mir gestellten Aufgaben, blieb aber einer Partei endgültig ferne. Wer nicht die näheren Umstände kannte, hat vielleicht gerügt, daß ich nun neuen Herren diene, ja mit Begeisterung diene. Ich sehe darin keine innere Untreue; denn in welcher Position immer, habe ich das Beste zu tun versucht, das für Österreich Beste, eben auch in der Nazizeit. Beim Wirtschaftssymposium anlässlich der Feiern zum 25jährigen Bestand des österreichischen Staatsvertrages betonte Nationalbankpräsident Minister a. D. Universitätsprofessor Dr. Stephan Koren, daß alle österreichischen Menschen die Herausforderung zum Wiederaufbau Österreichs angenommen haben. Die Vermögenssicherung gab manchen Anlaß, kühne Entschlüsse zu fassen und durchzuführen. Mein verehrter Sektionschef Dr. Dipl.-Ing. Karl Straubinger hat einmal gemeint: »Wenn ich einen Akt von Kastner unterschreibe, hänge ich mir meine Tapferkeitsmedaille um.« Aber der getreue Österreicher unterschrieb meine vorgeschlagenen kühnen Lösungen, ohne zu zögern.

Ein Künstlerdasein hatte ich ersehnt, eine professorale Tätigkeit erstrebt, und Staatsbeamter war ich geworden. Der Beamtenstand hatte nichts Abschreckendes für mich, war ja mein Vater sein Leben lang Staatsbeamter, stets in leitender Position, gewesen. Hiebei spielte der Versorgungsgedanke bei mir merkwürdigerweise nie eine Rolle. Ich hatte erlebt, daß mein Vater vorzeitig pensioniert wurde und die Bezüge sehr bescheiden waren. Ich verzichtete nach dem Tode meines Vaters auf mei-

nen Erbanteil zugunsten meines Bruders, da dieser eben geheiratet und sich ein Haus gebaut hatte, obwohl ich als Student, nachdem die Arbeitslosenunterstützung aufgehört hatte, ohne Einkommen war.

Der Gedanke, im Staatsdienst Gutes nach besten Kräften zu wirken, entsprach meinen Idealen. Und welches Glück ich trotz mancher Hindernisse im Staatsdienst hatte, nämlich mich frei entfalten zu können, habe ich schon geschildert. Das hatte aber nichts mit Politik zu tun. Es stellte sich heraus, daß ich nie auf mein engstes Arbeitsgebiet beschränkt blieb, sondern immer als Ratgeber von vielen in Anspruch genommen wurde. Guten Rat zu erteilen, fiel mir allmählich immer leichter, auch hier steigert die Übung die Fähigkeit. Später konnte ich beobachten, daß mich nicht selten eine vernunftmäßig nicht erklärbare Voraussetzung leitete. Kaum jemals wurden meine Empfehlungen Lügen gestraft. Dies kam mir in meiner Anwaltstätigkeit sehr zustatten.

Während der Dollfuß- und der Schuschnigg-Regierung hatte ich im Finanzministerium bald begriffen, daß es sinn- und wertvoll, aber auch möglich ist, im politisch vorgezeichneten Rahmen das relativ Beste zu tun, daß hier dem verantwortungsbewußten Sachbearbeiter ein weites, freies Feld für dankenswerte Arbeit gegeben ist, sozusagen ein anonymer Bereich, wo Leistungen still vollbracht, lange unbeachtet und erst spät oder nie bedankt werden.

Während des Nationalsozialismus war infolge der Einparteienherrschaft diese Wirksamkeit noch leichter geworden. Hier nur ein Beleg dafür. Hitler forderte ein nationalsozialistisches Aktienrecht, und Schlegelberger legte das Aktiengesetz 1937 vor, das, wie ich schon öfters betont habe, nur mit nationalsozialistischem Schmuck verbrämt war, in seiner Struktur jedoch ein sehr taugliches, sachgerechtes Gesellschaftsrecht darstellte; der NS-Zierat konnte bei Neufassung des österreichischen Aktiengesetzes 1965 mühelos, ohne Spuren zu hinterlassen, entfernt werden.

Schon nach meinem abgebrochenen Kunstgeschichts- und Germanistik-Studium begann ich mich um die Ergründung des österreichischen Wesens ständig zu bemühen. Ich durchforschte die gesamte österreichische Literatur, las nicht nur die berühmten Hauptwerke, sondern studierte das Gesamtwerk, beschäf-

tigte mich besonders mit österreichischer Kunstgeschichte; leider blieb mir ein tieferes Verständnis der Musik verschlossen, und ich mußte mich in diesem Bereich auf mein allgemeines Stilgefühl und auf fremdes Urteil verlassen. Früh begann ich mit Aufzeichnungen über die österreichische Eigenart und nahm diese Versuche nach Ende des Zweiten Weltkrieges wieder auf. Meine unerschütterliche Liebe zu Österreich veranlaßte mich, als ich einer der Bundesführer des Wandervogels war, auf dem Kirchdorfer Bundestag 1922 die vorgeschlagene Verschmelzung mit dem deutschen Wandervogel abzuwehren, Sektionschef Klucki, nicht nach Berlin zu begleiten und schließlich auch, während der NS-Besetzung, öffentliche Aufgaben zu übernehmen. Ich war überzeugt, daß ich die mir gestellte Aufgabe ohne Rücksicht auf NS-Ziele erfüllen, daß ich in den weit vorgegebenen Grenzen sachgerechte Lösungen finden könne; ein Ehrgeiz eigener Art treibt dazu an; hier darf ich vielleicht daran erinnern, daß der weltberühmte Physiker Walter Heisenberg, der sich zu Kriegsbeginn in den USA befand und dem es ein leichtes gewesen wäre, überall in der Welt außerhalb Deutschlands eine allererste Position zu erlangen, heimgekehrt ist, obwohl er Krieg und Nationalsozialismus abgelehnt hat. Er hat sich der Hoffnung hingegeben, selbst im nationalsozialistischen Deutschland Gutes tun zu können. Früher hatte man einfach von Vaterlandsliebe gesprochen, ein Wort, das heute im allgemeinen Sprachgebrauch fast verlorengegangen ist.

Eines Abends sprach mich bei einer Kinoveranstaltung Minister Dr. Hans Fischböck an. Seit langem hatte ihn Kienböck sehr geschätzt und dies in seiner Art etwa so ausgedrückt, daß gescheite Leute etwas so und so beurteilen, Fischböck habe auch diese Meinung. Fischböck war zunächst im Siedlungswesen tätig gewesen, dann zum Generaldirektor der zusammengebrochenen Phoenix-Versicherungsgesellschaft bestellt worden und übernahm schließlich nach der Besetzung Österreichs in der Landesregierung das Handelsministerium. Er trug mir den Plan vor, Arisierungen größerer jüdischer Unternehmungen der Österreichischen Kontrollbank für Industrie und Handel treuhändig zu übertragen, und es wäre erwünscht, daß ich mich für diese Aufgabe als Prokurist der Bank zur Verfügung stelle. Ich lehnte ohne weitere Überlegung ab. Nach einigen Wochen ließ mich Fischböck zu sich rufen; er eröffnete mir nun, daß ich als

Beauftragter des Reichswirtschaftsministers in die Kontrollbank unter Beurlaubung aus dem Staatsdienst gehen solle. Jeder Geschäftsabschluß über Arisierungen solle an meine Zustimmung und Mitfertigung gebunden werden. Gegen diese offizielle Funktion konnte und wollte ich mich nicht wehren. Am 1. Oktober 1938 wurde ich vom Reichsstatthalter beurlaubt und trat mein Amt in der Kontrollbank an. Das Ziel war eindeutig: Der rein parteipolitisch ausgerichteten Arisierung durch die Vermögensstelle, die Parteimitgliedern Unternehmungen zum Liquidationswert günstig zuschancen wollte, sollte die Veräußerung von Großunternehmungen entzogen werden. Für die Arisierung im Wege der Kontrollbank wurde der Grundsatz aufgestellt, daß zwar die jüdischen Veräußerer nur den Liquidationswert erhalten dürfen, da ihnen ja der weitere Betrieb ihres Unternehmens untersagt sei, die Erwerber jedoch den Verkehrswert zu zahlen haben. Die Differenz zwischen diesen Werten nach Abzug der Bankaufwendungen war an das Reich abzuführen. Für diese Abrechnung war mir die Verantwortung übertragen. Kontrolliert wurde ich niemals, selbst dann nicht, als ich anstelle des eingerückten zweiten Vorstandsmitgliedes der Bank in deren Vorstand berufen würde, also sozusagen mich selbst zu überwachen hatte. Hier konnte ich mich auf breiter Front mit den Problemen der Unternehmensbewertung und Unternehmensveräußerung herumschlagen.

Die Kontrollbank hatte scheinbar als eine der wenigen Kreditinstitute Österreichs die Bankenkrise gut überstanden. In Wahrheit wurden ihre Verluste vom Vorstand vor 1938 verschleiert und alljährlich aus den nicht abgehobenen Vorstandsbezügen schrittweise abgebaut. Die Beteiligung des Bankhauses Rothschild an der Kontrollbank wurde vom Bankhaus Merk, Fink & Co in München übernommen. Der neue Vorstand wurde aus dem ausgezeichneten Arbeitsrechtler der Creditanstalt, Dr. Hermann Leitich, dem Bruder der beliebten Schriftstellerin Ann Tizia Leitich, der selbst musische Neigungen hatte, und Dr. Josef (von) Paic gebildet. Seiner Berufung in den Vorstand verdanke ich sehr viel; denn er hatte seinen Sekretär Josef Parisch mitgebracht, den ich dann übernahm, als Paic einrückte. Parisch blieb bei mir bis zu seinem Tode und wurde in einem ungewöhnlichen Grad mein alter ego. Er identifizierte sich völlig mit mir und war mit meinen Auffassungen vertraut.

Selbst seine Sprechweise lehnte sich immer mehr und mehr an meine an, so daß uns viele am Telefon nicht sicher unterscheiden konnten, was wir einige Male auch erfolgreich ausnützen konnten, wenn ich mich aus besonderem Anlaß verleugnen lassen mußte. Einmal verlangte der Leiter der Vermögensverkehrsstelle, Gauwirtschaftsberater Staatssekretär Dipl.-Ing. Walter Raffelsberger, eine geschäftliche Maßnahme der Kontrollbank während meines Urlaubes von Parisch. Dieser lehnte mit der zutreffenden Begründung ab, daß seiner Meinung nach diese Maßnahme nicht meiner Überzeugung entspräche. Und dabei blieb es. Das mag heute ganz natürlich erscheinen, war es aber nicht bei der großen Macht des Gauwirtschaftsberaters mit hohem SS-Rang. Raffelsberger gehörte dem Aufsichtsrat der Kontrollbank an. Er stand mir anfangs verständlicherweise geradezu feindlich gegenüber und bezeichnete mich als »Reaktionär«. Die Kontrollbank beschränkte ja seine Machtvollkommenheit, überdies war ich nicht Parteimitglied. Meine beharrliche Sachlichkeit begründete im Laufe der Zeit dennoch ein Vertrauensverhältnis mit ihm. Nach der Niederlage in Stalingrad bat er meinen Freund Dr. Gerhard Eder, der Ehrenzeichenträger war, und mich zu einem Gespräch. Er wollte von uns Vorschläge hören, wie die Kampfeskraft Deutschlands wieder gestärkt werden könne. Ich empfahl die Auflösung der Partei. Dieser Vorschlag war richtig, aber gewiß absurd. Raffelsberger nahm ihn ohne Widerspruch, wenn auch als undurchführbar, zur Kenntnis.

Die Kontrollbank hat 102 Arisierungen abgewickelt. In Kürze zeigte sich, daß ich mich nicht auf die Kontrolle beschränken konnte, weil sich allzu viele juristische Probleme ergaben. Bekanntlich übernimmt beim Kauf eines Unternehmens der Erwerber gemäß § 1409 ABGB die Haftung für Verbindlichkeiten des Unternehmens bis zur Höhe dessen Wertes, soweit er sie kannte oder kennen mußte. Da sich die Kontrollbank nach der Sachlage niemals beim Veräußerer regressieren konnte, regte ich an, diese Haftung für die Kontrollbank dadurch auszuschließen, daß diese zwar den Kaufvertrag mit dem jüdischen Besitzer abschließen, das Eigentum am Unternehmen jedoch nicht durch Übernahme erwirbt, sondern die Ansprüche aus dem Kaufvertrag an den endgültigen Erwerber abtritt. Das wurde akzeptiert und bestand die Bewährungs-

probe auch nach Kriegsende. Jeder Geschäftsfall mußte dem Aufsichtsrat zur Zustimmung vorgelegt werden.

Einer der ersten Fälle, der zum Abschluß gelangte, war die Arisierung der Montana AG. Ihr Großaktionär Emil Kahane legte mir einige Tage nach Vertragsabschluß dar, daß ihm kein Geld zur Deckung der Ausreisekosten verbleibe. Auf meine Frage, ob ihm nicht noch ein für ihn unverwertbares Vermögen im Inland zur Verfügung stehe, das die Kontrollbank ablösen könnte, nannte er eine Forderung gegen einen Mitgesellschafter der Montana AG, die nach den gegebenen Verhältnissen uneinbringlich war. Diese erwarb nun die Kontrollbank zu jenem Betrag, der die Ausreisekosten deckte, jedoch weit unter dem Nennbetrag der Forderung; die Kontrollbank mußte sie zu Lasten des Deutschen Reiches als uneinbringlich abschreiben. In dieser und ähnlicher Weise konnte doch Hilfe in engen Grenzen gewährt werden. Kahane dankte mir sofort nach Kriegsende und sandte ein Care-Paket. Seinen Sohn, Karl Kahane, habe ich oftmals nach 1945 beraten.

Aus meiner Tätigkeit in der Kontrollbank wäre noch so manches zu erzählen. Etwa wie ein illegaler Parteimann, der über wenig Geld verfügte, als Bewerber um ein Unternehmen als Beleg für seine Bonität die Bestätigung des Gauleiters beibringen konnte, daß er über die Arbeitskraft von vier Männern verfüge. Einmal hielt ich einem Interessenten vor, daß er sich nicht an die Wahrheit halte. Er verließ mich wutentbrannt und wollte als höherer Parteifunktionär ein Parteiverfahren gegen mich einleiten; dem stand jedoch das Hindernis entgegen, daß ich nicht Parteimitglied war. Schließlich wurde alles durch einen mir wohlgesinnten Anwalt, der der Partei angehörte, beigelegt, ohne daß ich eine Ehrenerklärung abgeben mußte. Ich stelle jetzt, da ich dies schreibe, fest, daß ich gegen Lügen immer allzu scharf zu reagieren geneigt bin.

Im Finanzministerium hatte jeder Beamte in seinem Zimmer ein Dollfuß-Bild aufhängen müssen, das in riesiger Serie eiligst aufgelegt worden war. Nach der Besetzung war das Dollfuß-Bild durch ein Hitler-Bild zu ersetzen. Ich schnitt aus einer Zeitschrift ein Hitlerbild ohne Pose aus und gab es in den Dollfuß-Rahmen. Einmal sagte ein Jude, als ich mit ihm über den Kauf seines Unternehmens in der Kontrollbank verhandelte, er fühle sich bei mir wohl, weil hinter Hitler Dollfuß hervorblicke.

Auf dem Glas hatte sich tatsächlich ein Abdruck des Dollfuß-Bildes erhalten, der von einer bestimmten Stelle beim Eintritt in mein Zimmer sichtbar war. Der mir zugeteilte Skontist, ein verlässlicher Parteimann, gestand, daß er dies schon lange bemerkt hatte. Er verdiente wirklich nicht mein Vertrauen, öffnete er doch in meiner Abwesenheit meine versperrte Schreibtischlade, um in die Liste der vorgeschlagenen Gehaltserhöhungen Einblick zu nehmen. Da er Tennistrainer eines hohen Parteifunktionärs war, konnte jedoch nichts gegen ihn unternommen werden.

Eines anderen Mitarbeiters soll ich hier wohl auch noch gedenken, weil er in schwierigen Zeiten besonderen Mut und Umsicht bewiesen hat: Dr. Dipl.-Ing. E. Pöchmüller. Als illegaler Nationalsozialist hatte er dem Botschafter von Papen Kurierdienste geleistet, wurde Standartenführer des NSKK und der Kontrollbank von der Partei empfohlen. Er gehörte meinem Jahrgang an und war ehemaliger Zehnkampfmeister der Wiener Hochschülerschaft. Als wir völlig unvorbereitet bei einer sportlichen Veranstaltung der DAF antraten, konnte ich ihn bei einem Lauf über 2½ Runden auf der Aschenbahn fast um eine Runde überholen; er war eben Raucher, ich Nichtraucher. Pöchmüller packte die ihm zugewiesenen Arisierungsfälle mit großer Energie und erfolgreicher Entschlossenheit an. Nach Beendigung der der Kontrollbank gestellten Arisierungsaufgabe wurde Pöchmüller Generaldirektor der Österreichischen Salinen. Im Herbst 1943 begann eine große Bergungsaktion von Kunstwerken in stillgelegten Stollen der Salinen, die mit viel Anstrengung entsprechend rasch hiezu aufbereitet werden mußten. Pöchmüller ging mit Feuereifer daran und schilderte mir, wie ihm die Hände gezittert haben, als er ein eingelagertes Bild von Van Eyck und eines von Dürer aus einer Depotstelle herausgenommen hatte. Der oberösterreichische Gauleiter Eigruber wollte diese nicht nur aus österreichischem Besitz stammenden Kunstwerke bei verlorenem Kriege gegen den ausdrücklichen Befehl Hitlers vernichten. Als dies Pöchmüller klar wurde, organisierte er mit mehreren Getreuen einen zähen Widerstand zur Rettung der Kunstwerke. Mit viel List und großer Mühe gelang es, die von Eigruber in die Werke eingebrachten Sprengkörper zu entfernen und schließlich die Zugänge zuzusprengen. Für dieses mutige Vorgehen, das bei der bekannten Art Eigru-

bers lebensgefährlich war, wurde ein unermeßlicher Verlust an Kunstgut, z. B. des weltberühmten Genter Altares der Brüder Eyck, verhindert. Pöchmüller erntete nach Kriegsende keinen sonderlichen Dank. Sein Buch »Weltkunstschätze in Gefahr« schildert packend diese aufregenden Begebenheiten. Pöchmüller fand in München eine Stellung und starb nach wenigen Jahren.

Die Arisierung der Bunzl & Biach Aktiengesellschaft beschäftigte mich in einem ungewöhnlichen Ausmaß. Schon bei Gründung dieser AG durch Einbringung des seit Generationen bestehenden Familienunternehmens hatte ich den Akt im Finanzministerium bearbeitet. Dieser Konzern im Besitz der sechs Brüder Bunzl hatte wichtige Tochtergesellschaften einerseits in der Schweiz, in England und in den USA und andererseits in der Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslawien. Bunzl hatte 1–2% des Welthandels in Textilabfällen in der Hand und beste Beziehungen zu internationalen Baumwollhändlern. Wollabfälle wurden als Reißwolle nach dem Osten, Leinenabfälle für die Papiererzeugung aus dem Osten nach dem Westen über Bunzl vertrieben. Bunzl hatte auch Papier- und Zellulosefabriken in Lenzing, Ortman und Wattens. An der Stellung im internationalen Welthandel war Deutschland sehr interessiert. Durch eine Sonderregelung wurde den Brüdern Bunzl die Ausreise nach dem Westen ermöglicht und ihnen alle ausländischen Betriebe belassen. Im Zuge des Weltkrieges mußten die östlichen Tochtergesellschaften von Wien übernommen werden, sollten sie nicht von den betreffenden Staaten beschlagnahmt werden. Dies gelang mit vielen Mühen. In Agram war ich z. B. schon eine Woche nach der deutschen Besetzung und in demselben Jahr noch 26mal. Die Betriebe in Agram, Belgrad, Ossi-
jek und Sarajevo wurden auf eine neugegründete Gesellschaft übertragen, an der der kroatische Staat und Bunzl Wien je zur Hälfte beteiligt waren. Verhandelt wurde mit obersten Stellen, so mit Marschall Quaternik, einem ehemaligen verdienstvollen österreichischen Generalstabsoffizier, einem gebildeten Mann mit Charakter; seine Frau war Jüdin, er ließ sich nicht scheiden, und als sie starb, gab eine SS-Abordnung an ihrem Grabe eine Ehrensalue ab. Wir wurden auch vom kommandierenden deutschen General in Kroatien, dem österreichischen Militärhistoriker Edmund Glaise (von) Horstenau, an einem Morgen in sei-

ner Wohnung – im Schlafrock frühstückend –, empfangen; er sagte uns Hilfe zu.

Als ich in die Kontrollbank kam, lag bereits ein Rahmenvertrag mit den Brüdern Bunzl vor, der jedoch noch vieler Ausführungen bedurfte; in den Einzelheiten liegen – so sagt man – die Schwierigkeiten. Besprechungen, die viele Tage dauerten, in London und in Zürich, fanden ihren Niederschlag in umfangreichen Nebenvereinbarungen, zu deren Auslegung ich im Laufe des Krieges noch viele umfangreiche Gutachten zu erstatten hatte. Es bürgerte sich ein, daß wir uns mit dem Bunzl-Vertreter, Zentraldirektor Hans Schoenberg, und den beiden in der Schweiz lebenden Brüdern Bunzl in Begleitung des ständigen Vertreters der Familie Bunzl, Rechtsanwalt Dr. Guido Jakoncig, ehemaliger österreichischer Handelsminister, während des Krieges regelmäßig im Frühjahr und Herbst in Zürich trafen. Dort wurden alle beabsichtigten und durchgeführten Maßnahmen von größerer Bedeutung, insbesondere im Osten, dargelegt, erörtert und in Protokollen festgehalten; selbstverständlich wurde von der Bunzl-Seite gegen jede Übernahme ihrer Betriebe durch Wien formell protestiert und dies in den Niederschriften festgehalten; denn in diese wurde bald, nachdem wir Zürich verlassen hatten, von den westlichen Geheimorganisationen Einblick genommen. Einmal lag ein Schweizer Haftbefehl gegen mich wegen Spionageverdacht vor; ich war aber einige Stunden vorher rechtzeitig abgereist. Seit dieser Zeit waren wir bei unseren Besuchen unter den besonderen Schutz des deutschen Generalkonsulates in Zürich gestellt. Unsere Aufenthalte in der Schweiz waren für uns sehr anregend. Sie eröffneten den Blick in die Welt, sah man doch westliche Filme, insbesondere auch Kriegsberichte. Der eine oder andere Einkauf war möglich, auch von solchen Büchern, die bei uns nicht mehr erhältlich waren. Aber alle diese Bemühungen über den Weltkrieg und die Besetzung Österreichs hinweg, den Bunzl-Konzern mit seinen Tochtergesellschaften in den Oststaaten zu retten, waren völlig ergebnislos, wie die politische Entwicklung ab 1945 zeigte.

Als die Kontrollbank an die Veräußerung der von ihr arisierten Bunzl-Aktien denken mußte, meldete sich ein Berliner Interessent, ein Mann, der beste Beziehung zu hohen Partei- und Behördenstellen pflegte, eine große Rolle im Autohandel

spielte und einen Flugzeugreparaturbetrieb besaß. Ich wurde nach Berlin zu Gesprächen eingeladen, wir speisten im Horcher, wo die hohe Generalität noch ein und aus ging; abends wurde ich in ein intimes Etablissement geführt; die Damen standen auf bestem Fuß mit meinem Gastgeber, ich konnte wählen, aber ich zog es vor, mir bloß ihr rührendes Geschick von ewiger Liebe und deren Verrat erzählen zu lassen. Zum zweitenmal nach Berlin berufen, weilte ich in der prächtigen Villa des Gastgebers am Wannsee; wir badeten, es wurde viel guter Alkohol genossen; in unbeschreiblicher Ungeniertheit wurden zur Heilung venerischer Krankheiten befreundete Ärzte angeboten, mit einem hohen Funktionär vor mir über dessen Beteiligung an dem Bunzl-Aktien-Geschäft telefoniert. Ich kehrte sehr niedergeschlagen nach Wien zurück. Wohin sollte das Unternehmen unter solcher Hand geraten. Ich meldete mich bei Gauleiter Baldur von Schirach, trug meine Bedenken vor, und es gelang mir rasch, die Überzeugung zu erwecken, daß der Verkauf der Mehrheit dieses altösterreichischen Unternehmens an einen Berliner Geschäftemacher großen Unwillen in Wien hervorrufen müßte. Schirach entschloß sich, von seinem Einspruchsrecht als Gauleiter Gebrauch zu machen, die Aktien wurden dann im Wege der Creditanstalt im Publikum binnen kurzem gestreut, als Sachwerte waren sie ein begehrter Anlagewert.

Aber auch nach dem Kriege riß die Verbindung zum Hause Bunzl nicht ab. Im Vermögenssicherungsministerium hatte ich die Rückstellung der Bunzl-Aktien und die der Lenzinger Zellulose- und Papierfabrik zu behandeln, die aus der Zellwolle Lenzing AG ausgegliedert werden mußte. Man sprach von untrennbaren siamesischen Zwillingen, griff die Rückstellung erfolglos vor dem Verwaltungsgerichtshof und vor dem Verfassungsgerichtshof an, fand sich dann nach mühevollen, jahrelangen Verhandlungen mit einem Minderheitaktionär ab und verkaufte schließlich die Zellulose- und Papierfabrik wieder an die Lenzinger Zellwolle. Schon 1942, nach Liquidation der Kontrollbank, sollte ich Vorstandsmitglied der Bunzl & Biach AG werden, wurde aber dann in die Semperit AG berufen. Nach Kriegsende brachen zunächst die dann leitenden Wiener Herren die Verbindung zu mir ab, sie irrten aber, da mich die Herren Bunzl wieder heranziehen wollten; sie versuchten mich als Vorstandsmitglied zu gewinnen, ich war noch etwas unschlüs-

sig, als im Nationalrat darauf hingewiesen wurde, daß ich sowohl bei der Arisierung wie bei der Rückstellung mitgewirkt habe. Das war Grund genug für mich, meine Berufung in den Vorstand von Bunzl auch zu diesem Zeitpunkte abzulehnen. Ich blieb aber bis vor wenigen Jahren im Aufsichtsrat der Bunzl AG und nahm auf Wunsch des von mir sehr verehrten Herrn Hugo Bunzl jahrzehntelang an den Vorstandssitzungen teil. Hugo war der bescheidenste Industrielle, der mir je untergekommen ist und der wegen seiner hervorragenden Eigenschaften im In- und Ausland größtes Ansehen genoß. Er war auch kunstsinnig. Einmal hatte er sich ein gutes Damenbildnis von Faistauer gekauft; im Unternehmen hatte es für mich Ärger gegeben, am Abend wollte mir Hugo das Bild im Hotel zeigen, so daß ich ihn dorthin begleitete. Als ich das Bild lobte, sagte er: »Wenn es Ihnen gefällt, nehmen Sie es mit.« Es ist heute im Schloßmuseum in Linz zu sehen. Ich hatte einmal ein sehr ansprechendes Bild von Pettenkofen im Kunsthandel erstanden; wir brauchten im Vorstand der Bunzl AG ein Geschenk für Hugo Bunzl zum 70. Geburtstag, so kam der Pettenkofen als unser Geschenk in seinen Besitz. Nach seinem Tode kaufte ich es für meine Sammlung, entsprechend aufgewertet, nach einigen Umwegen zurück; auch dieses Bild befindet sich heute im Schloßmuseum Linz.

Hugo stand in den letzten Jahren seines Lebens öfters in ärztlicher Behandlung in Wien. Bei meinen Besuchen führte er sehr lange, ernste Gespräche mit mir über die Zukunft des Hauses in größter Offenheit, über alle Angehörigen der Familie, auch über seine Söhne. Er gab sich keinen Illusionen hin. Er strebte einmal an, mir ein Schiedsrichteramt im Hause Bunzl zu übertragen. Ich war dazu nicht bereit. Nach der späteren Entwicklung hätte ich in diesem Amte scheitern müssen. An den Verkaufsverhandlungen über die Bunzl-Aktien 1979/1980 habe ich zum letztenmal als Berater mitgewirkt, so daß ich von der Gründung der Bunzl & Biach AG über deren Arisierung und Rückstellung bis zu ihrer Veräußerung, also länger als durch 40 Jahre, eingeschaltet war, allerdings stets in einer anderen Funktion. Ich könnte die Geschichte der bedeutenden jüdischen Familie Bunzl, die aus Preßburg stammte, schreiben.

Das Hauptarbeitsgebiet der Kontrollbank vor 1938 waren verschiedene Treuhandgeschäfte, insbesondere übernahm die

Bank bei vielen österreichischen Kartellen die Aufgabe eines Kartellbüros. Der Leiter dieser Abteilung war ein Kenner seines Faches, hatte aber eine unglückliche Neigung zu langatmigen Darlegungen. Er begann in der Korrespondenz manchmal buchstäblich bei der Errichtung der Bank und den damals gesteckten Zielen, die den Vertragspartner wenig interessieren konnten. Als ich ihm einmal einen besonders lang geratenen Brief zurückgab mit der Bitte, ihn auf etwa die Hälfte zu kürzen, wurde er mir schon am nächsten Tag wieder vorgelegt. Ich traute meinen Augen nicht, aus acht Seiten waren vier geworden, einfach dadurch, daß derselbe Brief nun engzeiliger geschrieben worden war. Gründlichkeit war diesem Mitarbeiter stets eigen. Seine Tochter ging in die Mittelschule; ich hatte zwei gute Theaterkarten für eine Shakespeare-Aufführung im Burgtheater und trat sie ihm ab, weil ich verhindert war. Am nächsten Tag erfuhr ich, daß der eifrige Vater das ganze Shakespeare-Stück mit seiner Tochter vorher durchgegangen hatte, so daß das arme Mädchen übermüdet ins Theater kam. Dann kam die Überraschung: es wurde Libussa von Grillparzer gespielt, und die Tochter verfiel in wohlverdienten Schlaf.

Infolge des eingeführten strengeren deutschen Kartellrechts wurden die meisten Kartelle aufgegeben, die Kriegswirtschaft machte weitere Kartelle überflüssig. Als der Arisierungsauftrag erfüllt war, legte ich den Gesellschaftern die Liquidation der Kontrollbank nahe, was akzeptiert wurde. Ich hatte Zweifel, ob der Nationalsozialismus den Weltkrieg gewinnen werde, für den Fall seines schlechten Ausgangs schien es aber zweckmäßig, die Kontrollbank nicht mehr als die für Arisierungen verantwortliche Rechtsperson aufrechtzuerhalten; ehemalige Gesellschafter konnten hiefür nicht in Anspruch genommen werden. Dr. Leitich ging als Generaldirektor zur Wienerberger Ziegelwerke AG, das zweite Vorstandsmitglied war, wie erwähnt, eingerückt; so blieb ich als Liquidator übrig, und mir wurde auf meinen Vorschlag hin Dipl.-Ing. Hans Moessmer als zweiter Abwickler beigegeben. Er war Chemiker, war im Ersten Weltkrieg in russische Gefangenschaft geraten und wurde dort nach Kriegsende in der Verwaltung eines größeren Spitals eingesetzt; gewissenhaft überprüfte er den Stand der Krankenlisten und strich alle schon Verstorbenen. Dadurch sanken die an sich schwachen Lebensmittelzuteilungen so sehr, daß der russi-

sche Primarius diesen bedrohlichen Zustand merkte. Man buchte nun wieder tote Seelen auf und führte sie entsprechend lange fort. Auf diese Weise sind Gogols »Tote Seelen« sehr realistisch wieder auferstanden. Moessmer war ein hervorragender Kenner des Rechnungswesens und fand wie alle anderen Dienstnehmer der Kontrollbank während des Krieges leicht einen anderen passenden Posten. Die Abwicklung ergab einen Erlös, der das Grundkapital überstieg. Der Arisierungsauftrag hatte sich als Regieträger günstig ausgewirkt. Ich selbst hatte mir während meiner Tätigkeit bei der Kontrollbank den Spaß gemacht, mehr als meine Vorstandsbezüge durch Gutachten hereinzubringen, die ich namens der Bank erstattete. Als Abwickler wurde ich vom Gericht noch wiederholt nach 1945 bestellt, weil geringfügigste Hypotheken der Bank, deren Einbringung während des Krieges sinnlos erschien, im Grundbuch zu löschen waren. Jedenfalls habe ich so auch Erfahrungen eines Liquidators sammeln können.

Durch mehrfache Zusammenarbeit wurde zwischen Dr. Gerhard Eder und mir ein echtes Vertrauensverhältnis hergestellt. Eder war klug und besonnen, tief gläubig und fühlte sich stets in Gottes Hand geborgen. Er wurde nach 1945 Rechtsanwalt und ist heute Oberkurator der Oberösterreichischen Landeshypothekbank. Seine Frau, eine Dame mit nie versiegenderm Charme, war eine begeisterte Schülerin des berühmten Völkerrechtslehrers Dr. Alfred Verdross (von) Droßberg. Dieser las uns einmal bei Eder aus seinem im Entstehen begriffenen Werk über die abendländische Rechtsphilosophie einige Abschnitte vor, die Platons Gedanken darstellten. Bei diesem Anlaß wurde ich mit ihm näher bekannt und war sehr stolz darauf, daß ich auf zwei ihm entgangene Belegstellen bei Platon aufmerksam machen konnte, da ich gerade wieder einmal die Werke dieses Philosophen gelesen hatte.

Eder fand ebenso wie ich sehr vieles im NS-Staat beklagenswert. Bei einem solchen offenen Gespräch entstand die Idee, ob man sich nicht gegen unrichtige Maßnahmen wenigstens in engen Grenzen durch planmäßiges Vorgehen erfolgreich zur Wehr setzen könnte, wenn einige verständige Menschen bewegt werden könnten, ihre jeweilige Einflußmöglichkeit in diesem Sinne einzusetzen. Diesen Gedanken haben wir dann allmählich in die Tat umgesetzt und etwa zehn Menschen gesam-

melt, die hiezu bereit waren. Alle waren Parteigenossen; ein Beamter im Wirtschaftsministerium in Berlin, ein Beamter der Handelskammer Wien, ein Parteifunktionär, ein Journalist und einige Manager. Wir hatten uns selbstverständlich kein Statut gegeben, nannten uns spaßeshalber »Die schwarze Hand« wie die Verschwörer von Sarajewo und hatten nur zwei Grundsätze aufgestellt: Unsere Bemühungen sind unter allen Umständen geheim zu halten, und stets hat jeder seine eigene Überzeugung offen auszusprechen und für sie einzutreten. Naturgemäß konnten wir nur Einfluß auf die Gestaltung lokaler Fragen gewinnen, so z. B. auf die Bestellung des Präsidenten der Wiener Handelskammer oder des Geschäftsführers der Südosteuropäischen Gesellschaft in Wien. Trotz dieser bescheidenen Ziele waren wir doch verwundert, wie leicht es uns durch Zusammenwirken fiel, unsere Auffassung in solchen Personalfragen stets durchzusetzen.

Den richtigen Menschen auf den richtigen Platz zu bringen, hielten wir für besonders wichtig und wichen dieser schwierigen Frage nicht aus, die auch heute im öffentlichen Leben wie in der Privatwirtschaft noch immer zu den heikelsten gehört. Man ist gerne bereit, über Freunderlwirtschaft zu klagen. Aber kann man einen Posten richtig besetzen, wenn man den Kandidaten nicht in all seinen Eigenschaften, nicht nur in seinen fachlichen, zuverlässig kennt? Wir haben während des Weltkrieges in der Semperit bei Neueinstellungen Gutachten des Psychologieinstitutes der Wiener Universität eingeholt, aber die dadurch gewonnenen Unterlagen waren gerade bei leitenden Herren nicht immer stichhältig. Die Methoden auf diesem Gebiet sind seither verfeinert worden, aber am Ende aller Untersuchungen steht doch ein Entschluß, der nicht der verantwortlichen Stelle abgenommen werden und einer gewissen Intuition nicht entbehren kann.

Ein Generaldirektor einer österreichischen Aktiengesellschaft hatte verschwiegen, Jude zu sein; eine Parteistelle kam auf die Spur und leitete ein Verfahren gegen ihn ein. Wir konnten den Akt in der Vermögensverkehrsstelle derartig verlegen lassen, daß er nie mehr aufgegriffen wurde. Der Generaldirektor überstand so die NS-Zeit in seiner Funktion, ohne zu wissen, wem er dies verdanke. Es gelang uns noch manches, an das ich mich heute nicht mehr genau erinnern kann.

Nach 1945 habe ich einmal erwogen, im Verstaatlichungsbereich die Parteipolitik in ähnlicher Weise zurückzudämmen; ich mußte aber binnen kurzem einsehen, daß bei einem Mehrparteiensstaat für einen solchen überparteilichen Versuch jeder Boden fehlt.

Anfang 1942 trat die Creditanstalt an mich heran, um mich als Vorstandsmitglied der Semperit AG zu gewinnen. Der Generaldirektor der Semperit AG, Dr. Franz Messmer, war als erster mit dem Kriegsverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichnet worden, weil er nach Kriegsbeginn in Übersee Kautschuk eingekauft, dann auf hoher See von Franzosen aufgebracht und in Casablanca von einem französischen Kriegsgericht als Spion zum Tode verurteilt wurde. Infolge des Waffenstillstandes mit Frankreich kam es nicht mehr zur Hinrichtung. Dennoch wurde das Ansuchen Messmers um Parteiaufnahme abgelehnt. Mehr und mehr erweckte er bei Parteistellen Mißtrauen. Der Gauleiter verlangte deshalb eine Ergänzung des Vorstandes, die Creditanstalt schlug mich vor. Mir war nicht unbekannt geblieben, daß mit Messmer nicht ganz einfach auszukommen war, daß er nähere Beziehungen zu Menschen in seinem Betrieb, männlichen wie weiblichen, unterhielt, aber dazu neigte, sie nach einiger Zeit zurückzustoßen. Ich hatte daher Sorge, ob ich als Vorstandsmitglied die in mich von der Creditanstalt gesetzten Erwartungen werde erfüllen können. Ich erklärte mich daher zum Eintritt in den Vorstand der Semperit nur dann bereit, wenn mir eine Rückzugslinie in den Vorstand der Creditanstalt eröffnet werde, falls es mir nicht gelingen sollte, mit Messmer einen Modus vivendi herzustellen. Eine solche Zusage konnte die Creditanstalt nur im Einvernehmen mit ihrem Großaktionär, der Deutschen Bank, geben. Deren Vorstandsmitglied Hermann Josef Abs führte mit mir darüber ein langes Gespräch, das damit endete, daß mir bloß der Posten eines stellvertretenden Vorstandsmitgliedes der Creditanstalt zugesichert werden sollte. Da mir die Kapazität der damaligen ordentlichen Vorstandsmitglieder der Creditanstalt bekannt war, schien mir dies zu wenig; ich verzichtete daher einfach auf jede Sicherung. Abs gestand mir nach Jahren – er war inzwischen der international bekannte Bankmann Deutschlands geworden –, daß meine Handlungsweise nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben sei.

Der neue Vorstand der Semperit bestand aus drei Mitglie-

dern: aus Messmer, Hans Reithoffer, einem sehr kultivierten, umgänglichen Mann aus der bekannten Industriellenfamilie, und mir. Ein technisches Referat im Vorstand wurde nicht gebildet, sondern aus den drei Werksleitern ein Kollegium, das unmittelbar dem Gesamtvorstand unterstellt wurde, eine Konstruktion, die in der Kriegszeit, in der die meisten Impulse von der Kriegswirtschaft ausgingen, tragbar war. Wie ich erst nach Kriegsende erfuhr, verbreitete Messmer im Haus, ich gehöre dem Sicherheitsdienst der Gestapo an und trage deshalb nicht das Parteiabzeichen. Gleichzeitig riet er Reithoffer und mir so nachdrücklich, um die Aufnahme in die Partei anzusuchen, damit der Vorstand parteipolitisch gestärkt werde, daß wir – wie ich schon berichtete – diesem Drängen Mitte 1942 nachgaben und dann im Herbst 1943 in die Partei aufgenommen wurden. Solche Unaufrichtigkeiten waren für Messmer nicht ungewöhnlich. Das schadete ihm und kostete Vertrauen innerhalb und außerhalb des Hauses. Ein ehemaliger Textilindustrieller, der bei einer für die Semperit maßgebenden Reichsstelle eine leitende Funktion innehatte, besuchte uns in Wien. Im Zuge der Verhandlungen sagte ihm Messmer, ohne sich vorher mit mir darüber abgestimmt zu haben, in meiner Gegenwart, ich hätte so gute Beziehungen in die Slowakei, daß ich ihm dort ohne weiteres ein Textilunternehmen verschaffen könne. Der Mann war hoch erfreut, ich mußte schweigen. Nachher zur Rede gestellt, sagte Messmer mit treuherzigem Blick: »Sie haben doch gesehen, wie seine Äugerln geleuchtet haben, Sie brauchen doch gar nichts machen.«

In kurzer Zeit hatte ich mich in der Semperit eingelebt. Die Mitarbeiter zeigten rasch Zutrauen zu mir, was nicht immer der Fall ist, wenn ein Vorstandsmitglied von außen geholt wird. Aber gerade die geschilderte Art Messmers hat mich – wie ich glaube – gefördert. Wider Erwarten gestaltete sich auch mein Verhältnis zu Messmer gar nicht schlecht. Er war sehr intelligent, einfallsreich und ließ sich sogar in Einzelfragen von mir umstimmen.

Die Semperit hatte keinen Betrieb in der Türkei. Allerdings wurde ein Mann des Geheimdienstes, als Semperitvertreter in der Türkei getarnt, vom Staat bezahlt. Messmer begann sich für die Türkei lebhafter zu interessieren. Er besuchte sie und trug dann im Vorstand den Plan vor, dort eine Tochtergesellschaft

zu errichten. Ich sah keinerlei wirtschaftliche Veranlassung hiezu. Es war schon erkennbar, daß der Krieg einem ungünstigen Ende zusteuere. Ich widersprach. Messmers Gegenargumente überzeugten mich nicht. Mir wurde allmählich klar, daß etwas anderes dahinterstecken müsse. Als Messmer zum zweitenmal in die Türkei reisen wollte, suchte ich ihn auf und sagte ihm unter vier Augen mit aller Entschiedenheit: »Tun Sie das nicht!« Er sah mich überrascht an, schwieg aber. Meine Warnung blieb erfolglos. Als einige Wochen nach seiner zweiten Türkeireise Messmer nach Budapest fuhr, wo wir eine Tochtergesellschaft hatten, wurde er dort verhaftet. Er wollte Mikrofotografien von den Steyr-Werken – zuerst sollte er solche vom Schoeller-Werk Ternitz überbringen, was er wegen der Nähe des Semperitwerkes in Wimpasing abgelehnt hatte – in die Türkei als Grundlage für gezielte Fliegerangriffe an den feindlichen Geheimdienst übergeben und nahm von diesem für die Finanzierung des Widerstandes in Österreich Geld entgegen, das er in Budapest zwischenverwahrte. Als er es dort abholen wollte, wurde er gestellt. Er war deutschen Spionen in die Hände gefallen. Wir erfuhren dann auch, daß unser Vertreter in der Türkei zu den Feinden übergelaufen sei.

Messmer wurde im Oktober 1944 als Kriegsverbrecher vor das Volksgericht in Wien gestellt. Reithoffer und ich konnten ihn vorher während der Gestapohaft einmal besuchen; als der Aufsichtsbeamte ganz kurz abberufen wurde, konnte er uns nur zuflüstern: »Devisendelikt«. Reithoffer und ich waren als Zuhörer in der Strafhandlung zugelassen. Messmer besaß die österreichische und brasilianische Staatsbürgerschaft und in Brasilien größeren Landbesitz. Im Prozeß kam heraus, daß er Kassiber geschrieben hatte, in denen er sich schuldig bekannte. Er verantwortete sich damit, daß er dies nur getan habe, nicht weil er schuldig sei, sondern weil er nach seinem Schuldspruch auf einen Austausch mit prominenten Deutschen, die in Brasilien inhaftiert waren, gehofft habe. Reithoffer und ich boten uns dem Gericht als Zeugen dafür an, daß eine solche Verantwortung der Denkkungsart Messmers entspreche. Vernommen wurden wir nicht, jedoch von der Teilnahme am weiteren Verfahren ausgeschlossen, das mit einem Todesurteil endete. Die Vollstreckung konnte ich mit Unterstützung der Gauleitung und des Betriebsrates in Berlin verhindern, weil man auf die Mög-

lichkeit, Messmer gegen einen in Brasilien inhaftierten Deutschen auszutauschen, doch nicht verzichten wollte. Messmer kam in das Bezirksgericht Gloggnitz in Haft und konnte dort entsprechend vom Werk Wimpasing versorgt werden. In den letzten Kriegstagen ließ ich ihm sagen, daß ich in Wien bleibe und er sich nach dem Westen absetzen solle; ich sandte ihm eine hiefür zweckmäßige gefälschte Legitimation und Dinge, mit denen man sich in dieser Situation aus der Haft loskaufen konnte. Völlig unerwartet wurde aber Messmer von einem Gestapobeamten im allerletzten Moment abgeholt, in das Konzentrationslager Mauthausen gebracht und ist dort umgekommen; die Tragödie eines Mannes, der bei anderer Ethik einem solch bitteren Geschick entgangen wäre und sein Leben mit großem Erfolg hätte krönen können.

Ich wurde nun Vorsitzender des Vorstandes der Semperit; der Vorstand blieb ein »Zweimannvorstand«, die Berufung eines dritten Mitgliedes aus Parteikreisen konnte – wie schon erwähnt – vermieden werden; so war es möglich, alle Freunde Messmers im Hause zu decken.

In Berlin wurden Überlegungen angestellt, wie das für die Kriegswirtschaft so wichtige zweitgrößte Reifenwerk Deutschlands in Traiskirchen vor Fliegerangriffen durch Verlagerung gesichert werden könne. Alle diese Bestrebungen konnten abgewehrt werden. Einmal sollte ich nach Berlin zu einer zu diesem Zwecke einberufenen Sitzung fahren; der Zugverkehr war infolge eines Fliegerangriffes unterbrochen, und ich kehrte noch in der Nacht nach Wien zurück. Ein anderer Plan war, die Reifenfertigung in den großen, im Sandsteinhügel vor Melk unterirdisch errichteten Hallen unterzubringen. Ich besuchte diese Betriebsstätten, die SS-Leitung führte mich, der Eindruck war schauerlich: schlechte Luft und Beleuchtung, allerorten Schmutz, aus Fertigungsabfällen und Sand gemischt; im trüben Kühlwasser wuschen die Arbeiter ihr Eßgeschirr, es waren durchwegs Gefangene. Ein Vorarbeiter, ein kräftiger Mann, schlug mit einem Knüppel einen schwachen Arbeiter; von der SS gestellt, behauptete er, dieser verweigere die Dienstleistung. Ein SS-Mann befahl, den Arbeiter in den Krankenstand zu überführen. Die Beteiligten – Vorarbeiter und Arbeiter – waren Juden. Ich konnte nicht erkennen, ob diese Haltung von der SS nur mir zu Ehren eingenommen wurde. Leicht war begreiflich

zu machen, daß der Sand nicht verlässlich abgedichtet werden könne, daher hier eine Reifenfertigung mit brauchbaren Produkten ausgeschlossen sei. Eine andere Idee war, in dem beim begonnenen Bau des Donaukraftwerkes Ybbs-Persenbeug ausgebagerten riesigen Schotterhaufen Hallen zur Reifenproduktion unterzubringen; auch dieser Plan war nicht realisierbar.

Es war allgemein die Ansicht verbreitet, daß nach Kriegsende die Reichsmark in Österreich eine wertlose Währung sein werde. Ich hatte daran Zweifel und ließ insbesondere Forderungen aus Wehrmachaufträgen durch Angestellte der Semperit an Ort und Stelle, meist mit gutem Erfolg, einkassieren. Diese Mittel waren eine Hilfe für die erste Zeit nach der Befreiung Österreichs.

In den letzten Wochen des Krieges erfuhr ich vertraulich im Wege der »Schwarzen Hand«, daß beabsichtigt sei, Halb- und Vierteljuden aus den Betrieben zu Schanzarbeiten an die Front zu schicken. Ich traf sofort eine entsprechende Gegenmaßnahme: alle Mischlinge wurden in Ausweichlager versetzt – wir hatten etwas mehr als 100 solcher Lager; so wurde z. B. der Leiter der Rechtsabteilung Leiter eines unbedeutenden Lagers ohne jede Hilfskraft. Dafür haben mir nach Kriegsende die Betroffenen vielfach Dank gesagt.

Mitte des Jahres 1944 begann ich für Angestellte der Semperit einen kunstgeschichtlichen Einführungskurs; man nahm gerne daran teil, wie ich mir geschmeichelt habe, nicht nur, weil ich oberster Chef war.

Gegen Kriegsende zu wurden die Kontrollen an den Grenzen immer strenger. Stellten Schweizer Grenzbeamte heimische Güter im Reisegepäck fest, so wurden sie zwar nicht beschlagnahmt, aber ins Schweizer Hotel des Ausreisenden zurückgesandt; beim nächsten Besuch in der Schweiz konnte wieder der Schmuggel versucht werden. Reiste man nicht mit dem Zug oder Flugzeug über die Schweizer Grenze in Österreich ein, so wurde man deutscherseits in eine Kabine gebracht und mußte sich bis auf einen Schuh, der für das Standbein erforderlich war, ausziehen. Da ich wußte, daß Juch vor wenigen Tagen im gleichen Grenzort eingereist war, fragte ich, ob man ihn ebenso behandelt habe; der ehemals österreichische Beamte versicherte mir, man habe Finanzminister Juch zwar so lange in der Kabine behalten, als zur Entkleidung nötig gewesen wäre, ihn aber

nicht dazu verhalten. Als ich in Preßburg eine Krawattenseide für eine Bluse meiner Frau besorgte, faltete ich das Stück Seide sorgfältig wie einen Schal und steckte es in meine Manteltasche. An der Grenze befragt, was ich in der Tasche habe, zog ich die Seide gelassen heraus und sagte: »Meinen Schal.« Damit hatte ich Glück gehabt. Als eine mir bekannte, klein gewachsene Prokuristin bei ihrer Tante in Preßburg geweilt und dort einen Trainingsanzug für ihren größeren Gatten gekauft hatte, mußte sie an der Grenze die Hose probieren; sie reichte über die Brust, der Trainingsanzug war verloren. Als ich mich dazu verleiten ließ, eine ganze Steige Erdbeeren zu erwerben, zwang mich der slowakische Zöllner, sie ins Haus zu tragen, wo schon seine Frau an einem Herd in einem riesigen Gefäß beschlagnahmte Erdbeeren einkochte. Am Wege bis dorthin verschlang ich von den ungewaschenen Früchten so viel wie möglich; als dies der Grenzbeamte verweisen wollte, mußte er zugestehen, daß die Ausfuhr im Magen nicht verboten sei. Hans Moser hatte einfachere Mittel. Als ich mit ihm im gleichen Zug aus Budapest nach Wien zurückkehrte, sang er den ungarischen Grenzbeamten seine »Reblaus« vor, und dies war ein unbeschränkter Freibrief.

Ein Vorstandsmitglied einer Wiener Großbank war während des Krieges Jäger geworden. Als ich den Herrn in einem Zug aus Budapest traf, hatte er sein Gewehr im Lederfutteral mit und gab an, auf schöner Jagd in Ungarn gewesen zu sein. Als die Grenze glücklich überschritten war, gestand er, daß das Gewehrfutteral straff mit Speck gefüllt sei. Das waren die Heldentaten an den Grenzen, die uns Männern kindische Freude bereiteten, wenn sie von Erfolg gekrönt waren.

Mitte 1944 wurde in meine Wohnung ein ausgebombtes Arbeiterhepaar aus Floridsdorf angewiesen. Ich hatte an sie ein Zimmer, in dem sie auch kochten, und ein Kabinett abzutreten. Bald nach Kriegsende zogen sie wieder in ihre Wohnung nach Floridsdorf zurück. Aber mit Bescheid vom 12. September 1945 wurde Generalarchivar Dr. Gustav Bodenstern mit fünf Angehörigen in meine Wohnung angewiesen; ich mußte ihm zwei Zimmer und ein Kabinett zur Verfügung stellen und die Küchenmitbenützung gestatten. Als meine damals 72jährige Mutter zu mir nach Wien übersiedelte, da unser Familienhaus in Linz dem Erdboden gleichgemacht worden war, mußte sie

im Dienstbotenzimmer wohnen. Das beengte Zusammenleben von neun Personen brachte manche Unannehmlichkeit mit sich. Erst im Juli 1948 wurde meine Wohnung von einer Anforderung freigestellt.

Am 20. Juli 1944 besuchte ich die Tochtergesellschaften der Bunzl & Biach AG und der Semperit AG in Budapest. Spät abends wurde ich im Hotel angerufen: ein Anschlag auf Hitler sei erfolgreich gewesen, der Führer sei tot. Ich entschloß mich, meinen Aufenthalt in Budapest sofort abubrechen und so rasch wie möglich nach Wien zurückzukehren. Jeden Tag hatte ich auf das Attentat gewartet – ich war über die Widerstandsbewegung unterrichtet, denn der Adjutant von Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg war Oberstleutnant Robert Bernardis. Er hatte ein Mädchen geheiratet, mit dem ich mich, wie es noch ein Kind war, viel beschäftigt hatte. Einige Jahre vor Kriegsbeginn haben wir gemeinsam sehr frohe Weihnachts- und Neujahrstage auf einer privaten Schihütte auf der Tauplitz verbracht. Bernardis mußte sich von mir ein kleines Spottgedicht gefallen lassen, weil dem Stabsoffizier die Entfachung eines Feuers mit den mächtigen Lärchenholzscheiten nur mühsam gelang. Als ich in Wien vom Bahnhof zur Semperit kam, war in der Helferstorferstraße die ganze Belegschaft zum Abmarsch formiert. Hitler lebte und alle Betriebe mußten an einer Dankesfeier am Schwarzenbergplatz teilnehmen; ich mußte mich in die Spitze des Zuges eingliedern. Erst Jahre später erfuhr ich, daß mein Jugendfreund Fahrner, der mit der Familie Stauffenberg befreundet war, die Aufrufe der Widerstandsbewegung redigiert hatte. Auf seine Bitte war die Nichte Stauffenbergs eine Woche bei uns in Wien, ein hübsches, munteres Mädchen, dem es leider auch hier nicht gelang, einen Platz im Seziersaal der Universität Wien zu erobern.

Im Nachbarhause in der Ferstelgasse wohnte der bekannte Chirurg Dr. Paul Fuchsig, ein Oberösterreicher wie ich. Wenn Fliegeralarm gegeben wurde, gingen bei gutem Wetter meine Frau und ich zunächst auf die Straße, um die weitere Entwicklung abzuwarten. Ebenso verhielt sich Frau Fuchsig. So wurden wir bekannt, und es bahnte sich rasch eine Freundschaft an. Fuchsig wurde später Chef der 1. Chirurgischen Universitätsklinik in Wien. Seine Frau, eine geborene (von) Thavonat, hatte ein Drittel des verschuldeten Schlosses Sachsengang geerbt.

Durch strenge Haushaltung habe ich, von Professor Fuchsig bestens unterstützt, die Tilgung der Schulden durchgesetzt. Das alte Geschlecht der Thavonat hatte Grundstücke, auf denen noch heute große Teile des Allgemeinen Krankenhauses in Wien stehen, für Invalide gestiftet. Paul war musisch veranlagt und ein naturverbundener Jäger. Ein schweres Asthmaleiden zwang Fuchsig zu vorzeitiger Emeritierung. Seine Frau starb plötzlich an einem Herzleiden. Mit seiner zweiten Frau Mag. Dr. Andrea waren wir seit Jahrzehnten freundschaftlich verbunden. Ihrer aufopfernden Pflege verdankte Paul bis zu seinem Tode auf Schloß Sachsengang ein schönes Leben, das er zu preisen bei keiner Gelegenheit unterließ.

Über die letzten Tage des Krieges und die ersten Monate des Friedens entnehme ich meinen Tagebüchern folgende Auszüge, die ich nicht Tag für Tag eingetragen habe, sondern nur, wenn sich gerade Zeit oder Anlaß hiezu ergab. Ich habe sie nicht gekürzt, obwohl dies leicht möglich gewesen wäre; ich wollte die Ursprünglichkeit nicht nehmen. Eingeklammerte Stellen habe ich erst jetzt eingefügt:

Unser Entschluß, in Wien zu bleiben, stand schon seit langem fest. Bei den Besprechungen mit Freunden, wohin man sich wenden sollte, welche Listen anzuwenden, welche Wege einzuschlagen seien, bin ich wohl dabei gesessen, habe zugehört und mich gewundert, wie kindisch selbst gescheite Menschen in solchen Momenten sein können. Eine rege Phantasie spiegelte Möglichkeiten vor, die eines Karl May würdig gewesen wären, der freilich auch immer nur in seinem Stübchen das Abenteuerleben geführt hat. Selbst Universitätsprofessoren sah ich voll Unsicherheit in Tränen. Als Gerüchte umliefen, daß Wien zur freien Stadt erklärt werde, besuchten wir Brehm, der auf Grund einer zweideutigen Auskunft des Generalkommandos zur sofortigen Abreise zu bewegen war. Der Abschied war so kurz und nebenbei wie immer; es war der einzige, der mir Tränen in die Augen trieb. (Tatsächlich habe ich Bruno Brehm nie mehr gesehen).

In den großen Kellerräumen der Semperit hielt ich am 3. April an die versammelte Belegschaft eine längere Ansprache. Ich stellte es jedem frei, hier zu bleiben oder Wien zu verlassen; denn ich wollte Ängstliche im Entschluß nicht hemmen und ver-

meiden, daß ihr Kleinmut die anderen anstecke. Die zweistöckigen Kellerräume wurden für die Belegschaft samt Familien zur Verfügung gestellt, Lager eingerichtet, Essen vorbereitet. 3000 kg bestes Ochsenfleisch konnte noch im Schlachthof geholt werden, so daß für die Verpflegung vorgesorgt war; außerdem wurden an jedes Belegschaftsmitglied 2 kg Fleisch abgegeben. Meine heitere Zuversicht tat den Leuten wohl, ich erhielt manch dankbares Wort. Mit drei Herren der Semperit machte ich Autofahrten ins Kampfgebiet, um selbst eine Anschauung vom Fortgang der Belagerung und von der Art der Verteidigung zu gewinnen. Am 3. 4. vormittags sahen wir vom Eichkogel bei Mödling mit den guten Gläsern der dort postierten leichten Flak auf unser Werk in Traiskirchen. Es stand unversehrt. Wie glücklich waren wir, daß es nicht gesprengt worden war. Der Ort brannte, dicke weiße Rauchwolken zogen über die flachen Felder. Der ganze Horizont gegen Ungarn zu war mit dunklen Rauchpilzen besetzt. Da und dort sah man Mündungsfeuer aufblitzen. Man hörte die harten Schüsse der Panzer. Einzelne deutsche Panzer rollten gegen Traiskirchen vor. Kleine Gruppen feindlicher Flieger griffen mit Bordwaffen die Stellungen auf dem Eichkogel an. Wir schlichen auf der Weinstraße bis zur nächsten Biegung vor, krochen an einer Buschreihe entlang, die Hänge tiefer hinab, um freiere Aussicht zu gewinnen. Das Bild wurde nicht anders, eine geschlossene Front war nicht zu erkennen. Als ich am Eichkogel mit dem Kommandanten wegen der Schonung der Fabrik sprechen wollte, sah ich die Infanterie in einzelnen unordentlichen Gruppen gegen Mödling zugehen. Ich begriff zuerst nicht, daß sie sich zurückziehen begann. Daraufhin kehrten wir zu unserem Wagen zurück und fuhren nach Wien. Als wir in Perchtoldsdorf nach Wein fragten, wurde uns ein Anschlag gezeigt, wonach die Ausgabe von Wein mit dem Tode bestraft werde.

Am Nachmittag wollten wir zum Werk in Engerau fahren, kamen aber nur bis Maria-Ellend. Die Brücken wurden schon zur Sprengung vorbereitet. Die Front verlief parallel zur Straße im Wald im Süden; man hörte Geschützlärm. Immer wieder begegneten uns große Herden von Vieh, schwarze Wasserbüffel aus dem südlichen Balkan, die schönen weißen, großgehörn-

ten Rinder Ungarns, müde und ermattet. Einzelne Rinder blieben auf den Wiesen erschöpft liegen. Viele Flüchtlingswagen, abgerissene Soldaten, an Stöcken humpelnd; traurig sah der Rückzug aus. Panzer fuhren stadtwärts an dem Troß vorbei; sie warfen Schuhabsätze aus der Fabrik in Engerau unter die Passanten. Einen Fliegerangriff, welcher der Straße galt, wo unser Wagen stand, konnten wir, unter einer Brücke gedeckt, verfolgen.

Eine Fahrt ins nördliche Gebiet Niederösterreichs am nächsten Tage zeigte uns die kilometerlangen Kolonnen einer zurückziehenden ungarischen Armee, die braunen Pferde schimmerten in der hellen Frühlingsluft. Aus einem Ausweichlager konnten wir noch Ware nach Wien schaffen, letzte Weisungen geben, die Verhinderung der Verschleppung und Vernichtung der Waren mit einer Militärstelle geheim absprechen.

Als Zonenbevollmächtigter konnte ich die Ausfolgung der Reifenbestände an die deutsche Armee ablehnen, weil ich auf Grund meiner Fahrten die Ausweichlager als nicht mehr erreichbar bezeichnen konnte. Dem Volkssturm entzog ich mich. Seit ich einberufen wurde, schlief ich im Büro. Das gesamte Personal der Zentrale konnte ich vor dem Einrücken zum Volkssturm bewahren. Die Werksleiter wurden bestimmt, nicht zu sprengen. Der Abtransport aus Engerau erfolgte in letzter Stunde. Viele Hindernisse, die sich aus Verzagtheit und Nervosität ergaben, konnten durch Entschiedenheit zur Seite geräumt werden. Ich selbst blieb nicht in den Kellern der Zentrale, um mir volle Handlungsfreiheit zu bewahren. Ich ging aber täglich mehrmals ins Büro; meine Frau begleitete mich immer, weil sie Angst hatte, es könnte mir etwas zustoßen, und niemand wüßte dann etwas von mir. Als wir nämlich einmal zum Schottentor kamen, trugen zwei Sanitäter einen Mann auf einer Bahre, das Blut sickerte durch; sie überquerten einen Bombenrichter und machten, als sie die Mitte erreicht hatten, halt und warfen mit einem ›Schupfer‹ den Toten in die Grube. Ohne ihn auch nur noch eines Blickes zu würdigen, kehrten sie um.

Seit Tagen hörten wir die Flieger über uns, das Rattern der Bordwaffen, das Maschinengewehrgeknatter, die Einschläge der Bomben, das Sausen der Granaten, das Klirren der Einschläge, den Peitschenknall einzelner Gewehrschüsse. Es ver-

breitete sich das Gerücht, man solle an die Haustüren anschlagen: »Nur Zivil«, wenn möglich in russischer Sprache. Ich habe solche Anschläge aus dem russischen Wörterbuch abgemalt; deutsche Anschläge haben die deutschen Soldaten heruntergerissen.

Schon am 10. April, etwa halb neun Uhr morgens, zogen die Russen in unseren Stadtteil ein. In der Nacht war heftiger Gefechtslärm und Panzerrollen zu hören gewesen, dann war aller Lärm verstummt; die Straßen waren am Morgen ganz leer. Auf einmal hieß es, die Russen seien schon in der Schwarzspanierstraße. Die Straßen waren schütter mit Menschen, hauptsächlich Frauen und Kindern, gesäumt. Die Russen gingen einzeln, in grauen Mänteln, mit Pelzmützen, die Maschinenpistolen in der Hand, gegen den Donaukanal zu. Sie trugen keinerlei Gepäck. Leichte Panzerabwehrkanonen zogen sie nach. Der erste Eindruck war ein völlig unmilitärischer, regelloser. Schon der Umstand, daß fast jeder Soldat anders bekleidet war, daß nichts nach einem Kommando sich zu vollziehen schien, erweckte diesen Eindruck. Meine Frau und ich gingen zur Währinger Straße, die Drähte der Straßenbahn hingen herunter, der Zaun des Clam-Gallas-Gartens war von einem Panzer eingedrückt. Vor dem chemischen Universitäts-Institut mußte ein russischer Panzer gestanden sein, ich zählte 28 leere Kartuschen. Im Spital in der Boltzmanngasse, wo Fuchsig Chefarzt war, wurden wir freudig begrüßt. Es war schon ein Russe mit zerschossenem Bein eingeliefert worden. Seine Kameraden schwenkten drohend die Pistolen, verlangten ›gute Operation, sonst Arzt erschießen‹. Fuchsig operierte, obwohl er wußte, daß die Stunden des Verwundeten gezählt waren. Am nächsten Tag kamen seine Kameraden wieder. Der Verwundete war inzwischen gestorben. ›Kamerad kaputt‹, Achselschupfen, quittierende Handbewegung ›auch gut‹. Sie zogen nicht die Pistolen. Am folgenden Tage wurde der Sohn oder Neffe – wer weiß die Wahrheit – des Außenministers Molotow eingeliefert. Ein schwerer Fall, viele Operationen, Kameraden blieben zur Deckung im Spital, das nun dadurch ein sicherer Hort wurde. Fuchsig weiß noch immer nicht, ob Molotow durchkommen wird; der Operierte ißt mehr als zwei Gesunde, trinkt gegen das Verbot, läßt sich wie ein Fürst bedienen, aber seine Anwesenheit wirkt wie ein Zauber. Als wir über Pflasterbarrikaden zur

Semperit in die Helferstorferstraße gekommen waren, glich das ganze Viertel einem Heerlager. Die Batterien der »Stalinorgeln« hatten auf dem Platz vor der Nationalbank Aufstellung genommen, mehrere Granatwerferbatterien gruben sich um die Votivkirche ein. Die Panzer standen auf dem Ring bis zum Kai hinunter. Alle Nebenstraßen waren mit Pferden, Wagen und leichten Geschützen vollgepfropft. Tage später haben wir die erste Arbeit in der Semperit damit begonnen, daß wir auf der Straße den Pferdemit, Blechdosen, Papierfetzen und sonstigen Unrat zu großen Haufen zusammengefegt haben. Als die Russen eingezogen waren, hatten wir das Gefühl, nun ist der Krieg zu Ende. Wir dachten nicht einen Augenblick daran, daß wir ja nunmehr erst in der Front liegen, daß sich die Deutschen auf der Donauinsel noch tagelang verteidigen und von dort aus das Feuer auf unseren Stadtteil eröffnen werden. Als dies dann in den nächsten Tagen tatsächlich geschah, kümmerten wir uns nur wenig darum. Die Werfersalven meldeten sich durch heulendes Sausen, man suchte Schutz in einem Hausflur. War der Angriff vorüber, ging man wieder seines Weges. Einmal waren wir im Spital in der Boltzmannngasse, als an diesem Tage die dritte Salve direkt auf das Spital gerichtet war. Fünf Granaten schlugen ein. Wir halfen die im Spital liegenden Verwundeten in den Keller tragen; viel Lärm, noch mehr Staub, Splitter, aber weder Tote noch Verwundete.

Auf den Straßen gab es Tote. Sie blieben liegen. Ein Toter mit erhobenem rechten Arm, eingezogenen Beinen, liegt vor unserem Haus, die Sonne scheint schon warm, Fliegen umschwärmen ihn. Wenn er nicht bald fortgebracht wird, werde ich ihn in den nahen Park ziehen und ihm dort ein Grab schaufeln. Verendete Pferde liegen an vielen Stellen. Auf dem Ring vor dem Kunstgewerbemuseum, wo der Kampf hartnäckig gewesen sein soll, zählte ich 14 Pferdekadaver. Am Schottentor sah ich am 11. April mittags ein Pferd mit durchschossenem rechten Vorderfuß herumhumpeln, das Blut troff aus der Wunde, an der Sehne schlenkerte die Vorderhand – niemand kümmerte sich darum. Als ich Stunden später wieder vorüberkam, irrte das Pferd noch immer hilflos umher, eine blutige Spur auf das Pflaster zeichnend. Das Schrecklichste aber war, daß sich nach wenigen Tagen die Menschen über die Pferdekadaver hermachten und mit Messern das Fleisch herausschnitten.

Schauerlich war, daß die Menschen in normalen Straßenkleidern, wie sie gerade des Weges kamen, das fürchterliche Geschäft vollzogen; die Ärmel aufgestülpt, schienen sie im blutigen Fleisch zu wühlen. Auf der Rasenfläche vor dem Hotel Regina lag ein junges Pferd, ein blonder Fuchs einer schweren Rasse mit noch erhobenem Haupt. Es stand eine Menschengruppe in der Nähe; ein dicklicher Mann, einem Anführer gleich, hatte sich dem Pferd schon genähert und machte mit der Hand die widerliche Gebärde des Durchschneidens der Gurgel. Wir wandten uns schauernd ab. Am nächsten Morgen lag auf dem zertretenen Rasen nur mehr ein kleines Häufchen gelblich-grüner Gedärme.

Hatte schon am 9. April abends über der völlig verdunkelten Stadt der Feuerschein von brennenden Häusern geleuchtet, so vermehrte sich in den nächsten Tagen die Glut der Brände noch. Man hörte das Krachen des Gebälks. Wir stiegen bei Dunkelheit auf den Boden und sahen vom Dach aus über die Stadt. Der Anblick war von solcher Schönheit, daß man darüber das Unglück vergaß. Man hörte, der Stephansdom brenne. Am Samstag, dem 14., stand ich vor seiner Ruine. Das Dach fehlte, der Chor war eingestürzt, der hohe Turm wies die hellen Einschußstellen auf, der Stein zeigte die roten Brandmale. Es wird erzählt, daß der Dom durch Funkenflug vom gegenüberliegenden Haus in Brand geraten sei. Die Einschußstellen auf der Nordseite sprechen aber dafür, daß ihn die SS von der Donauinsel aus in Brand geschossen hat.

Am 11. April um 6 Uhr morgens, noch erschöpft von der Schreckensnacht, wurde ich in der Semperit aus dem Schlafe gerissen durch den Ruf, das Haus brennt. Ich lief sofort auf die Straße, es war eine Falschmeldung. Es standen aber die Häuser der Hohenstaufengasse bis zum Ring in Flammen, das Feuer prasselte, die Luft war rauchig und heiß, Detonationen von Infanteriemunition, die in einem der brennenden Häuser lagerte, waren ständig zu hören. Am Ring brannte das Polizeipräsidium lichterloh. Das Eckhaus Helferstorferstraße-Schottengasse war schon am Vortage durch Plünderer in Brand geraten, als sie Papier anzündeten, um damit zu leuchten. Die Menschen, die ich am Abend vorher nicht bewegen konnte, die Keller der Semperit zu verlassen und nach Hause zu gehen, waren nun Hals über Kopf, ihr Hab und Gut zurücklassend, hinausge-

stürzt. Ich war froh, daß der blinde Alarm die Menschen zerstreut und dadurch eine seelische Hochspannung ihr Ende gefunden hatte. Denn die Nacht war schrecklich gewesen.

Wer kann die hellen Angstschreie der vergewaltigten Frauen aus dem Nebenraum, nur durch eine Tür getrennt, jemals vergessen? Vormittags hatten die beiden Russinnen, die in der Werksküche geholfen hatten, vom Ring ihre Landsmänner geholt. Noch halb in Angst, küßten sie die Befreier. Man mußte die Küchenvorräte freigeben. Tausende von Eiern wurden ausgetrunken, das Fleisch aus dem Kühlschrank genommen, alle Fleischkonserven gegessen, der Wein getrunken, die Gemüsekonserven angestochen. Uhren, Schmuck, Taschenlampen wurden abgenommen. Nur durch völlige Ruhe konnte ich meine Uhr retten, auf der schon die tastende Hand des russischen Postens lag. Gegen Abend wurde die Stimmung immer unheimlicher. Die Kellerräume waren nur mehr schlecht erleuchtet, die Russen hatten alle Eingänge des Hauskomplexes aufgebrochen, alle Stockwerke durchsucht, mit Taschenlampen in alle Winkel geleuchtet, die Maschinenpistolen immer drohend in der Hand. Erst später wurde uns klar, daß ihre furchterregende Haltung auch ihre eigene Furcht verbergen sollte. Im Keller fielen Schüsse. Die Luft war erbärmlich, es wurde aus Nervosität mehr als notwendig geraucht. Die Gepäckstücke der Belegschaft wurden durchwühlt. Die Russen waren schon betrunken, scherzten mit Mädchen und Frauen und schwirrten im ganzen Hause mit Weinflaschen und Pistolen in der Hand die Stiegen auf und ab. Dumpfe Angst und Verwirrung breitete sich lähmend aus. Um 17 Uhr beehrten Russen zwei Mädchen. Als sie sich weigerten, mußten sich alle im Raum Anwesenden an die Wand stellen und wurden mit Erschießen bedroht. In unbegreiflichem Opfersinn bot sich ein anderes Mädchen an; es wurde zurückgestoßen. Man beharrte, die Opfer mußten sich fügen. Wir hörten sie im Raum nebenan um Hilfe schreien, als man sie entkleidete. Niemand wagte einzudringen. Man hielt sich die Ohren zu, rauchte, manche spielten bei trübem Licht Schach. Die französischen Arbeiter versuchten die Mädchen, mit denen sie in geheimer Verbindung gestanden waren, zu schützen. Meine Hoffnung, daß die große Zahl der Menschen einen Schutz bilden könne, war falsch gewesen. Es trugen einzelne Mädchen auch selbst Schuld. Zwei kokettierten so lebhaft

mit den Russen, lachten, boten Zigaretten an, tranken mit ihnen Wein, daß ich sie warnte. Fünf Minuten später wurden sie von den Russen geholt, eine konnte noch entinnen und sich in einem Stapel von Autoreifen verbergen, die andere mußte büßen. Mitten in der Nacht suchten die Russen mit den Taschenlampen die ängstlich schweigenden, aber nicht schlafenden Menschen auf ihren Lagern ab; sie zogen die Decken beiseite, um die Gesichter zu sehen, und zerrten einige Mädchen heraus. Wir wollten uns ins Mittel legen – vergeblich. Ich weckte den Kapitän, der in den Armen eines russischen Küchenmädchens bei uns im Keller schlief. Er hatte uns Schutz zugesichert. Nach langem Rütteln wachte er halb auf und sagte nur, als er mich verstanden hatte: »Nicht meine Kompanie.« Eine russisch sprechende Frau eines Angestellten unterhielt stundenlang zwei Adjutanten, die auch auf Mädchensuche aus waren, bis sie um zwei Uhr früh am Donaukanal einen dienstlichen Auftrag zu erfüllen hatten.

Am 11. nachmittags saß ich bei offenem Fenster in einem straßenseitigen Mezzaninzimmer in der Wohnung meines Schwagers in der Ferstelgasse. Ich malte gerade eine russische Aufschrift, als ich von der Straße her eine kurze Salve aus einer Maschinenpistole hörte. Vorm Haus stand der Personenwagen eines Arztes, der die Russen immer wieder anzog. Alle Bemühungen, ihn flott zu bringen, waren vergeblich. Gerade stand wieder ein Russe vor dem Wagen und untersuchte ihn. Ich ahnte nach den Schüssen nichts Gutes. Gleich darauf wurde am verschlossenen Haustor mit Gewehrkolben heftig geklopft. Es wurde geöffnet, vier Russen drangen in die Wohnung ein und beschuldigten mich mit vorgehaltener Maschinenpistole, ich hätte auf sie aus dem Fenster geschossen. Ich blieb ruhig, richtete mich nicht einmal auf, zeigte auf meine Schreibearbeit; man glaubte mir schließlich. Die Wohnung wurde durchsucht. Von vier Weinflaschen nahmen sie drei, eine ließen sie meinem Schwager: »Eine für dich.« Das Grammophon mußte vorgewiesen werden, sie verstanden, daß es ohne Strom nicht zu verwenden sei. Dann wurden die anderen Wohnungen und die Keller, wo Damen gerade ihren Schmuck vergraben hatten, untersucht; alle verloren ihren Schmuck. Meine Frau hatte einen besonderen Schreck zu überstehen. Gleich nach dem Eindringen musterte sie ein Russe immer wieder. Schließlich ging er

auf sie zu, begann an ihrem Halsausschnitt herumzunesteln und verlangte, sie solle sich ausziehen. Sie befürchtete das Schlimmste. Am Ende klärte sich alles auf, er wollte nur den Overall, den meine Frau anhatte. An diesem Abend schickte ich sie zum Schlafen ins Spital in die Boltzmann-gasse. Auch in unser Wohnhaus waren Russen durch die Fenster im Hochparterre eingestiegen und hatten ein im Hause wohnendes Mädchen vergewaltigt. Geld und Schokolade wurden als Geschenke gegeben. Ich mußte immer wieder darüber lächeln, daß die Schokolade verzehrt, das Geld aber als »Sündenlohn« verbrannt worden ist. Wir schliefen von da ab im Spital, haben dort manches Abendgespräch mit einer Flasche guten französischen Weines mit unseren Freunden verbracht.

Wir haben nicht nur Erschreckendes mit den Russen erlebt. Als ich eine alte, halbgelähmte Tante einer Angestellten aus dem Keller der Semperit herausgeschafft hatte und in einem Leiterwägelchen nach Hause führen wollte, wurden wir gleich vor dem Haustor von einem Russen angehalten; die Dame erbleichte, der Russe sprang fort, kam mit einer großen Blechbüchse wieder und schüttete »Mama« Keks und Zuckerln in so reichem Maße in den Schoß, daß viel davon zur Erde niederkollerte.

Wie freundlich war auch der Russe, den ich vor dem aufgebroschenen Schreibtisch im Zimmer Reithoffers antraf und der nichts anderes als einen Plan von Wien suchte. Er war aus Uman und freute sich wie ein Kind, daß ich ihm seinen Heimatort auf der Landkarte zeigen konnte und wußte, daß dort eine Kautschukfabrik war. Er hatte eine Flasche Wein unter dem Arm, und ich mußte mit ihm die Flasche auf leeren Magen trinken; er wachte genau darüber, daß jeder gleich viel aus demselben Glase trank.

Die vitale Kraft und männliche Kühnheit eines groß und breit gewachsenen Gardeleutnants mit freundlich lachendem Gesicht, blendenden Zahnreihen, blauen Augen, blonden Haaren, hat mich entzückt. Er erwähnte, daß er Mathematikprofessor an einer Mittelschule in Moskau sei. Als er hörte, ich sei Jurist, verlachte er mich gutmütig und machte uns als vorzüglicher Schauspieler vor, daß man in Rußland Juristen »Goebbels« nenne, weil sie immer den Mund weit offen hätten. Seine Meinung über mich besserte sich aber zusehends, als man ihm ver-

ständig machte, daß ich Direktor der Semperit sei. Wenn uns die Russen bei den Krawatten zogen und zu verstehen gaben, daß wir als Krawattenträger keine Roboter seien, sondern nichtsnutzige Schreiber, was sie durch karikierendes Kritzeln in der Luft darzustellen wußten, lag nichts Drohendes darin, sondern nur kindlicher Stolz auf ihren Sieg, den sie darauf zurückführten, daß alle Russen Roboter seien. Sie zeigten mit nachdrücklicher Geste, wie fleißig man in Rußland arbeite. Wir haben in den nächsten Tagen keine Krawatten getragen, ließen den Bart stehen und gingen in Arbeitskleidung auf die Straße. Ein Russe sagte mir »wir schnell böse, schnell gut«, und der Gardeoffizier: »Russe wenig schlafen und viel Schnaps trinken.«

Ein Russe erschießt den Hund einer alten Frau, der ihr einziger Begleiter war; sie weint. Der Russe versteht nicht. Man erklärt ihm, ja, jetzt weiß er es. Der Russe ist ein guter Mensch, er wird alles wieder gutmachen, nein besser! Nach kurzem führt er der Frau ein Pferd zu. Sie sieht ihn sprachlos an, schüttelt den Kopf, der Russe prüft nochmals das Pferd, es ist doch schön, es ist stark, es ist noch jung. Er zeigt, wie klein der Hund, wie groß das Pferd . . . Er kann die Frau nicht verstehen, und sie nicht ihn, er geht zornig seines Weges.

Bei der zerstörten Augartenbrücke wurde ich mit anderen Zivilisten angehalten, die Böschung für den Bau einer Notbrücke abzutragen. Erst in der Dämmerung wurde ich entlassen. Von da an schleiche ich um alle Ecken, denn überall werden Männer und Frauen zur Arbeit aufgegriffen. Wer weite Wege hat, läßt sich den Arm verbinden oder nimmt einen Krückstock, um daran zu humpeln, wenn es kritisch wird. Man hat auch Männer zum Ausheben von Schützengräben zur Front geführt.

Schon am 12. April mittags hatte ich versucht, in den großen Wiener Hotels einen russischen Wirtschaftsstab ausfindig zu machen. Die Stäbe waren noch nicht eingetroffen. Am nächsten Tag begab ich mich vormittags mit Dipl.-Ing. Stolba nochmals ins Hotel Imperial. Ich konnte mich einschmuggeln, wurde zunächst für einen Dolmetsch gehalten, man fragte mich nicht nach meinem Ausweis und brachte mich zum Kommandierenden General; das Mißverständnis wurde aufgeklärt. Nach stundenlangem Warten kam ich zum Wirtschaftsreferenten, einem jüdischen Major, Landa Daleff. Er sprach fließend deutsch,

erkundigte sich, wie viele Sprachen ich spreche und rühmte sich, elf Sprachen zu beherrschen. Er ließ sich über die Semperit berichten, machte in einem Heft einige flüchtige Notizen. Der Oberkommandierende General kam zeitweise ins Zimmer und setzte sich an unseren Tisch. Man erkundigte sich bei mir, ob Weidlingbach schon in russischer Hand sei, ob man dorthin gefahrlos kommen könne; ich zeigte den Weg auf der Karte. Einen russischen Oberst mußte ich zu den großen Wiener Hotels führen. Er hatte für einen größeren Stab Quartier zu machen. Ich fuhr mit ihm ins nahe Hotel Sacher und ins Hotel Astoria, die von russischen Arbeiterinnen und Soldaten besetzt waren und auf Weisung des Oberst geräumt wurden. Als ich am nächsten Tag wieder im Hotel Imperial war, wollte man mich über die österreichische Industrie ausfragen. Als ich sah, daß kein Interesse für die Semperit und ihren Schutz zu erwecken war, verwies ich auf den Referenten der Handelskammer und verständigte diesen davon. Die vom russischen Wirtschaftsstab versprochene Wache für unser Reifenlager kam nie, da ein Auto nicht aufzutreiben war und 4 km Fußweg für eine Wache zu weit erschienen. Alle Bemühungen, unser Lager zu schützen, waren vergeblich geblieben. Zunächst wurde von der Kampftruppe nur genommen, was benötigt wurde. Unsere Leinenschuhe warf man beiseite und gab zu verstehen, daß die Wiener Frauen arm seien, daß sie keine Lederschuhe besäßen. Die späteren Einheiten hatten schon andere Auffassungen. Für alles wuchs das Interesse. Tag und Nacht kamen Russen ins Haus und verlangten Waren, die gegeben werden mußten. In den Kellerräumen stieß ich auf einen Kapitän, der die Auslieferung eines bei uns versteckten Generals verlangte. Wir schüttelten den Kopf. Mit drohender Geste wies er ein Eisernes Kreuz 2. Klasse vor und die bronzene Medaille einer Zillenmeisterschaft. Ich lachte und schlug ein Riesenkreuz auf der Brust, um zu zeigen, welch große Ordenskreuze die deutschen Generale trügen; das überzeugte ihn. Auch Zivilisten drangen in unsere Lager ein. Die Anschläge, daß Plündern mit dem Tode bestraft werde, schreckten nicht ab. Zu allen Zeiten des Tages sah man Menschen aus der Inneren Stadt mit schweren Packen unter dem Arm oder auf dem Kopf zurückwandern.

Die Kampftruppe ist weitergezogen, nun folgen die Besatzungstruppen. Die gehen nicht nur auf Landkarten, Schmuck

und Taschenlampen, auf Fleisch, Eier und Alkohol aus. Sie nehmen, was sie finden. Alle ihre Autos sind mit Teppichen oder Spitzen verziert, eine richtige Nomadenkultur.

Seit einigen Tagen wird etwas Brot ausgegeben. Man muß sich frühzeitig am Morgen lange anstellen, um eine Nummer zu erhalten, mit der man dann bei Tage sich nochmals anstellen muß, um ein Laibchen Brot auf Marken zu bekommen.

Eine Woche nach dem Einmarsch der Russen in unseren Stadtteil hielt ich eine Ansprache an alle im Betrieb Erschienenen. Ich versuchte, ihnen Mut zu machen. Die Küche wurde wieder in Betrieb gesetzt. Nachdem sich der erste Schrecken gelegt hatte und die Feigheit nicht mehr die Füße lähmte, begann das Bestreben einzelner, die Macht in der Semperit an sich zu ziehen. Obwohl ich von Anfang an offen erklärt hatte, daß ich zu jeder Änderung bereit sei, alle in Betracht kommenden Personen in zweimaliger offener Aussprache direkt befragt hatte, ob sie die weitere Führung der Semperit durch mich für richtig und zweckmäßig ansehen, wagte niemand den ehrlichen Weg; man bat mich zu bleiben. Gerade Menschen, die mir wirklich Dank schuldeten, die, von niemand veranlaßt, mir ihr Vertrauen ausdrückten und sich als jederzeit getreu anboten, leiteten hinter meinem Rücken Gegenaktionen ein. Sie wissen nicht, daß ich aus Zufall die Wahrheit erfahren habe, und spielen weiterhin die Gerechten. Am 21. ließ O. an einigen Stellen in der Semperit anschlagen, daß er im Einverständnis mit der KP die Leitung der Semperit übernehme. Der Betriebsrat und ich begaben uns mit O. in die Creditanstalt zu Generaldirektor Dr. Joham, der den Anschlag O. als gegenstandslos bezeichnete. Ich zögerte nicht mehr und bat um meine Beurlaubung. Dem wurde entsprochen. Dies war gestern. Ich habe diese Nacht sehr lange geschlafen und heute vormittag wieder vor dem Haus in der Ferstelgasse Schutt weggeräumt. Ich will noch heute mit der Wiederholung des österreichischen Rechts beginnen, mit dem ich mich durch Jahre nicht mehr beschäftigen konnte. Ich werde mich morgen von der Belegschaft mit einer Ansprache verabschieden. Es wird mich etwas schmerzen, aber ich werde doch einige Scherzworte finden. Ich soll weiterhin ins Büro gehen und der provisorischen Leitung als Berater zur Verfügung stehen; das wird nicht lange gut gehen. Ich habe Kienböck 1938 bewundert, wie er als Präsident der National-

bank mit klarstem Kopf die letzte Sitzung geleitet hat. Heute sehe ich – wieder mit Erstaunen –, daß ich ähnliches vermag, so daß böse Tage auch Gutes für uns haben . . .

Alles ist grün geworden, die Kastanien blühen, auch der Flieder. Wir sind oft traurig gewesen, aber haben doch niemals den Mut verloren, wir haben Gedichte von Hölderlin gelesen, von Platen, der Droste und Claudius. Wir haben unsere Arbeit getan und mehr als unsere Pflicht.

Eben ging wieder eine Salve wild knatternd über den Platz hin. In den Parkanlagen vor unserer Wohnung werden Offiziere und Soldaten der Roten Armee begraben. Dazu spielt eine slawische Musik, die einem das Herz zerreißt. Wieder wildes Geschieß, wieder dieselbe schwermütige Musik. Meine Frau hatte geschlafen, sie ist aufgewacht, sie kommt zu mir und beginnt hemmungslos zu weinen. Nun heule auch ich.

Am 11. Mai 1945 notiere ich: Heute ist mein 43. Geburtstag. Es ist sonnig. Ich hatte heuer gar kein Gefühl mehr für die Jahreszeiten, habe nie daran gedacht, daß der Sommer die Stadt erobern wird. Der Frieden ist da. Trotz allem, was uns zugemessen wurde, ein großes Geschenk.

Mein Sekretär, der getreue Parisch, ist seit Wochen verschwunden. Es wurde das Schlimmste befürchtet. Nun weiß man, daß er in polizeilicher Haft ist. Holt man den Sekretär, interessiert der Chef noch mehr. Das ist mir mehrmals durch den Kopf gegangen, also rasch aufs Holz geklopft. Spaziergänge versuchen wir nicht. Wir sitzen lieber auf dem Balkon, und ich lese etwas vor. Am letzten Sonntag las ich von Aischylos ›Agamemnon‹.

Noch immer keine Post. Wir ließen uns gegen Typhus impfen.

Seit Pfingsten stehe ich als Nationalsozialist im Arbeitseinsatz. Wir mußten uns im Polizeikommissariat am Morgen einfinden und wie auf einem Sklavenmarkt warten. Als am 22. Mai ein älterer Mann mit einem völlig verbeulten ›Halbsteifen‹ kam, mit kleinen listigen Äuglein, faßte ich sofort Zutrauen und meldete mich zur Arbeit bei ihm. Es war der Spenglermeister Julius Mach, dessen Werkstatt in der Wasagasse durch einen Bombentreffer verschüttet und auszugraben war. Zu sechst arbeiteten wir mehr als drei Wochen. Einige Stockwerke über der Werkstatt wohnte Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Bauer mit einer

großen Bibliothek, von der viele Bücher mit verschüttet waren, die wir beiseite legten und manchmal auch darin lasen. Ich lernte mit Balken umzugehen, ich wurde mit Schuttarbeiten vertraut. In der letzten Woche halfen wir die neue Werkstatt einzurichten. Ich ging mit dem Meister, zwei Schritte hinter ihm – wie es sich gehört – eine Rolle Blech auf der Achsel, ein Dach besichtigen, das sich jedoch nicht mehr ausbessern ließ. Er erzählte gerne seinen Kunden, daß ich ein Generaldirektor sei. (Seine freundliche Haltung klärte sich für mich Monate später dadurch auf, daß sein Sohn als illegaler Nationalsozialist noch in Deutschland weilte). Einmal hatte ich die Dachrinnen des Hauses, in dem sich das Kolosseum-Kino befindet, säuberlich auszuputzen, weil ich allein schwindelfrei war; es war beim Zustand des Daches eine gefährliche Sache. Der Meister bestätigte mir in einem Zeugnis, daß ich fleißig war und zu jeder mir aufgetragenen Arbeit bereit sei. Zwischendurch mußte ich einmal mit Kommunisten Kartoffeln an der ungarischen Grenze holen. Man behandelte uns nicht als seinesgleichen, aber immerhin als Menschen; man gab uns eine Handvoll Kirschen, ein kleines Stückchen Speck und etwas Brot zu essen. Kartoffeln wurden wenige geholt und falsch gewogen, obwohl das Kilo nur einen Pfennig kostete. Der Großteil der Zeit wurde zu Geschäften mit Schleichhändlern, die aus Ungarn herüberkamen, verwendet. Untereinander haben sich die Genossen beschimpft und gezankt. Ein Mädels, das ihnen sofort gefiel, spielte eine schmierige Rolle. Ein athletischer Däne mit tätowiertem Arm, gemeinen Zügen und herausfordernder Haltung machte sich an sie heran und erzählte, er sei der Sohn eines Fabrikanten in Kopenhagen, der 10.000 Arbeiter beschäftige. Den Wein gurgelte er aus der Flasche in vollen Zügen hinunter, so daß mir etwas bange wurde, da er den Wagen steuerte. Um 10 Uhr nachts kamen wir, völlig ausgefroren, auf dem offenen Wagen stehend, nach Wien zurück.

Am 12. Juli fuhr ich mit dem Zug nach Amstetten, um von dort aus zu einem Ausweichlager der Semperit zu gehen, wohin ich meine liebsten Bücher und einige Teppiche 1944 gebracht hatte. Weite Korn- und Weizenfelder, die schon metallisch zu schimmern beginnen, der hohe blaue Himmel still über mir, keine Menschen auf den Landstraßen, nur von Zeit zu Zeit die Staubwolke eines nahenden Autos, voll von Soldaten der Roten

Armee. Im Walde ein Lager von Zelten und vielen Pferden, der warme Glanz ihrer Felle im gesprenkelten Waldeslicht; von den Feuern steigt Rauch auf. Ein Bauernwägelchen, von zwei Pferden munter gezogen, holt mich ein. Das leichte Schnauben der Rosse im Rücken, alles erwartend, bin ich dann doch überrascht, als im Wagen die fremden Herren sitzen, mir freundlich zulachen und mich mit ihrem weichen, kindlich klingenden Deutsch fragen »Ob mir gut geht?«, weil ich bloßfüßig wandere, da es noch nicht spät am Tag und das Gras noch taufeucht ist. Das Wägelchen biegt zum nächsten Gehöft ein. Ein alter Bauer läßt seine Sense im Kornfeld liegen und eilt hinzu, weil die strengen Herren nicht warten können und die Türen aus Ungeduld einzuschlagen bereit sind. Bilder des Dreißigjährigen Krieges tauchen vor mir auf. Der Bauer sagt dann zu mir: »Hab' keine Kraft in den Armen, weil sie uns alles genommen, haben kein Schwein mehr im Stall, kein Fleisch mehr im Haus, die Gerste haben die Herren schon angeschaut, ich sollte das Korn am Feld stehen lassen, wird doch nur für sie gemäht.«

Der Pfad steigt zwischen Buschwerk den Hügel hinan, oben wogt leicht im Winde das Korn, etwas Dunkles sitzt im Einschnitt der Felder vor mir. Es rührt sich nicht, es kann kein Heuwagen sein, es sieht einer finsternen Kröte gleich, und nun ahne ich, Panzer und Sturmgeschütz, häßlich verkrampft. Die Straße entlang liegen Stahlhelme, zerbrochene Gewehre und anderes Gerät; da tröstet der Schatten der Obstbäume nicht. Die Straße neigt sich einem kleinen Wiesengrund zum Bache zu, harte Spuren führen wiesenquer, wo sich drei Panzer verkeilt haben.

Ich komme nun ins Dorf zu dem Stall, wo meine Bücher im Schmutz verstreut liegen. Ich schlichte sie schnell, halte keines lang in der Hand, breite sie aus im Licht. Von meinen alten Teppichen finde ich nur mehr einen Läufer. Der Bauer sagt, wir haben nichts gestohlen, der Feind befahl, das verlagerte Gut zu nehmen. Als ich dem Bauern ein Päckchen Zigaretten gebe, erinnert er sich plötzlich, noch ein wertvolles Stück zu besitzen. Er bringt eine Aschenschale, ein Werbegeschenk der Semperit, dessen Gold nicht echt ist.

Im Sommer und Herbst unternahmen wir Radfahrten, um Obst und Kartoffeln zu holen. Bei der letzten Kartoffelfahrt haben wir uns geschworen, in diesem Jahr nicht mehr über

Land zu fahren. Russen wollten uns die Räder nehmen, wir konnten nach kurzem Gepuffe entkommen. Noch ein zweites Mal hielten uns Russen an, aber man ließ uns fahren. Im Straßengraben lag tot eine überfahrene Frau. In der Nähe war am Tag vorher eine Frau angeschossen worden, weil sie ihr Rad nicht hergeben wollte; sie war in der Nacht gestorben. Was haben wir nicht alles in diesem Jahr auf den Rädern geschleppt, auf dem Rücken getragen. Als ich für die Amerikaner harte Ballen und schwere Kisten zwei Stockwerke hoch am Vormittag und am Nachmittag je drei Stunden lang ohne Unterbrechung tragen mußte, konnte ich drei Tage lang meinen Hals nicht rühren.

Über Professor Bauer wurden wir vom Kulturamt Wien zum Kunstbergungstrupp angefordert. Ing. Rudolf Haybach war der Führer des Bergungstrupps; der vor kurzem verstorbene 95jährige war Freund von Architekt Josef Hoffmann, von Paris Gütersloh und (von) Zülow. Ich arbeitete dort 12 Monate lang, und man sprach am Ende »herzlichen Dank für die kulturell wertvollen Verdienste« aus. Mein Sekretär Josef Parisch, der nach sieben Wochen als schuldlos aus der Haft entlassen worden war, und mein ehemaliger Sektionschef Klucki gesellten sich zu uns. Parisch und ich waren ein unzertrennliches Paar, wir arbeiteten als Träger, im Schutt, als Balkenbezwinger und Parkettenräuber ebensogut zusammen wie im Büro. Meine Hände waren breiter geworden, sie schlüpfen nicht mehr durch die Manschetten der Hemden und waren durch die rauhe Arbeit so fest, daß ich mit bloßen Händen aus der trockenen Erde Kartoffeln ausgraben konnte. Man gewöhnt sich leicht an ein Arbeiterdasein. Man wäscht sich nicht am Morgen, weil man eine halbe Stunde später schon wieder schmutzig wird, man rasiert sich nur zu besonderen Anlässen, am Wochenende oder wenn man als Jurist einmal in die Bank gerufen wird und ein Gutachten abgeben soll. Man fährt im schmutzigen Arbeitsanzug auf dem Rade, bei schönem Wetter und bei Regen, zur Arbeitsstätte. Anfangs habe ich den Arbeitsanzug ausgebürstet, dann habe ich gefunden, man könne ihn ein halbes Jahr tragen, ohne ihn auszuklopfen oder zu waschen. Den verstaubten Hut behält man auf dem Kopf, im Freien und im Zimmer. Was einem gegeben wird, nimmt man an: eine Zigarette, eine halbe Flasche Wein, 15 Mark als Wochenlohn vom Spenglermeister.

Wir haben unseren Mann gestellt, haben manchen schweren Balken aus vertrackter Lage herausgelistet, manchen Mauerblock gehoben, manche exponierte Stelle erstiegen. Immer war uns wohl zu Mute, besonders im hohen Sommer auf dem Trümmerberg des Eckhauses Kölblgasse/Jacquingasse. Wir stiegen den Ziegelberg wie eine Geröllhalde im Gebirge hinan. Oben wehte ein kühler Wind vom Botanischen Garten herüber. Wir zogen die Hemden aus und arbeiteten in der heißen Sonne. Links und rechts ragten wie hohe Türme die stehengebliebenen Stockwerke empor. Im Wind knarrten die hängenden Balken. Lucca Chmel besuchte uns einmal auf der Arbeitsstätte und machte einige Aufnahmen. Zwei davon gelangten in ihr »Bilderbuch Österreich«, das im Globusverlag 1947 erschien. Wie Stadtrat Dr. Viktor Matejka in der Einleitung schreibt, soll das Buch daran erinnern, daß wir an Österreichs Lebensfähigkeit nicht verzweifeln sollen. Außer uns zeigt nur ein weiteres Bild Menschen an der Arbeit. Erst nach Jahren wurde ich in dem Buch erkannt und von Freunden darauf aufmerksam gemacht.

Am Silvesterabend 1945 schreibe ich:

»Das Jahr ist zu Ende, ein böses Jahr, das ich nun doch zu den guten legen möchte. Es hat uns am Leben erhalten, meine Mutter hat eine schwere Krankheit in schwierigster Zeit überstanden. Wir haben vieles von unserem Hab und Gut gerettet, das Verlorene zählt nicht mehr, und was macht es aus, daß die schönsten Perserteppiche fehlen, daß ich Ruinenbesitzer geworden bin. Immer war ich dankbar dem Geschick, und wer es noch nicht gewußt hat, der hat es in diesem Jahr erlebt: Das Glück ruht im Wesen des Menschen. Und wie Jünger sagt: »Die Möglichkeit des Selbstmordes gehört zu unserem Kapital«, das, wie ich ergänzen möchte, auch sichere Zinsen trägt. »Der Gedanke an den Selbstmord ist ein starkes Trostmittel.« (Nietzsche)

Vom Kulturbergungstrupp gelangten wir in die Dienste des Stiftes Klosterneuburg. Über einen Arbeitstag vermerkte ich am 20. 6. 1946:

»Um ½6 Uhr stehe ich auf. Während ich mein schmutziges Arbeitsgewand über Turnhose und Hemd ziehe und die Opan-

ken zuschnalle, wird gerade die Suppe warm. Ich löffle sie rasch aus, esse die Schmolle des Brotes dazu und stecke die Rindenstücke in meine Rocktasche, aufgespart als kleines Morgenvergnügen. Wenn die Kirchenglocken um 6 Uhr zu läuten beginnen, schwinde ich mich aufs Rad und fühle mich sehr wohl, fast könnte ich sagen, jugendlich. Die Fahrt durch die noch stillen, kühlen Gassen bei einem rosigen Licht der Donau zu mit dem Ziel Floridsdorf ist angenehm. Die Tauben trippeln mit nickenden Köpfen über die Straßen. Der Flieder duftet aus dem Clam-Gallas-Park. Die Hügel des Wienerwaldes ruhen noch in den satten, aber stumpfen Farben des frühen Morgens. Ist die Höhe der Donaubrücke erreicht, so freue ich mich immer wieder auf den Blick zur Rechten: Durch das kahle, aber durch Unebenheiten doch sanft modellierte Überschwemmungsgebiet ziehen sich zwei Wegspuren, nicht ganz genau parallel, aber doch wieder so aufeinander abgestimmt, daß sie ein reizvolles Ganzes bilden. Das Auge folgt täglich dem Spiel dieser Linien. Der steinerne Damm schließt gerade das Wiesengelände ab. Dahinter im späten Morgennebel eine Häusergruppe und eine Kirche – im klaren Tageslicht richtige Scheußlichkeiten, zur Morgenstunde eine Silhouette aus Grau und Grün – darüber das rosige Licht, alles zusammen ein Bild von David Caspar Friedrich. Das stelle ich Tag für Tag mit Befriedigung fest und erinnere mich, wie sehr die Maler unsere Lehrmeister beim Sehen sind. Gedanken über die Fortentwicklung der Malerei schließen sich an. Manchmal fühle ich mich sogar verlockt, nach vielen Jahren wieder einmal den Farbkasten hervorzuziehen und ein Aquarell zu versuchen. Natürlich sage ich mir gleich, daß ich nicht malen kann. Aber weiß ich denn nicht auch, daß ich nicht dichten kann, und flicke doch dann und wann ein paar Verse zusammen, deren Trug mich eine Stunde lang narret.

Pünktlich lange ich in der Schloßstraße 13 an, wo es gilt, Schutt abzutragen. Wir haben Bekanntschaft gemacht mit »Rudl«, dem katzen gleichen Gerüster, der uns, wenn wir eine Pause machen, die Unehrenhaftigkeit der ehrenhaften Welt erklärt und uns tröstet, aber auch sich selbst mit der einfachen Lösung, daß er die Arbeit jederzeit hinhalten und »ein Geschäft eröffnen könne«. Ein Berufsverbrecher, der im Krieg desertiert war, deshalb zum Tode verurteilt, fünf Jahre bei der Strafkom-

panie gedient, schließlich gefangen und völlig erschöpft nach Hause gekommen war, hat sehr scharf ausgeprägte Ehrbegriffe, die auf einem unbesiegbaren Freiheitsdrang, auf Kameradschaft, auf der Respektierung der Schwachen und der Verachtung jeder Lebensphrase beruhen. Er gab einmal ein Beispiel seiner aufrichtigen Gesinnung. Ein Kartoffelsack war im Keller gestohlen worden. Unser Arbeitstrupp wurde verdächtigt. Wir schickten zu Rudl, der in der Nachbarschaft mit seinen Leuten ein Gerüst aufstellte. Eine Stunde später brachte einer dieser Arbeiter den Kartoffelsack auf einem Schubkarren zurück und mußte sich im Auftrag Rudls bei uns entschuldigen.

Heute fahren wir aufs Maisfeld des Stiftes Klosterneuburg. Es liegt hinter den Trauzl-Werken zwischen Getreidefeldern. Wir müssen durch eine Senke, in der hohes Schilf steht; in Bombentrichtern hat sich Grundwasser gesammelt, das bietet einen urtümlichen Anblick. Wenn wir ein paar Reihen geharkt haben, sind wir steif geworden, das Kreuz schmerzt. Aber heute schon weniger als beim erstenmal. Wir stützen uns auf die Haue, reiben ein wenig den Rücken. Da sehen wir einen Bussard seine Kreise über uns ziehen. Wir arbeiten wieder. Die Sonne brennt heiß hernieder, wir haben alles bis auf die Schwimmhose abgelegt, selbst die Opanken. Die Disteln stechen kaum, wir müssen nur achtgeben, daß wir uns nicht selbst in die Füße hauen. Wir bemühen uns, die Arbeit richtig zu machen, schon haben wir einige Übung. Gerade denke ich, wie gut schon mein Augenmaß sei. Eine Distel, einen Zentimeter vom jungen Maisstamm entfernt, rasiere ich ab. Da, ein leises Knirschen, und auch die Maispflanze fällt um; man darf nicht übermütig werden! Die Hitze tut mir wohl, ich meine, die Arbeiter in den malaysischen Reisfeldern werden auch nicht brauner sein. In der Sonnenglut strömt das Land einen köstlichen Geruch aus, und plötzlich fühle ich mich glücklich; auch wenn der Rücken schmerzt, halte ich in der Arbeit nicht inne.

Vor 15 Uhr komme ich nach Hause. Die Heimfahrt hat mich in Schweiß gebracht. Ich wasche mich heiß, rasiere mich, esse etwas und schlafe kurz. Dann muß ich in die Stadt, in ein Ministerium und zu einem Rechtsanwalt. Um 19 Uhr komme ich nach Hause, von den Gesprächen müder als von der Feldarbeit, ich werde bald schlafen gehen. Wie sehr ist mir diese einfache Arbeit ans Herz gewachsen. Ich fühle mich jünger und bin

sorgloser geworden. Ich prüfe mich, ob ich mich, vom Schreibtisch verbannt, in romantische Gründe verloren habe? Nein, wirklich nein, ich liebe das einfache Leben.«

Nun genug der Tagebuchblätter. Nur noch eine kleine Begebenheit vom 28. März 1946 möchte ich auch hier festhalten:

Ich ging heute morgens über den Platz vor der Votivkirche. Ein Knabe fuhr munter auf seinem Roller hin und her. Plötzlich wendet er sich mir zu und hält nach einer zierlichen Schleife vor mir. Er grüßt artig und bittet um 20 Groschen, um eine Zeitung für seinen Vater kaufen zu können. Der Knabe hat ein lichtiges, zartes Gesichtchen, er hat reine Fingernägel, er ist sorgsam gekleidet. Ich habe kein Kleingeld bei mir und muß die Bitte abschlagen. Er grüßt wieder ebenso artig und fährt auf seinem Roller davon.

Eine Stunde später kam ich wieder des Weges. Ich erkenne den Knaben auf seinem Roller, er grüßt mich von weitem, ich gehe auf ihn zu und gebe ihm ein 50-Groschen-Stück. Er könne aber nicht herausgeben, meint er verlegen. ›Du kannst das Geldstück behalten‹. Da sagt er freudig: ›Da kann ich ja morgen wieder eine Zeitung kaufen.‹ Ich frage nun: ›Warum kauft sich denn dein Vater nicht selbst die Zeitung?‹ Mit anmutiger Trauer, die die Wirklichkeit noch nicht kennt, gibt er die Antwort; sein Vater habe gestern beim Abendessen gesagt: ›Nicht einmal eine Zeitung kann man sich mehr kaufen‹, darum wolle er eine nach Hause bringen. Er grüßte wieder, setzte eilig seinen Fuß auf den Roller und fuhr in heiteren Bögen zum Zeitungsstand.

In meiner Hilfsarbeiterzeit habe ich wieder sehr viel lesen können, manches geschrieben und begonnen, meine Betrachtungen über das österreichische Wesen zu vervollständigen. Ich habe aber auch eine größere Arbeit über die Treuhand im österreichischen Recht entworfen, die dann später stark gekürzt werden mußte, ab Mitte 1948 in mehreren Teilabschnitten in den „Juristischen Blättern“ erschien und nach allgemeiner Ansicht für die Beurteilung der Treuhand, mit der ich mich auch noch später literarisch auseinandergesetzt habe, für das österreichische Recht bis heute grundlegend blieb.

Die Begegnung mit Menschen macht das halbe Leben aus. Immer hatte ich das Glück, mit bedeutenden Menschen zusammenzutreffen. Da ich mich stets unabhängig fühlte, trat ich ihnen unbefangen entgegen, dem Guten vertrauend. Wenn ich nun einige dieser Begegnungen aufzuzeichnen versuche, will ich nur meine unmittelbaren eigenen Eindrücke wiedergeben; sie vermögen daher kein vollständiges Bild dieser starken Persönlichkeiten zu zeichnen, sind aber doch vielleicht ein kleiner Beitrag hiezu.

Als sich die beiden großen Parteien grundsätzlich über Verstaatlichungen geeinigt hatten, sollte ein Verstaatlichungsgesetz entworfen werden. Der Präsident der Oesterreichischen Nationalbank, Dr. Hans Rizzi, und Dr. Kienböck legten dem Bundesminister für Vermögenssicherung und Wirtschaftsplanung Dr. Peter Krauland nahe, mich beizuziehen, weil auch gesellschaftsrechtliche Fragen zu bewältigen seien. Zunächst war daran gedacht, daß ich von der Nationalbank eingestellt und vom Ministerium entlehnt werde. Dies stieß jedoch auf Widerstand im Direktorium der Nationalbank. Nach einiger Zeit hatte aber Krauland bei den alliierten Mächten durchgesetzt, daß ich, obwohl ich NS-Parteimitglied gewesen war, vom Ministerium als Konsulent herangezogen werden durfte. Diese Form wurde später noch vielfach für gute Fachleute aus der Wirtschaft, die Parteimitglieder gewesen waren, angewendet, um sie für die Planungsarbeiten im Ministerium zu gewinnen. Das Stift Klosterneuburg wollte mich aber nicht ohne weiteres freigeben; man habe erfahren, ich sei ein tüchtiger Jurist, man wolle mich als solchen einsetzen. Dem Wunsche des Ministeriums mußte sich aber das Stift fügen. Im Juni 1946 nahm ich diese Beratertätigkeit auf. Als ich mich bei Krauland vorstellte, bat er mich, sofort den Entwurf eines Verstaatlichungsgesetzes zu verfassen. Als ich ihm am Folgetage diesen vorlegte, führte er gerade mit einem Referenten seines Hauses ein Telefongespräch. Der Ministerialbeamte berichtete über einen Besuch bei der USA-Besatzungsmacht und verwies immer wieder auf deren Ansicht. Krauland wollte jedoch die eigene Meinung des Referenten hören; schließlich forderte er den Beamten in sehr scharfem Tone auf, mit seinem eigenen Gehirnschmalz zu kochen.

Nach Beendigung dieses Gespräches übergab mir Krauland den Entwurf eines Verstaatlichungsgesetzes, den er selbst verfaßt hatte. Mein Gesicht dürfte sich beim Lesen offenbar so sehr verdüstert haben, daß er den Entwurf zurücknahm, ihn zerriß, in den Papierkorb warf und nur bemerkte: »Er gefällt Ihnen nicht.« Er überflog dann meinen Entwurf und war nach ganz wenigen Erläuterungen mit ihm einverstanden. Dieser Entwurf diente dann dem Nationalrat als Initiativantrag, der Gesetz wurde.

Diese erste Begegnung mit Krauland war für ihn sehr charakteristisch. Seine hohe Auffassungsgabe ermöglichte ihm schnelle Entschlüsse. Er konnte sehr charmant und liebenswürdig sein, aber auch schneidend scharf. Er erwartete immer offene Meinungsäußerung auf Grund eigener Überlegung und haßte es, wenn versucht wurde, ihm zu Gefallen zu reden. Schilderte ein Besucher die Vorteile einer von ihm angestrebten Maßnahme für die öffentliche Hand, unterbrach Krauland sofort, daß dies zu beurteilen seine Aufgabe sei, und forderte den Antragsteller auf, darzulegen, aus welchen Gründen er die Sache verfolge.

Ich kam mit Krauland ausgezeichnet aus. Von vielen Beamten aber wurde er sehr gefürchtet. Sein großer Fehler war, sich zu sehr auf den Verstand zu verlassen; daran scheiterte er. Er war überzeugt, daß sich bei verstandesmäßiger Prüfung einer zu entscheidenden Frage immer dieselbe Antwort ergeben müsse, und zog deshalb zu Besprechungen häufig nicht den Referenten bei. Das Ergebnis war, daß mitunter einzelne Tatbestandselemente ausgelassen, übersehen oder etwas verändert dargestellt, zu einer anderen, später als unrichtig erkannten Lösung führten. Krauland war dann allerdings bereit, sich gegen sein gegebenes Wort für die Durchführung der richtigen Lösung einzusetzen. Er trug seine Intelligenz offen zur Schau, pochte zuweilen darauf und galt deshalb als unduldsam und unnachgiebig. Psychologische Überlegungen wurden von ihm allzuleicht beiseitegeschoben, obwohl sie, sehr entschieden vorgebracht, auch von ihm berücksichtigt wurden. Er erwog einmal, eine Verschiebung des Ranges der verstaatlichten Großbanken herbeizuführen. Ich erwiderte nur: »Kredit heißt Vertrauen, deshalb können solche Veränderungen nicht durch einfache Maßnahmen erreicht werden.« Krauland gab seine Idee auf.

Ing. Leopold Figl war umgänglich, anderen Meinungen gegenüber aufgeschlossen, verzagte nie und verstand, von Optimismus getragen, die jeweilige Lage vereinfacht zu sehen. Für Figl und Krauland gab es nur wenige gemeinsame Ausgangspunkte. Unterlag Krauland im Ministerrat und wurde mir deshalb aufgetragen, einen Akt umzuarbeiten, so lehnte Krauland die Unterfertigung ab und veranlaßte mich, zu einem Zeitpunkt, an dem er abwesend und von Figl vertreten wurde, dessen Approbation einzuholen. Auf diese Weise lernte ich Figl persönlich kennen und genoß sein Vertrauen. Insbesondere hatte ich später mit ihm als Vertreter von Shell und Mobil über die verwickelten Angelegenheiten des Wiener Memorandums öfters zu verhandeln.

Krauland befand sich in Fragen des Staatsvertrages – lange vor dessen Abschluß – in manchem Gegensatz zu Außenminister Dr. Karl Gruber, der Einwände ungern hörte. Deshalb wollte mich Krauland einmal als seinen Vertreter zu Verhandlungen des Außenministers in London delegieren, damit ich in seinem Sinne Gruber beeinflusse. Ich brauchte einige Zeit, um Krauland von der Aussichtslosigkeit eines solchen Versuches zu überzeugen. Gruber erwies sich Jahre später als Botschafter in Washington als sehr freundlich zu mir und hat uns anlässlich unserer Verhandlungen mit der Weltbank um einen Kredit für die österreichische Elektrizitätswirtschaft hilfreich unterstützt.

Als Konsulent war ich nicht Abteilungsleiter, führte aber völlig selbständig die Verstaatlichungsangelegenheiten. Sektionsleiter war der unvergessene Dipl.-Ing. Dr. Karl Straubinger, Mitbesitzer des bekannten Hotels in Badgastein. Er war gütig, klug, umsichtig und hatte große Verwaltungserfahrung. Er wirkte später als Präsident des Aufsichtsrates der Creditanstalt. Eines Tages eröffnete mir Krauland, ich solle an Stelle von Straubinger die Sektionsleitung übernehmen. Ohne zu zögern, lehnte ich sofort ab und eilte zu Straubinger. Zu meiner Überraschung gefiel ihm die Idee des Ministers außerordentlich; wenn ich sein Nachfolger werde, sei er bereit, sofort in Pension zu gehen. Ich nahm jedoch dieses großmütige Angebot nicht an. Über Krauland war Straubinger in keiner Weise verstimmt.

Als ich einmal Minister Krauland eine dringende Mitteilung im Parlament machen mußte und ich ihn nicht finden konnte, stieß ich auf einen Abgeordneten, der mit mir über die Arisie-

rung der Bunzl & Biach AG verhandelt hatte. Ich bat ihn um Hilfe, er wies dies brüsk zurück. Als ich ihm in Erinnerung rief, bei welchem Anlaß wir uns kennengelernt hatten, holte er flink wie ein Wiesel Krauland herbei.

Im Vermögenssicherungsministerium mußte ich in den ersten Monaten jeden Donnerstag zu Schuttarbeiten antreten. Das war meiner ministeriellen Tätigkeit hinderlich, weshalb mir vom Minister empfohlen wurde, Abhilfe bei einem hierfür zuständigen Staatssekretär zu erwirken. Ich war bei diesem durch einen Sektionschef eingeführt worden und trug mein Anliegen vor. Zu meinem Erstaunen meinte der Staatssekretär: »Die Wahrheit ist nie plausibel«, ich solle mich krank melden. Als ich mich mit diesem Ansinnen nicht befreunden konnte, entfernte ich mich erfolglos. Einige Donnerstage mußte ich noch schaufeln, dann wurden diese Kommandos eingestellt.

Es verdient wohl auch hier nochmals festgehalten zu werden, wie es zur Verstaatlichung in Österreich kam. Die beiden großen Parteien hatten bei Bildung der ersten Koalitionsregierung vereinbart, eine Verstaatlichung in einem noch näher zu bestimmenden Umfang durchzuführen. Lord Schuster, der als Berater der britischen Besatzungsmacht in Wien tätig war, fiel auf den Gedanken, daß die UdSSR bei Verstaatlichung der deutschen Unternehmungen in Österreich, die auf Grund der Potsdamer Beschlüsse von den Alliierten beschlagnahmt waren, diese freizugeben bereit sein werde. Dies schien einzuleuchten, war aber trügerisch. Das erste Verstaatlichungsgesetz, das sich auf Unternehmungen und Betriebe aus deutschem Besitz und alle Unternehmungen mit Erdölrechten erstreckte, erhielt die Zustimmung der drei westlichen Mächte, nicht aber der Sowjetunion. So trat das Verstaatlichungsgesetz nach der damaligen österreichischen Rechtsordnung in Kraft, aber seine Vollziehung wurde in jeder Zone anders behandelt: Großbritannien übergab die deutschen verstaatlichten Unternehmungen Österreich, die USA übertrug sie an Österreich zu treuen Händen, und Frankreich stellte Bedingungen, u. a. den Ersatz der im Dienste der österreichischen DDSG im Kriege auf der Donau zerstörten Schiffe einer französischen Unternehmung sowie die Abgeltung der Länderbank. In der sowjetisch besetzten Zone hingegen konnte die Verstaatlichung erst nach Abschluß des Staatsvertrages vollzogen werden.

Die Verstaatlichung war bei der österreichischen Regierung auch deshalb auf keinen Widerstand gestoßen, weil es kein privates Kapital in Österreich gab, das die deutschen Unternehmen hätte erwerben können. Mein Gesetzentwurf war darauf gerichtet, daß der Bund keine unmittelbaren Verpflichtungen aus den verstaatlichten Unternehmungen und Betrieben eingeht. Bei einer Besprechung im Goldenen Kabinett des Finanzministeriums, wo damals Canelettos Bild von Schloßhof hing, wies ich auf das Bild und sagte, wie traurig es wäre, wenn wegen einer Schuld eines verstaatlichten Unternehmens auf dieses Bild Exekution geführt werden könnte. Dies leuchtete ein. Verstaatlicht wurden daher auf meinen Vorschlag die Anteilsrechte, und soweit Unternehmen von Personenhandelsgesellschaften oder bloß österreichische Betriebe deutscher Unternehmungen verstaatlicht wurden, sollten Auffanggesellschaften mbH. zur Übernahme eingeschaltet werden. Hiezu sah ich mich insbesondere auch deshalb veranlaßt, weil Teilbetriebe in russischer Hand verblieben und nicht bekannt sein konnte, mit welchen Schulden sie einmal Österreich zufallen würden. Als ich dies im Nationalrat vortrug, wurden Zweifel laut. Auf meine Anregung hin wurde beschlossen, daß die Abgeordneten Univ.-Professor Dr. Franz Gschnitzer und der spätere Minister Dr. Alfred Migsch mit mir den Präsidenten des Obersten Gerichtshofes Dr. Guido (von) Strobele und den Senatspräsidenten Dr. Heinrich Klang aufsuchen. Ich stellte diesen das Problem dar und fand volle Unterstützung dieser anerkannten Juristen, so daß das Parlament meine Empfehlung billigte.

Das 2. Verstaatlichungsgesetz erfaßte nur Unternehmungen der Elektrizitätswirtschaft. Minister Krauland überließ mir – bei laufender Berichterstattung an ihn – die Verhandlungen. Auf Sektionschef Edmund (Graf) Hartig, den bekannten Wasserrechtsfachmann Österreichs, ging die Errichtung von Sondergesellschaften für Großkraftwerke durch Bund und Länder zurück. Für die SPÖ verhandelte Minister Dipl.-Ing. Karl Waldbrunner. Während einer Sitzung winkte er mir, kam und schlug vor, die Verwaltung der Bundesbeteiligungen auf diesem Sektor der ministeriellen Verwaltung zu entziehen. Ich griff diesen Gedanken begeistert auf und schlug eine Ermächtigungstreuhand der Verbundgesellschaft für die Bundesbeteiligungen vor. Das entsprach ganz den Vorstellungen der SPÖ, weil nicht

das Eigentum des Bundes an diesen Beteiligungen aufgegeben werden sollte. Wenige Jahre vor seinem Tode traf ich wieder einmal Waldbrunner, und er meinte befriedigt: »Wir haben es gar nicht so schlecht gemacht.« Auch das 2. Verstaatlichungsgesetz wurde länderspezifisch verschieden angewendet. Manche Länder machten von ihrem Recht auf Verstaatlichung von Elektrizitätswerken zugunsten der Landesgesellschaft nicht Gebrauch, und zwar sowohl rot wie schwarz geführte Länder. Alle diese Fragen bargen viele komplizierte Probleme, so daß es verständlich ist, daß ein solcher Verstaatlichungsfall noch heute anhängig ist.

Es ist kaum mehr vorstellbar, welche schwierigen Fragen im Bereich der Verstaatlichung immer wieder auftauchten, weil Außenpolitik, Völkerrecht und Innenpolitik ständig hineinspielten; man denke nur an die Verwirklichung des Parteienproporz in den Organen der verstaatlichten Unternehmungen. Wurde ein schwaches Vorstandsmitglied von einer großen Partei vorgeschlagen, so ist es manchmal sogar vorgekommen, daß dies die andere Partei mit Zufriedenheit aufnahm. Ich erinnere daran, daß es gelang, das von Deutschland zu bauen begonnene Großkraftwerk Ybbs-Persenbeug in der russischen Zone vor Abschluß des Staatsvertrages zu vollenden, was für den Wiederaufbau der österreichischen Industrie von größter Wichtigkeit war.

Bei einer Besprechung mit oberösterreichischen Abgeordneten unter Führung von Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleissner versicherte dieser, in seinem Lande werde nicht verstaatlicht. Als ich bemerkte, er dürfe dabei nicht »leichtfertig« sein, war er zunächst erbost; als ich aber erklärte, daß er als Politiker und als Präsident der Landesgesellschaft zwei Seelen in seiner Brust habe, so daß eine sorgfältige Abwägung der beiderseitigen Interessen geboten sei, war Gleissner mit mir wieder versöhnt.

Auf dem Erdölsektor gab es gleichfalls diffizile Probleme; es wurden alle Unternehmungen, auch die der westalliierten multinationalen Konzerne Mobil und Shell, verstaatlicht, da sie einmal Träger von Erdölrechten in Österreich waren. Es mußte daher eine Methode gefunden werden, wie die Verstaatlichung für die Shell- und Mobil-Unternehmungen in Österreich einvernehmlich gehandhabt werde. Die Entschädigung für die Ver-

staatlichung wurde spät geleistet. Dr. Ignaz Seidl (von) Hohenveldern, damals im Verfassungsdienst, heute Völkerrechtslehrer an der Universität Wien, mußte daher verhalten werden, seine zutreffende Auffassung über eine völkerrechtlich vertretbare Entschädigung zunächst nicht zu veröffentlichen, um Österreich nicht in eine schiefe Situation zu versetzen. Ein langer Weg führte zur Zusammenfassung der verstaatlichten Industrieunternehmungen im Eigentum der ÖIAG. Mehrmals wurde zwischen bürokratischer und privatwirtschaftlicher Gestion in verschiedenen Variationen gewechselt, dem hier nicht weiter nachgegangen werden kann. Es sei auch noch auf die viel diskutierte verfassungsrechtliche Gebundenheit der sogenannten Privatwirtschaftsverwaltung des Bundes verwiesen, wie auch auf die Fragen der Rechnungshofkontrolle.

Mein Verhältnis zum Rechnungshof war bedauerlicherweise bald gestört, woran ich mir auch heute noch nicht die Schuld beimesse. Als das Rechnungshofgesetz beraten wurde, war Krauland bestrebt, die unmittelbare Prüfung verstaatlichter Unternehmungen, die gesetzlich der Abschlußprüfung unterliegen, durch den Rechnungshof abzuschwächen. Die Vorstellungen der Unterhändler des Rechnungshofes gingen sehr weit, so daß ich einmal fragte, ob die Prüfer auch in die Oper gehen werden, um die Aufführungen künstlerisch zu beurteilen. Dies wurde vorschnell von einem maßgebenden Herrn des Rechnungshofes bejaht. Bei den Besprechungen über das Rechnungshofgesetz unter dem Vorsitz von Sektionschef Dr. Paul Heiterer (von) Schaller im Bundeskanzleramt erwähnte ich dies. Da wurde ich vom Vertreter des Rechnungshofes der Unwahrheit geziehen, was sich allerdings Sektionschef Heiterer streng verbat. Trotz solcher Gegensätze kam es zu einer Absprache zwischen dem Rechnungshofpräsidenten und Minister Krauland, wonach vor unmittelbaren Prüfungen verstaatlichter Unternehmen das Einvernehmen zu pflegen sei. Die Verfassungswidrigkeit dieser Vereinbarung war allen Beteiligten bewußt.

Als der Rechnungshof eingeladen wurde, die Verwendung der Marshallplangelder zu überprüfen, wurde mancherseits darauf verwiesen, daß der Rechnungshof nur auf Grund eines Gesetzes eine Tätigkeit entfalten könne. Es kam zu einer Sitzung aller Generaldirektoren der Kreditinstitute beim

Finanzminister Dr. Eugen Margaretha. Der Vertreter des Rechnungshofes bestritt diese Auffassung und berief sich auf die Auskunft des Verfassungsdienstes. Ich wußte aber, daß dieser in eindringlicher Weise das Gegenteil dem Rechnungshof dargelegt hatte. Ich erklärte daher, daß diese Mitteilung nicht der Wahrheit entspreche. Daraus entwickelte sich zwischen dem Rechnungshofvertreter und mir ein lebhafter Disput, in dem dieser hervorhob, daß die oben erwähnte Absprache zwischen dem Rechnungshof und dem Krauland-Ministerium verfassungswidrig sei. Ich gab dies unumwunden zu, stellte aber die Frage, warum er dies nicht beim Abschluß dieser Vereinbarung geltend gemacht habe. Nun ließ sich der Vertreter des Rechnungshofes wieder zu einer Unwahrheit hinreißen: er sei nicht dabei gewesen; darauf hatte ich nur zu erwidern, daß wir uns bei dieser Gelegenheit kennengelernt hatten. Schließlich wurde der verfassungsrechtlich nicht gedeckten Prüfung durch den Rechnungshof seitens der Bankvertreter zugestimmt. Bis zum heutigen Tag haben Referenten des Rechnungshofes oftmals von mir Auskünfte über gesellschaftsrechtliche Fragen eingeholt, die ich stets gerne gab, so daß mit den einzelnen Referenten vielfach gute Beziehungen bestehen; ihr Niederschlag findet sich auch im Kommentar von Dr. Hönig zum Rechnungshofgesetz. Es ist dem Rechnungshof auch das gute Zeugnis auszustellen, daß er zwar anfangs allzu kleinlich geprüft hat – ich könnte hierfür amüsante Beispiele anführen –, daß aber diese Unzulänglichkeiten rasch überwunden wurden und heute durchaus sachgemäß geprüft wird. Kam bei einer Prüfung meine Person ins Spiel, dann führte dies allerdings manchmal zu Abirrungen, die aber meiner Geltung als Fachmann keinen Abbruch taten.

Als Finanzminister Dr. Zimmermann aus der Regierung ausschied, rief mich der Generaldirektor der Creditanstalt Dr. Joham an und stellte mir die Frage, ob ich bereit wäre, Finanzminister zu werden. Ich liebte es nie, im Vordergrund zu stehen. Ich befürchtete auch, als Minister eher Freunde zu verlieren als zu gewinnen, wenn ich herangetragenen Wünschen nicht stattgeben würde. Trotzdem behielt ich mir eine Bedenkzeit von 24 Stunden vor, innerhalb der nichts unternommen werden sollte, da ich einen Tag lang dienstlich verreisen mußte. Als ich, zurückgekehrt, mich bei Joham wieder meldete, erfuhr

ich, daß in der Zwischenzeit mit der USA-Besatzungsmacht über mich gesprochen und die Zustimmung erlangt worden war. Nun lehnte ich ab, Dr. Eugen Margaretha wurde Finanzminister. Als später Dr. Reinhard Kamitz, Dr. Eduard Heilingsetzer und Dr. Franz Korinek den Finanzministerposten verließen, wurde jedesmal wieder mit mir über eine Nachfolge gesprochen. Ich verharrete auf meiner ersten Entscheidung. Natürlich wurde in den Ministerien über meine mögliche Berufung gesprochen; die Freundlichkeit, mit der man mir begegnete, steigerte sich, bis eine andere Entscheidung getroffen war. Raab hatte einmal zweifelnd bemerkt: »Der Kastner ist halt so eigenwillig.« Lachend habe ich Kamitz, als er mich wieder bedrängte, sein Nachfolger zu werden, gesagt: »Ich habe keinen Kastner.« Nie habe ich bereut, das politische Rampenlicht vermieden zu haben. Ich war stets ein Außenseiter, ein Einzelgänger, zwar immer bereit, bei gestellten Aufgaben mit vollem Einsatz mitzuwirken, aber ich wäre als Minister isoliert geblieben, meine Stimme hätte daher rasch an Gewicht verloren, und in kurzer Zeit hätte ich meine Überzeugungen opfern oder zurücktreten müssen. Selbst viel stärkere Persönlichkeiten als ich vermögen sich nur in Einzelsituationen gegen den Strom der Politik durchzusetzen.

Einer der wenigen heiteren Geschäftsfälle im Vermögenssicherungsministerium ist wohl festgehalten: Es erschien einmal Willi Forst bei mir, um seinen letzten Film aus der Nazizeit »Wiener Madln« aus der Sperre des deutschen Eigentums loszueisen und vollenden zu können. Der schöne Rokokoofen in meinem Zimmer im Reichskanzleitrakt der Hofburg setzte ihn sofort in eine gehobene Stimmung und löste Spekulationen aus, wie dieser zauberhafte Ofen in einem Film eingesetzt werden könnte. Das angeregte Gespräch richtete sich schließlich auf bekannte Schauspieler, und Forst spielte mir dann einen homosexuellen Kollegen in höchster Vollendung vor.

Da ich mich nicht völlig dem Staatsdienst verschreiben wollte, beantragte ich im September 1947 meine Zulassung als Rechtsanwalt. Mein Antrag wurde nach meiner Vernehmung abgewiesen. Ich sprach mit dem Präsidenten der Rechtsanwaltskammer, Dr. Emmerich Hunna, und mit dem Präsidenten des Obersten Gerichtshofes, Strobele; sie waren darin einig, daß ein Rechtsmittel von mir erfolgreich sein werde, aber bei etwas

Geduld werde ein neuerliches Ansuchen anstandslos bewilligt werden. Diese Geduld hatte ich. Im Juni 1948 wurde ich in die Wiener Rechtsanwaltsliste eingetragen. Ich eröffnete meine Kanzlei in meiner Wohnung, was ich nie bereut habe, denn ich ersparte damit viel Zeit. Mein getreuer Parisch kam wieder zu mir. Ich blieb aber nebenberuflich Berater des Verstaatlichungsministeriums, auch als Krauland sein Ministerium verlor und Dipl.-Ing. Waldbrunner 1949 für diesen Bereich zuständiger Minister wurde. Waldbrunner war staatskapitalistisch orientiert, in Einzelfragen jeder sachlichen Überlegung zugänglich, hielt aber streng seine Linie ein. Als etwa in Westdeutschland Arbeitsdirektoren modern wurden, lehnte er solche strikte ab. Als eine sehr große Abordnung der Arbeitnehmer der österreichischen Gemeinde-Kraftwerke sich bei Kanzler Figl einfand, um sich zwar die bisherigen Pensionsansprüche in Gemeindebetrieben zu sichern, aber die höheren Aktivbezüge der Privatwirtschaft zu erobern, war Waldbrunner nicht einmal bereit, die Abordnung zu empfangen. Figl hielt eine lange Besprechung mit den Deputierten und erklärte mehrmals nach langen Reden der Arbeitnehmer, er könne leider gar nichts machen, denn der zuständige Vertreter der SPÖ sei nicht zugegen. So verlief das ganze Bestreben im Sand. Ich saß direkt neben Figl. Es wurden ihm die Tageszeitungen gebracht, rot bezeichnet die Stellen, die sich mit seiner Person befaßten. Diese überblätterte er rasch und warf nur kurze Blicke auf die abgebildeten Mädchen.

Im Krauland-Ministerium waren viele gute wirtschaftliche Großprojekte von Fachleuten entworfen worden, die dann später zu Ehren anderer eröffnet wurden.

Als Krauland den Ministersessel räumte, war er voller Ideen. Er begann eine Wochenzeitung herauszugeben, die mit Angriffen gegen alle Seiten gespickt war. Ich widerriet dringend, jedoch vergebens. Das erste Strafverfahren gegen ihn war meiner Ansicht nach eine mittelbare Folge dieser Angriffe, mit denen er jedermann reizte. Es zeigte sich während seiner Haft, daß viele seiner Freunde sich rasch von ihm absetzten. Als ich in der Hauptverhandlung als Zeuge vernommen, völlig unerwartet, gefragt wurde, ob dem Angeklagten Mißbräuche zuzumuten seien, konnte ich dies mit Überzeugung verneinen. Krauland suchte mich wenige Tage nach seinem Freispruch auf, und ich wollte ihm von einem besonders skandalösen Verhalten

eines Freundes berichten. Er winkte aber lachend ab; wozu solchen Niedrigkeiten nachgehen. Ich beriet Krauland noch öfters; er ließ sich von mir zwar im Gespräch überzeugen, aber ich mußte immer häufiger feststellen, daß er meinen Empfehlungen nicht mehr folgte. Die Unterhaltungen mit ihm waren stets anregend und geistreich, so daß ich die Verbindung nicht abbrach. Bei meinem letzten Gespräch mit ihm erbat er eine Intervention im Bundesministerium für Finanzen, die ich verweigern mußte. Die Entwicklung zu seinem Niedergang bleibt mir unverständlich. Ich hatte ihn als einen zielbewußten Minister kennengelernt, dem auch sozialistische Mitarbeiter volle Anerkennung gezollt haben. Es fehlte ihm aber die Fähigkeit zu sinnvoller Zusammenarbeit; immer mehr ließ er sich verleiten, sich mit Beratern zu umgeben, die ihm ganz zu Willen waren, während er als Minister solche Ratgeber mit aller Schärfe zurückgewiesen hatte.

8

Als ich meine Anwaltstätigkeit aufnahm, war es fast selbstverständlich, daß die verstaatlichten Unternehmungen, mit vielen immer wieder neuen Problemen belastet, meinen Rat in Anspruch nahmen; denn sie waren mit mir als Ministerialreferenten vertraut geworden. Aus dem Kreise der Elektrizitätswirtschaft kamen fast alle Landesgesellschaften mit einzelnen Fragen zu mir. Die Verbundgesellschaft beschäftigte mich ständig. Generaldirektor Dr. Rudolf (von) Stahl war besonders ideenreich, sein Stellvertreter, Wirtschaftsprüfer Ing. Dr. Karl Kölliker, hingegen sehr nüchtern. So mußten wir öfters gemeinsam Stahls Einfälle als undurchführbar aufzeigen oder auf eine reale Ebene zurückführen. Meine jahrzehntelange Arbeit mit der Verbundgesellschaft war immer anregend, stets waren neue Aufgaben zu lösen. Die Finanzierung des erforderlichen Energieausbaues stand anfangs im Vordergrund. Die ersten Weltbankanleihen an Österreich wurden der Verbundgesellschaft gewährt; ich weilte mit Stahl und Kölliker in Washington, und es entwickelte sich rasch ein besonderes Vertrauensverhältnis zum juristischen Stab der Weltbank. Zu jeder Anleihe mußte

ein Rechtsgutachten eines österreichischen Anwaltes beigebracht werden, das stets von mir eingeholt wurde. Auch bei allen anderen ausländischen Anleihen der ersten Nachkriegsjahrzehnte oblag mir die Begutachtung.

Aus der Verbindung mit der Weltbank entstand die Anregung zur Gründung einer Investitionskreditbank in Österreich, die ich rechtlich durchzuführen hatte. Zum Start gewährte die Weltbank einige größere günstige Kredite. Die Gesellschafter sollten keine Kreditunternehmungen sein, die Industrie beteiligte sich nur zögernd, sie wollte bei den erforderlichen Kapitalerhöhungen nicht mitmachen und hat inzwischen ihre Beteiligungen fast zur Gänze abgegeben. Die gewachsene Struktur des österreichischen Bankwesens setzte sich schrittweise durch: die Österreichische Investitionskredit AG steht heute fast vollständig im Besitz der großen Kreditunternehmungen, so daß ihr Aufsichtsrat ein Kollegium der Generaldirektoren von Kreditinstituten ist. Kinderkrankheiten wurden rasch überstanden. Seit langem bin ich Präsident des Aufsichtsrates dieser Bank.

Finanzminister a. D. Dr. Juch war – wie schon vermerkt – Berater für die österreichischen Unternehmen des Hauses Liechtenstein. Als ich Anwalt wurde, zog er mich sehr bald und oft heran – eingedenk der gemeinsamen Jahre im Finanzministerium. Als Juch starb, brach diese Verbindung nicht ab, und die nun mit der Führung der österreichischen Unternehmen betrauten Prinzen berieten sich gerne weiterhin mit mir. Ich genoß bald ihr unumschränktes Vertrauen und vertrat gegenüber den liebenswerten Prinzen ebenso unnachgiebig meine Überzeugungen, wie ich es bei meinen anderen Klienten gewöhnt war. Einmal rief mich ein Prinz an einem Montagmorgen an und gestand mir, er habe am Samstag an mich einen geharnischten Brief verfaßt, sei dann auf die Jagd gegangen, und es sei ihm dort in der Stille des Waldes auf dem Anstand klar geworden, daß ich doch recht gehabt, weshalb er den Brief verbrannt habe. Eine solche Offenheit hat mich sehr bewegt. Derselbe Prinz trug mir einmal ein Geschäft vor und wollte wissen, ob ich es kaufmännisch für günstig halte; als ich dies bejaht hatte, war seine nächste Frage, ob es rechtlich zulässig sei; ich konnte auch dies bestätigen. Auf die weitere Frage aber, ob es einem Fürsten gemäß sei, antwortete ich: »Jetzt verlangen Sie zu viel.« Das Geschäft unterblieb.

Die Gründung des Reaktorzentrums in Seibersdorf in Form einer Gesellschaft mbH. wurde mir übertragen. Das Ziel schien erstrebenswert, die Arbeit bot keine Schwierigkeiten. Schon bald nach der Errichtung der Gesellschaft stellte sich heraus, daß eine sondergesetzliche Regelung zur Förderung zweckmäßig war. Kamitz war leicht dafür zu gewinnen; ich entwarf das Gesetz, und mein Freund Thirring, nicht ahnend, daß ich der Verfasser des Gesetzentwurfes war, zollte besonderen Beifall im Bundesrat, weil es galt, die friedliche Nutzung der Atomkraft zu fördern.

Ich war noch Hilfsarbeiter, als ich von einem Vorstandsmitglied der Creditanstalt gebeten wurde, die Satzung für die wieder zu errichtende Österreichische Kontrollbank zu entwerfen; dies machte keinerlei Schwierigkeiten. Dkfm. Dr. Eduard Karlik wurde zum Vorsitzenden des Vorstandes bestellt; er wurde allgemein als besonders umgänglich geschätzt. Karlik hatte dann öfters mit mir im Vermögenssicherungsministerium zu tun. Mir fiel seine leichte Befangenheit und Unsicherheit auf. Als ich mich darüber einmal Dritten gegenüber äußerte, bedeutete man mir, Karlik befürchte meine Rückkehr in den Vorstand der Kontrollbank. Kurz entschlossen suchte ich Dr. Karlik auf und eröffnete ihm, daß ich nie auf einen von mir einmal geräumten Posten zurückzukehren bereit sei; ich lehnte deshalb einige Jahre später auch die mir angebotene Übernahme des Vorsitizes im Vorstand der Semperit ab. Seither haben Karlik und ich uns bis zu seinem Tod immer ausgezeichnet verstanden. Seine Anhänglichkeit konnte ich ihm damit danken, daß es mir gelang, ihm die Verleihung des Generaldirektortitels zu einer Zeit, als man damit noch sehr sparsam umging, bei seinem Präsidium zu erwirken.

Der Generaldirektor eines großen Unternehmens hatte mir zwei Jahre vor seiner Bestellung dringend nahegelegt, diese Funktion anzustreben, er wünsche sich niemanden lieber als mich zu seinem Chef. Ich lehnte ab. Als sein Generaldirektor vorzeitig starb, übernahm ich für ihn die Verhandlungen mit einem zweiten Interessenten, der dann ein anderes Amt vorzog, und mein Schützling wurde Generaldirektor. Von da ab vermied er peinlichst jedes Gespräch mit mir. Ich verstand – Dankeschuld belastet. Vorher hatte er manchmal aus meinen Gutachten verstohlen Berichte diktiert und höheren Orts vorgelegt.

Aber in einem Jahr war alles überwunden und das alte Vertrauen wieder hergestellt.

Der erfahrene Bankier Dr. Hans-Heinrich (Ritter von) Srbik, der Sohn des angesehenen österreichischen Historikers, machte mich 1964 mit dem amerikanischen Erdölindustriellen John W. Mecom bekannt. Dieser war einmal am Neusiedlersee und sofort überzeugt, daß hier Erdöl zu finden sei, weshalb er eine Konzession für dieses Gebiet erwerben wollte. Als Fachmann für Erdölrechtsfragen sollte ich ihm hiebei helfen. Mecom war in jungen Jahren Arbeiter in einem amerikanischen Erdölgroßkonzern gewesen, konnte ein als hoffnungslos aufgegebenes Erdölfeld fast ohne Kosten erwerben und hatte mit seiner ersten tiefer geführten Bohrung Erfolg; damit war er ein gemachter Mann. Immer wieder verließ er sich auf seine Intuition, »auf seine Nase«, wie er sagte, und konnte noch einige ertragreiche Erdölgebiete billigst an sich bringen. Er besaß in Houston ein großes Hotel und eine Versicherungsgesellschaft. Als Mecom, dem sich als Interessent sofort das Burgenland anschloß, für den nördlichen Teil dieses Landes eine Konzession erwerben wollte, trat auch die ÖMV auf den Plan, die bis dahin dieses Gebiet nach ihren geologischen Kenntnissen schlecht einschätzte. Die Verhandlungen an vielen Fronten dauerten jahrelang. Zunächst stand die Frage im Vordergrund, ob ein Ausländer in Österreich nach dem Staatsvertrag zur Förderung von Erdöl berechtigt werden dürfe; dies war zu bejahen, wenn der Ausländer zu diesem Zwecke eine inländische Kapitalgesellschaft gründete. Die ÖMV hatte von einem Universitätsprofessor ein Gutachten darüber eingeholt, das dies in Zweifel zog. Das Gutachten wurde mir offen vorgelegt, ich konnte es unschwer widerlegen. Der heutige Bundespräsident Dr. Kirchschräger, damals Leiter der völkerrechtlichen Abteilung im Bundesministerium für Auswärtige Angelegenheiten und mit den Problemen des Staatsvertrages voll vertraut, bestätigte gemeinsam mit Sektionschef Dr. Edwin Loebenstein meine Auffassung. Damit war der Weg rechtlich frei. Die erforderlichen Rechtskonstruktionen wurden rasch entworfen. Außenminister Dr. Bruno Kreisky war der Sache nicht abgeneigt, lernte bei einer Reise Mecom in Houston kennen und gewann für diesen tatkräftigen Selfmademan Sympathie, die er gewiß verdiente. Die Konzession erhielt schließlich die ÖMV, die Auf-

schließung und Verwertung wurde in einem Kooperationsvertrag zwischen der ÖMV und der Mecom gehörigen inländischen Gesellschaft zur Hälfte geteilt, das Burgenland wurde am Erfolg beteiligt. Als zum Vertragsabschluß Mecom 1970 wieder in Wien weilte, interessierte er sich zu meinem Erstaunen wenig für das gelungene Vertragswerk, aber zeigte uns im Hotel begeistert zehn Damenhüte, die er eben für seine Frau eingekauft hatte. Ich wurde etwas bedenklich gestimmt. Zur Aufnahme der gemeinsamen Arbeit konnten die von Mecom gewünschten Fristerstreckungen von mir erwirkt werden. Nach einigen Monaten trat Mecom zurück; er hatte sein Vermögen eingebüßt. Das Burgenland hatte mir eine hohe Auszeichnung in Aussicht gestellt, falls das komplizierte Vertragswerk zustande käme. Als sich aber Mecom zurückzog, geriet die Zusage in Vergessenheit. Die bisherigen Aufschlußbohrungen waren nur von geringen Erfolgen begleitet.

Ein Nachfahre Tizians, Barnabo, der in der venezianischen Versicherungswirtschaft eine maßgebende Position innehatte, besuchte mich. Er hatte die einleuchtende Idee, von Venedig aus eine Autobahn durch Österreich nach Ingolstadt, dem süddeutschen Zentrum der Erdölraffinerien, zu bauen, auf dieser Straße italienisches Frischgemüse nach Österreich und Süddeutschland zu transportieren und zwischen den beiden Fahrbahnen eine Pipeline zu verlegen. Minister Dr. Kamitz war sofort von diesem Gedanken begeistert, er empfahl mir die grundsätzliche Billigung durch den Bundeskanzler, den Außenminister und den Handelsminister einzuholen. Ich schrieb einen kurzen, gleichlautenden Brief an diese Herren. Raab ließ mir nach wenigen Tagen durch seinen Sekretär mitteilen, daß bei ihm keinerlei Bedenken gegen diesen Plan bestehen; Kreisky bemühte sich einen Tag lang, mich selbst telefonisch zu erreichen, was am späteren Abend gelang, um mir persönlich seine Zustimmung zu erklären; Dr. Fritz Bock lud mich zu einer Besprechung ein, einige Zweifelsfragen konnten rasch behoben werden, und er nahm in Aussicht, aus diesem Anlaß an die Ausarbeitung eines Pipelinegesetzes zu schreiten. Das Projekt, zu dem die ersten Pläne vorlagen, verlief buchstäblich im Sande der venezianischen Lagunen, weil hier bedeutende Hafenanlagen zur Verwirklichung dieses Projektes erforderlich gewesen wären. Barnabo konnte sich in Venedig nicht rasch durchset-

zen, so daß seine Idee vor seinem baldigen Tode nicht mehr realisiert werden konnte.

Schon bei den fast ein Jahrzehnt laufenden Bemühungen um das Wiener Memorandum, mit dem u. a. Mobil und Shell für ihre Verluste aus der Ausbeutung ihrer ehemaligen Erdölgebiete durch die russische Besatzungsmacht eine Gegenleistung von der Republik Österreich zu sichern war, wurde ich immer wieder eingeschaltet. Über Zustandekommen und Inhalt des Wiener Memorandums könnte sehr viel berichtet werden. Die vertragliche Durchführung des Wiener Memorandums wurde schließlich von Mobil und Shell in meine Hand gelegt; Kollege Dr. Mayer unterstützte mich dabei. Es handelte sich um sehr langwierige Verhandlungen, sie dauerten insgesamt über 550 Stunden und führten schließlich zu einem wohl beide Seiten befriedigenden Ergebnis.

Als sich der Abschluß des Staatsvertrages immer wieder verzögerte, wurde der Gedanke entwickelt, im Westen eine Raffinerie neu zu bauen, um von der russischen Besatzungsmacht unabhängig zu werden. Man entschied sich für das Hafengelände von Linz. Ich suchte meinen ehemaligen Englischprofessor, Bürgermeister von Linz, Dr. Ernst Koref, auf und fand bei ihm sofort Verständnis, so daß mir persönlich als Treuhänder von Erdölunternehmungen eine Option auf ein entsprechend großes Areal im Hafengelände eingeräumt wurde. Nach Abschluß des Staatsvertrages wurde diese Idee rasch fallen gelassen und die Option aufgegeben.

Zu dieser Zeit erschien bei mir ein Emigrant, der ein Bankgeschäft in Österreich betrieben hatte: Nach dem Staatsvertrag stand ihm die Wiederverleihung einer Bankkonzession zu. Das Finanzministerium hatte nicht das erforderliche Zutrauen zu ihm und schob sein Ansuchen vor sich her. Der alte Mann brach bei mir in Tränen aus, das bewegte mich sehr; während desurlaubes des zuständigen Sektionschefs wurde von Minister Kamitz die Konzession wieder erteilt. Das Mißtrauen der Beamten erwies sich jedoch leider als gerechtfertigt. Der Bankier blieb erfolglos und verpfändete, in die Klemme geraten, Kundendepots; die Konzession wurde entzogen, die nicht namhaften Verluste von den Banken getragen. Den Zusammenbruch überlebte der Bankier nur kurz.

Ein unangenehmes Erlebnis hatte ich in einer anderen Rück-

stellungssache. Wieder schenkte ich unberechtigtes Vertrauen meinem Auftraggeber. Zunächst war ich nicht Vertreter des heimgekehrten Österreicher, wurde aber eingeschaltet, weil ich Erfahrungen auf dem Gebiet der Rückstellung von Unternehmungen hatte; ich hatte ja das 5. Rückstellungsgesetz verfaßt und kommentiert. Mein Mandant legte mir das Original eines kurzen Schreibens vor, mit dem ihm der Inhaber einer größeren Einzelfirma Anfang 1938 das sanierungsbedürftige Unternehmen überlassen hatte; die Übertragung wurde aber in der Nazizeit nicht mehr durchgeführt. Die Söhne des ehemaligen Inhabers gaben zwar zu, daß der Antragsteller als Ratgeber das volle Vertrauen ihres Vaters genossen hatte, daß aber dieser Vertrag eine Fälschung wäre. Mein Klient verlangte sofort Überprüfung durch das kriminologische Institut der Universität Wien. Nach einigen Wochen kam das verblüffende Gutachten: die Unterschrift ist echt und wurde Anfang 1938 abgegeben, der Text jedoch erst vor etwas mehr als einem Jahr geschrieben. Mein Mandant wurde sofort verhaftet und gestand mir, daß es bei früheren Untersuchungen einer anderen Urkunde noch nicht möglich gewesen war, das Alter, falls es höher als ein Jahr war, genau zu ermitteln. Deshalb habe er sich zu dieser Urkundenfälschung verleiten lassen und sich völlig sicher gefühlt.

Zwei große Bauunternehmungen hatten das Gelände des Dianabades erworben. Mit der Gemeinde Wien mußten Verhandlungen über den Wiederaufbau dieses Bades sowie über die zulässige Höhe anderer Bauten auf diesen Grundstücken geführt werden. Der zuständige Vizebürgermeister Felix Slavik war nicht bereit, ein bestimmtes sozialistisches Vorstandsmitglied einer der beiden Bauunternehmungen zu empfangen. Ich suchte ihn daher nur in Begleitung des Generaldirektors der zweiten Baugesellschaft auf. Im Laufe eines etwa einstündigen Gespräches kam eine völlige Einigung zustande. Wir legten dann das von der Gemeinde Wien gewünschte Anbot vor. Nach einigen Monaten traten neue Schwierigkeiten auf. Als ich mich deshalb bei Slavik anmeldete, erklärte dieser sich nur mehr bereit, mit mir allein zu sprechen. Ich ließ mich ermächtigen, eine Million beim Kaufpreis, den die Gemeinde Wien zu bieten hatte, nachzulassen, wenn die Stockwerkshöhe um zwei Geschosse vermehrt werde. Meine Unterhaltung dauerte nur

zwanzig Minuten, mein Anbot wurde angenommen und der Friede hergestellt. Später hat Slavik durch mich der Universität Wien angetragen, die Jubiläumsschenkung der Gemeinde Wien zurückzugeben und dafür laufende, wertgesicherte alljährliche Zuwendungen zu vereinbaren. Diese Lösung wäre für beide Seiten zweckmäßig gewesen, kam aber nicht mehr zustande, weil Slavik vorzeitig als Bürgermeister aus dem Amte schied.

An der Errichtung der ersten Investmentfonds in Österreich, insbesondere an der Verfassung des Investmentfondsgesetzes, war ich maßgeblich beteiligt; es wurden Erfahrungen in der Schweiz durch den gemeinsamen Besuch des zuständigen Sektionschefs im Bundesministerium für Finanzen, des Vorstandsmitgliedes der Creditanstalt, Erich Miksch, und mir gesammelt. Eines Tages rief mich eine Frau an: sie wolle mich in Investmentfondsangelegenheiten besuchen. Ich nahm an, es handle sich um eine Fachberatung, und sagte zu. Eine hübsche Dame kam, die alle ihre weiblichen Reize spielen ließ und mich für den Ankauf von Zertifikaten eines weltweiten Auslandsfonds, der später völligen Schiffbruch erlitt, gewinnen wollte. Als ich Bedenken anmeldete, versicherte sie, Finanzminister Kamitz habe für diese Werbung seine ausdrückliche Zustimmung gegeben. Ich ergriff den Telefonhörer und wollte Kamitz anrufen; nun erklärte sie, sie habe sich geirrt, die Genehmigung stamme vom Präsidenten der Oesterreichischen Nationalbank, worauf ich sagte, dann werde ich eben diesen anrufen. Im weiteren Verlauf des Gespräches erwies sich alles als Lüge. Dies war die Veranlassung, daß ich die Novellierung des Investmentfondsgesetzes einleitete, womit jede gewerbsmäßige Werbung an eine inländische Bankkonzession geknüpft wurde.

Im Bereich des Gesellschaftsrechtes vermag der Jurist nicht allzuviel, da Menschliches, oft allzu Menschliches, eine große Rolle spielen kann. In einer Gesellschaft müssen Menschen zusammenwirken, um gesteckte Ziele zu erreichen. Der Charakter der Beteiligten kann durch rechtliche Regeln nicht geändert, Zerwürfnisse in der Familie, unheilvolle Mißverständnisse können nicht durch Rechtsvorschriften verhindert werden. Das Recht bietet nur für extreme Entwicklungen Hilfe, wie Ausschluß von untragbaren Gesellschaftern oder die Auflösung der Gesellschaft, oder Übertragung der Unternehmensführung an Außenstehende als Arbeitsgesellschafter ohne Beteiligung oder

durch Einschaltung einer Kapitalgesellschaft. Das habe ich als Anwalt in all den Jahrzehnten immer wieder erlebt. Die patriarchalische Zeit, in der die Formen der Personenhandelsgesellschaften entwickelt wurden, ist heute vorüber. So kann es vorkommen, daß ein achtzigjähriger Vater sein Unternehmen nicht an seine Söhne übergeben kann, weil sich diese nicht miteinander verstehen und zu wenig Privatvermögen angesammelt werden konnte, um angemessene Abfindung an nicht am Unternehmen beteiligte Kinder zu leisten. Insoferne hat das Privatvermögen der Unternehmer eine wichtige Funktion für die Unternehmenserhaltung und -gestaltung, was selten bedacht wird.

In einem anderen Fall hatten zwei Brüder nach dem Ersten Weltkrieg ein großes Handelsunternehmen aufgebaut und waren nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr in Gegensatz geraten, der zu einem Schiedsgerichtsverfahren führte, an dem ich als Schiedsrichter teilnahm. Nach mehreren Verhandlungen gelang ein Vergleich, weil die Anwälte beider Seiten und alle Schiedsrichter sehr darum bemüht waren und nicht schürten. Die Brüder umarmten sich unter Tränen vor dem Schiedsgericht, und der jüngere Bruder stieß hervor, daß sein Bruder im gemeinsamen Jagdrevier auf einen Birkhahn gegangen war, ohne ihm etwas zu sagen, was er nicht vergessen könne. Das offenbarte erst die geheime Quelle der Zwistigkeiten. Ehefrauen können mit falschem Ehrgeiz viel Schaden stiften, mit Friedfertigkeit viel Gutes leisten.

In einem anderen Schiedsgerichtsfall besaßen zwei Brüder ein Weltunternehmen. Der um dreizehn Jahre ältere erlag einem Unfall, sein Sohn war wieder dreizehn Jahre jünger als sein Onkel. Sie stritten ständig im Geschäft, ebenso sehr wie schon vorher die beiden Brüder. Es wurden komplizierte Gesellschaftsvereinbarungen über die Leitung des Unternehmens mit Wirksamkeit bis ins erste Viertel nach dem Jahre 2000 getroffen; die Unstimmigkeiten waren aber nicht beizulegen, eine Realteilung konnte schließlich unter Ausnutzung einer besonderen psychologischen Situation erreicht werden.

Gegen die Beteiligung der Belegschaft an Unternehmen erhob ich immer den Einwand, daß bei einer ernstlichen Krise des Unternehmens gleichzeitig Arbeitsplatz und Ersparnisse verloren gingen. Mit meinen Bedenken drang ich nie durch. Als die durch den Staatsvertrag Österreich zugefallenen Aktien aus

deutschem Besitz zu veräußern waren, wurden die Aktien gestreut und an Dienstnehmer zu besonders günstigen Bedingungen abgegeben. Einige wenige Unternehmen wurden von der Belegschaft zur Gänze übernommen. Den Volksaktionären – wie man diese Minderheitsaktionäre in Österreich nannte – sollte ein Aufsichtsratsposten nach ihrer Wahl gesichert werden. Ich sah zu diesem Zwecke stets satzungsmäßig die Übernahme einer Aktie durch den Bund vor, dem das Recht und die Pflicht übertragen wurde, die von den Volksaktionären gewählte Vertrauensperson in den Aufsichtsrat zu entsenden. Als in der BRD nach österreichischem Vorbild ebenfalls Volksaktien begeben werden sollten und hierfür ein eigenes Ministerium eingerichtet wurde, besuchte der zuständige Minister Österreich und unterhielt sich einmal sehr lange mit mir unter vier Augen über diese Probleme und später beim Botschafter, in einer größeren Runde. Meine Bedenken überzeugten auch diesmal nicht, die Aktion war schon in Gang gesetzt. Die Volksaktien kamen rasch wieder auf den Markt, der Hauptgesellschafter mußte oder wollte sie aufnehmen. Die Unternehmungen, die ganz auf die Belegschaft übergegangen waren, haben schon alle ihre Pforten geschlossen. Kapital und Arbeitskraft sind eben einander notwendig ergänzende Partner, aus deren natürlichem Spannungsverhältnis sich die Lebenskraft eines Unternehmens entfaltet.

Der (1982) zu früh verstorbene Professor Dipl.-Ing. Karl Leitl trat mit der Idee an mich heran, seine Mitarbeiter am Familienunternehmen zu beteiligen. Er fand rege Unterstützung beim Betriebsratsobmann. Wir entwickelten diesmal gemeinsam ein Modell, das allgemeine Billigung fand und sich durch seine besondere Gestaltung bewährt hat. Das Leitl-Werk hat sich wirtschaftlich ausgezeichnet entwickelt. Der humanen Neugestaltung seines Unternehmens galt sein Stolz.

Professor Dr. Reinhard Kamitz lernte ich schon während des Krieges kennen. Wir waren beide der Überzeugung, daß man die Länder des südosteuropäischen Raumes falsch behandle und daß man dort bei wirtschaftlichen Abmachungen mehr erreichen könne, wenn es gelänge, die alten Elemente der Monarchie anzusprechen, die noch immer wirksam waren. Ich habe mehrmals erlebt, daß am Balkan unter Verschiedensprachigen in der deutschen Sprache als der noch immer allgemein verständlichen verhandelt wurde.

Einige Jahre später traf ich mit Kamitz in einer Sitzung der Bundeswirtschaftskammer zusammen, aus der er zweimal abberufen wurde. Am nächsten Tag stand in der Zeitung, daß er Finanzminister geworden war. Bald nach seiner Berufung war ich einige Male als Anwalt bei ihm. Bei meinem dritten oder vierten Besuch binnen weniger Tage schaute er mich an und sagte: »Machen Sie alles, was wichtig ist?« Das war der Beginn meiner Beratertätigkeit für ihn. Seine unvergeßlichen Leistungen für den Wiederaufbau der österreichischen Wirtschaft sind hier nicht darzulegen.

Kamitz war ein Mensch, der sich in der Natur rasch erholen konnte. Schon nach wenigen Tagen auf der Rax oder am Weißensee war er wieder voll ungebrochener Energie und überlegener Ruhe. Auf diese Weise brachte er es fertig, nie am Rand seiner Kräfte zu stehen und mit Heiterkeit über schwierige Probleme zu entscheiden. Ein wesentlicher Charakterzug ist seine Treue. Oft sagte er mir: »Raab hat mich berufen, ihm muß ich die Treue halten und ihm helfen.« Und daran hielt er auch in jenen Augenblicken fest, in denen er aus der Regierung ausscheiden wollte, weil man ihn hintergangen hatte. Das war drei- oder viermal.

Kamitz war ein international beehrter Vortragender, sprach fast immer frei und war ein blendender Unterhändler. Als das Schillingeröffnungsbilanzengesetz zur Diskussion mit den Vertretern der Arbeiterkammer stand, konnten alle Einwendungen aus rechtlichen Gründen abgewehrt werden. Als Dr. Stefan Wirlandner, der spätere Generaldirektorstellvertreter der Nationalbank, dann Vorstandsmitglied der Österreichischen Investitionskredit AG, eine Änderung beantragte und ich nicht sogleich Stellung nahm, erfaßte Kamitz sofort die Schwäche der Position und sagte lachend mit dem ihm eigenen Charme: »Jetzt haben wir Ihnen, Herr Doktor, zwei Stunden lang immer Recht gegeben, einmal müssen Sie uns zustimmen.« Wirlandner, ein sehr kluger Kopf, verstand auch Humor und zog seinen Antrag, ebenfalls lachend, zurück.

Kamitz entwickelte seine Ideen während des Sprechens. Deshalb scheint es mir um so tragischer zu sein, daß er durch seine Krankheit seiner freien Rede beraubt wurde. Kamitz konnte in kürzester Zeit Wichtiges von Unwichtigem scheidern. Ich ging in etwa wöchentlichen Abständen mit einem kleinen Zettel, auf

dem alle Punkte standen, die zu erörtern waren, zu ihm. Mit 10 bis 15 Punkten waren wir meist in einer Viertelstunde fertig. Entweder waren es Dinge, die vom Standpunkt der Regierung wichtig und wünschenswert, oder solche, die für einzelne Unternehmen bedeutungsvoll waren. Dann notierte er sie sofort, um das Erforderliche zu veranlassen. Er war jedoch nie geneigt, aus Gefälligkeit eine Entscheidung zu treffen. Als ich wissen wollte, ob er nach Beendigung seiner Ministerschaft den Posten des Präsidenten der Nationalbank oder des Generaldirektors der Creditanstalt bevorzugen würde, war seine Antwort sehr bemerkenswert: »Ich will darüber nicht nachdenken, sonst könnte ich befangen werden.« Die jahrelange Zusammenarbeit mit Kamitz gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens.

Es war selbstverständlich, daß mich Kamitz zur Beratung aller wirtschaftspolitischen Gesetze beizog, so etwa zum Schillingeröffnungsbilanzengesetz, zum Bankenrekonstruktionsgesetz, zu den Staatsvertragsdurchführungsgesetzen. Auch der Bankensektor gewöhnte sich daran, falls Gesetze erwogen wurden, mich mit der Leitung der Beratungskommissionen zu betrauen, beispielsweise mit der Ausarbeitung des Wertpapierbereinigungsgesetzes, dessen Grundidee auf mich zurückgeht, oder des neuen Depotgesetzes. Auch das Justizministerium zog mich auf dem gesellschaftsrechtlichen Gebiet stets heran. So war ich Berater beim Umwandlungsgesetz, beim Aktiengesetz 1965, wie bei der GmbHG-Novelle 1980. Ich habe die Liste der Gesetzentwürfe durchgesehen, an denen ich seit 1946 mitgewirkt habe, sie überschreiten hundert.

Da ich bei interministeriellen Sitzungen meist als Berater von Kamitz teilnahm, fand Waldbrunner mit vollem Recht, ich solle meine Tätigkeit als Konsulent seines Ministeriums beenden. Wir verabschiedeten uns in einem sehr freundschaftlichen Gespräch.

Als Kamitz nach seiner Erkrankung aus der Oesterreichischen Nationalbank ausschied, freute ich mich sehr, daß ich ihm eine Heimstatt in der Österreichischen Investitionskredit AG geben konnte, wodurch unsere freundschaftliche Beziehung nicht abbrach.

Während der Koalitionsregierung der beiden großen Parteien bedurften Gesetzentwürfe eines einstimmigen Beschlusses

der Bundesregierung, um als Regierungsvorlage dem Parlament zugeleitet werden zu können. Kam diese Einigung nicht zustande, wurde aber eine gesetzliche Regelung von beiden großen Parteien dennoch als erstrebenswert angesehen, so wurde regelmäßig ein Ministerkomitee zur weiteren Behandlung des Gesetzentwurfes eingesetzt. Meistens wurde dann von der SPÖ Rechtsanwalt Dr. Christian Broda und, wenn der Finanzminister dem Komitee angehörte, ich beauftragt, gemeinsam eine Lösung zu suchen. Dies gelang fast immer, weil Broda wie ich die Neigung hat, Problemen nicht aus dem Wege zu gehen, sondern sie zu meistern. Aus dieser jahrelangen legislativen Zusammenarbeit entstand eine persönliche Beziehung eigener Art, die in dem übereinstimmenden Wesenszug wurzelt, die Welt verbessern zu wollen. Der Unterschied, daß Broda Parteimitglied ist, ich hingegen parteifrei bin, spielte hierbei kaum eine Rolle; denn wir waren uns von Anfang an darüber einig, einander niemals täuschen zu wollen, sondern immer unsere Überzeugungen offen auszusprechen, mochten sie auch divergieren. Das bot eine zuverlässige Grundlage für eine sachliche Arbeit. Gewiß waren manchmal parteipolitische Schranken zu beachten. Aber diese hemmten nicht von vorneherein die redliche Auseinandersetzung über die richtige Gestaltung. Damals waren wir beide Rechtsanwälte; unsere Berufswege verliefen später verschieden; wir blieben zwar Anwälte, Broda wurde aber Abgeordneter zum Nationalrat und in der Folge Justizminister, ich Universitätsprofessor. Broda konnte nun in dieser hohen Funktion seiner Lust zur Gesetzgebung nachgehen, und ich, als Professor, arbeitete weiterhin gerne an Gesetzentwürfen mit und befaßte mich in den von mir an der Universität Wien gehaltenen Seminaren ständig mit Reformfragen des Gesellschaftsrechts. Ein Beispiel mag das rückhaltlose Vertrauen zwischen Broda und mir als Anwälte bekunden. In einem Streitfall vertrat jeder von uns eine Seite; um die Abwicklung zu vereinfachen, sandten wir einander Kopien unserer Briefe an unsere Auftraggeber, in denen wir auch die Schwächen einzelner Positionen offenlegten. Als es dann zu einem Schiedsverfahren kam und Broda als Justizminister die Vertretung seiner Partei zurücklegte, fand sein Nachfolger diese Korrespondenz, glaubte daraus Vorteile für seine Partei gewinnen zu können und beantragte die Vorlage beim

inzwischen einberufenen Schiedsgericht. Ich wandte mich an Broda, und dieser führte rasch die Zurücknahme dieses Antrages herbei. Das Schiedsverfahren wurde mit einem Vergleich beigelegt.

Mit dem international anerkannten Metallurgen und Erfinder Professor Dr. Paul Schwarzkopf, dem Gründer des Metallwerkes Plansee, machte mich Straubinger bekannt. Schwarzkopf verfolgte seine Ideen zwar lebhaft, aber mit nobler Zurückhaltung, die überzeugte und Freundschaft schuf. Eine Persönlichkeit mit weitreichenden, bedeutenden Gaben des Geistes und des Herzens, die nicht einfach zu schildern ist. Immer wieder trat unvermutet ein neuer Wesenszug in Erscheinung, immer wieder überraschte ein neuer Einfall. Ich möchte mich darauf beschränken, drei Wesenszüge deutlich zu machen. Seine große Güte, seine unbeirrbar Großzügigkeit und seine Entschlußfähigkeit selbst im hohen Alter. Wenn sich etwa mit einzelnen leitenden Angestellten im Unternehmen Spannungen einstellten, wie dies kaum völlig zu vermeiden ist, traf Schwarzkopf schnell eine gültige Lösung und bewies ungewöhnlichen Großmut bei der finanziellen Auseinandersetzung, auch wenn ihm dargelegt worden war, daß Rechtsansprüche nicht oder in viel geringerem Ausmaß bestehen. Als anlässlich der Rückstellung des Metallwerkes Plansee die Regierung von irrigen Vorstellungen über den Wert der Investitionen während der Nazizeit ausging, die Schwarzkopf zu ersetzen hatte, und nachdem sich eine unabhängige Fachkommission einstimmig für eine beträchtliche Herabsetzung dieser Forderung ausgesprochen hatte, Minister Margaretha aber weiterhin einen übertriebenen Anspruch verfocht, entschied sich Schwarzkopf ohne jede Bedenkzeit, gegen den Einspruch seiner Berater, für eine großzügige Leistung an den Staat; und dies war richtig. Denn es half dem neu aufzubauenden Image, sparte viel Zeit, und es gelang, die Zahlung steuerlich auszunutzen. Der öffentliche Verwalter des Metallwerks Plansee, der angesehene Innsbrucker Anwalt Dr. Corneth, legte als Protest gegen diese ungerichte Lösung sein Amt nieder.

Wiederholt hatte ich Schwarzkopf bei seinen letztwilligen Anordnungen zu beraten. Sie waren jedesmal von einer ungewöhnlichen Güte getragen. Persönliche Erwägungen traten bei seinen Entscheidungen völlig zurück, in jeder Lage verstand er

der höheren Idee zu dienen. Als Gründer führte er sein Unternehmen patriarchalisch.

Sein Sohn Walter war Dipl.-Ing. der ETH Zürich, ein ausgebildeter und begabter Techniker, dem das Ehrendoktorat der Universität Salzburg posthum verliehen wurde. Er führte das Unternehmen schon in den letzten Jahren der Erkrankung seines Vaters zielbewußt, verstand es, vier besonders tüchtige Mitarbeiter in den Vorstand zu berufen und behielt sich nur die Oberleitung vor. Die Probleme des gemeinsamen Lebens und Wirkens der Menschen in einem Unternehmen fesselten ihn immer mehr, und er entwickelte hier neue, vorbildliche Ideen der Partnerschaft. Sein früher Tod hemmte nicht den weiteren Ausbau des Unternehmens, weil er die Leitung richtig bestellt hatte. Seine Frau Hilde tritt als Hauptgesellschafterin dieses reinen Familienunternehmens mit umsichtiger Zurückhaltung auf, welche die volle Anerkennung der Belegschaft findet; die der Öffentlichkeit wurde durch die Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Gemeinde Breitenwang zum Ausdruck gebracht.

Bei Dr. Hans Kapfer als Sektionschef im Bundesministerium für Justiz, als Bundesminister für Justiz und als Präsident des Obersten Gerichtshofes habe ich stets Gehör für wirtschaftliche Gesichtspunkte, insbesondere auch bei Strafverfolgungen, gefunden. Am Weißensee besuchten wir ihn nach einer schweren Regennacht, als er sein einfaches Zelt vergnügt trockenlegte; er war mit Fahrrad, Zelt und Faltboot unterwegs; er änderte nie seine schlichte Lebenshaltung.

Dr. Josef Klaus war ein gediegener Politiker, der sich von moralischen Prinzipien leiten lassen wollte und daher gerne unverrückbare Grundsätze aufstellte, aber dann unerwartet doch Zugeständnisse an die Realität machen mußte. In dieser Haltung wurde er bestärkt, da er, bald nachdem er Finanzminister geworden war, mit ethischen Vorhalten einen durchschlagenden Erfolg errungen hatte, der sich aber nicht wiederholen ließ. Er neigte dazu, an die Lauterkeit eines Menschen zu glauben, selbst dann – wie ich es selbst erlebt habe –, wenn dessen Unaufrichtigkeit offen zutage trat. Als Bundeskanzler konnte er sich leider nicht völlig von autoritären Anwendungen freihalten.

Als der Präsident der Rechtsanwaltskammer für Wien, Niederösterreich und Burgenland, Dr. Emmerich Hunna, zurück-

treten wollte, legte er mir nahe, mich zur Nachfolge in diesem Amte bereitzufinden. Er wisse schon, daß ich keine repräsentativen Posten anstrebe; er wollte mir dann die Tätigkeit des Präsidenten der Anwaltskammer damit besonders schmackhaft machen, daß er mir anvertraute, er habe sich nicht immer streng an die gefaßten Beschlüsse gehalten, wenn er sie später als falsch erkannt habe. Dennoch konnte er mich nicht überzeugen. Hunna legte nach 18jähriger Tätigkeit, einstimmig zum Ehrenpräsidenten gewählt, 1963 das Amt des Präsidenten der Anwaltskammer zurück und erlag schon im folgenden Jahre, 75 Jahre alt, einem Herzschlag. Auch alle Nachfolger Hunnas haben dem Anwaltsstande zu großer Ehre gereicht.

Hunna hatte sich trotz seiner ungewöhnlichen Belastung Zeit abgerungen, um viele wissenschaftliche Arbeiten zu veröffentlichen, und er beantwortete jeden bei ihm einlangenden Brief am selben Tag. In ihm waren hohe Gaben des Geistes und des Herzens zu seltener Harmonie vereinigt; unermüdlicher Fleiß und unerschöpfliche Tatkraft befähigten ihn, ohne der Rastlosigkeit unseres Zeitalters zu verfallen, in bescheidener Unauffälligkeit seinen umfangreichen Wirkungskreis in vollkommener Weise zu erfüllen. War Hunna Mitglied eines Kollegiums – eines gesellschaftsrechtlichen Organs, eines Standesgremiums oder eines Schiedsgerichtes –, so wehte freie Luft, die böse Mißverständnisse nicht ansiedeln ließ. Niemand wird vergessen, mit welchem unaufdringlichem Humor er Sitzungen zu leiten verstand, wie es ihm immer wieder gelang, Härten zu vermeiden, Gegner zu versöhnen, für gute Lösungen zu gewinnen. Nie verließ ihn sein angeborener Charme. Die reiche Fülle seines Wesens machte ihn zu einer unvergleichlichen Gestalt unseres Rechtslebens. Auch als Gegner zeigte Hunna größte Offenheit. Als er mir einmal in einer Rückstellungssache einen neuen Zeugen seiner Mandantschaft ankündigte, fügte er lachend bei, er verstehe allerdings nicht, wieso dieser etwas über die Sache wissen könne. Ein Vergleich war sinnvoll und wurde dadurch nur gefördert.

Die erste Anleihe, die in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg begeben wurde, war die Energieanleihe 1953. Sie schien ein großes Wagnis zu sein, weshalb sie durch Sondergesetz mit dauernden Steuerbegünstigungen, mit dem Verzicht auf Strafverfolgung von Steuerhinterziehungen, soweit die hinterzoge-

nen Beträge gezeichnet wurden, und überdies mit einer Wertsicherungsklausel, die mit dem Strompreis verknüpft war, ausgestattet wurde. Die Idee ging von Stahl aus. Wir konnten Kamitz rasch begreiflich machen, daß gerade der ihm gelungene Stopp der Inflation der allgemein verständliche Ausgangspunkt für eine Wertsicherung sei; wertgesichert werde, weil darin für den Schuldner keine Gefahr mehr liege. Die Bankleute waren voller Zweifel, ob die Anleihe untergebracht werden könne; ich war vom Erfolg überzeugt und behielt recht; die Anleihe wurde überzeichnet. Damit war der Kapitalmarkt in Österreich wieder eröffnet. Wertsicherungen mußten bei Anleihen nicht wiederholt werden, um sie begebbar zu machen.

In den Jahren vor Abschluß des Staatsvertrages konnte der Jurist seine Phantasie vielfach frei walten lassen. Es konnten, ja mußten, kühne Konstruktionen meist erfolgreich versucht werden, um die gebotenen Ziele zu erreichen. Später ging mir eines Tages durch den Kopf, nun sei wieder gesittete Jurisprudenz zu betreiben. Der Leiter des Sekretariats der Creditanstalt, Dr. Johann Mayer, mit dem mich so vieles verband, schloß sich gerne dieser Umkehr an. Mayer wurde 1975 im Alter von 62 Jahren durch Versagen seines Herzens aus dem Berufsleben gerissen. Während einer Sitzung verließ er stillschweigend den Raum und wurde dann tot aufgefunden. Dreißig Jahre habe ich mit ihm zusammengearbeitet, in der Bank, bei vielen Beratungen über Gesetze, bei Herausgabe von vier Kommentaren. Er war einer der besten Kenner des österreichischen Gesellschaftsrechts und beherrschte das Bankrecht wie nur wenige. Er hat nie eine Arbeit abgewälzt, ist keinem Problem ausgewichen, hat seine Meinung immer offen ausgesprochen; es gab keinen besseren Kameraden als ihn. Auf dem sicheren Fundament humanistischer Bildung – er las lateinische Schriftsteller fließend – haben sein hohes Ethos, sein unerschrockener Mut und seine aufrichtige Güte an allen Fronten seines reichen Lebens nie versagt. Vorgesetzte wie Untergebene haben ihm voll vertraut. Sein Generaldirektor hat mir einmal versichert, daß er immer Mayer um Rat gefragt habe, wenn es galt, eine Gewissensfrage zu beantworten; denn seine Auffassung war stets im Lot.

Bundeskanzler Ing. Julius Raab lernte ich kennen, als ich mit der Sanierung der »Presse« betraut wurde. Damals fand bei ihm eine längere Besprechung statt, an der Vater Dr. Ernst und

Sohn Fritz Molden sowie der Präsident der Industriellenvereinigung, Dr. Hans Lauda, teilnahmen. Die angestrebte Zusammenlegung von der ÖVP nahestehenden Zeitungen mit der »Presse« gelang zwar nicht; die Überzeugung aber, die »Presse« als unabhängige Zeitung zu sichern, festigte sich; es konnten daher die erforderlichen Mittel zur Sanierung aufgebracht werden. Raab war zwar der Mann einsamer Entschlüsse, aber nicht vorgefaßter Meinungen. Er konnte sehr lange, auch eine volle Stunde lang, seine Virginia rauchend, geduldig zuhören, ohne zu unterbrechen, setzte aber dann, sobald er glaubte, genügend unterrichtet zu sein, dem Gespräch mit zwei, drei kurzen Sätzen ein oft unerwartetes Ende. Er verstand es, aus dem Vortrag die entscheidenden Folgerungen zu ziehen und so lapidar zu formulieren, daß kaum mehr etwas entgegenzusetzen war. Ein überlegener Humor nahm oftmals die Härte. Als die Verträge über die Rückstellung der verstaatlichten Aktien an Shell und Mobil auf Grund des Wiener Memorandums unterfertigt wurden und der Generaldirektor der österreichischen Mobil, Hans Hecht, einen Vorstoß zur weiteren Entstaatlichung auf dem Erdölsektor vorsichtig versuchte, antwortete Raab entwaffnend: »Ich bin schon selber ein halber Verstaatlicher«; da war kein Wort mehr zu verlieren. Als sich der ÖVP-Abgeordnete Fritz Polcar und der Präsident der Industriellenvereinigung Lauda unter meiner Mitwirkung bei Raab zu versöhnen versuchten, bemerkte dieser beim Abschied zu Polcar: »Und wannst das nächstemal zu mir kommst, nimmst vorher a Beruhigungspillerl.« Als im Jahre 1959 die Diskussion über die Verwaltungsform der Verstaatlichung bei Raab stattfand, bei der ich eine neue, wie ich glaubte, für beide großen Parteien annehmbare Lösung vorschlug, standen bis zu der mit den SPÖ-Vertretern um 12 Uhr angesetzten Besprechung noch 20 Minuten zur Verfügung. Raab schnitt die Erörterung ab und sagte: »Ich bleib beim Donnerstag« – damit meinte er die Rückführung der verstaatlichten Industrie in ministerielle Verwaltung, da er sich am vorhergehenden Donnerstag für diese Gestaltung festgelegt hatte. Und er setzte den Schlußpunkt mit der Feststellung: »Es ist zwölf Uhr.« Alle schauten auf ihre Uhren und berichtigten die Zeitfeststellung. Raab stand auf, ging zur Standuhr im Zimmer, rückte den Zeiger auf 12 und wiederholte ruhig: »Es ist zwölf Uhr!« Wir waren entlassen.

Einige von Raab souverän beendete Gespräche möchte ich hier noch aufnehmen, obwohl ich bei ihnen nicht selbst zugegen war, aber verlässliche Nachrichten darüber erhielt. Hohe Funktionäre von Shell und Mobil hatten sich lange Zeit vorher bei Raab angemeldet, um ein kurzes Exposé über die Durchführung des Wiener Memorandums zu überreichen. Der Bundeskanzler wurde aus einer Sitzung herbeigeholt, faltete das übergebene Exposé zusammen, steckte es in seine Jackettasche und sprach freundlich über Wetter und Flug. Als die Herren baten, das übergebene Exposé zu lesen, zog er es aus der Tasche, entfaltete es ohne Hast, faltete es dann wieder und ließ es erneut in seine Tasche gleiten. Dann erhob er sich und sagte: »Ich hab's schon gelesen, auf Wiedersehen, meine Herren.« Diese Art, ein augenblicklich unerwünschtes Gespräch abzulehnen, wurde verstanden und nicht übelgenommen.

Als sich eine ältere Persönlichkeit, die seit langem auch im öffentlichen Leben wirkte, scheiden lassen wollte, um ein sehr junges Mädchen zu heiraten, wandte sich die Ehegattin an die Frau von Figl um Hilfe. Nun erschien es dem Ehemann nötig, bei Raab Unterstützung zu suchen. Er erzählte des langen und breiten, wie er der Anregung durch die junge Frau bedürfe, dies werde auch Österreich dienlich sein. Wie immer verhielt sich Raab schweigsam, die Unterredung beschloß er dann mit den Worten: »Das tät' dir so passen, das möcht' ma alle. Servus!« Die Ehe wurde nicht geschieden, das Mädchen ging zurück, woher es gekommen war.

Als Raab von einem Theoretiker komplizierte wissenschaftliche Maßnahmen vorgetragen wurden, hörte er den Bericht geduldig an, beendete aber das Gespräch mit der Frage: »Und wenn i das alles tu, um wieviel Stimmen hab i bei der nächsten Wahl mehr?«, worauf sich der Besucher ohne Antwort rasch empfahl.

Raab gab selten Begründungen für seine wohlüberlegten Entscheidungen; es war schwierig, seine Entschlüsse vorherzusagen. Dies gab ihm als Politiker unantastbare Souveränität. Der Stil politischer Führung hat sich seither sehr gewandelt, die Begründung der Maßnahmen, die Meinungsbildung, die Diskussion beherrschen heute das Feld.

Auch der Landeshauptmannstellvertreter Niederösterreichs, Viktor Müllner, kreuzte meinen Weg. Er war ein temperament-

voller Politiker, dem Niederösterreich manches verdankt, worauf man heute fast vergessen hat, so etwa die Gründung der Niogas AG und die Errichtung der Südstadt. Er widersprach zwar der Verstaatlichung als Enteignung leidenschaftlich, aber übte sie bei der NEWAG mit Eifer; bei einem Gespräch darüber sagte ich ihm einmal: »Wenn Ihnen meine Krawatte gefiele, würden Sie sie für sich enteignen; wenn ich Ihre wollte, wären Sie empört.« Er nahm es lachend hin.

Es war nicht leicht, Müllner zu beraten; denn er ließ sich häufig von anderen Ratgebern rasch wieder umstimmen und hielt nicht ein, was empfohlen war. Daraus ergaben sich Widersprüche und gewundene Wege. Für das 2. Verstaatlichungsgesetz entwarf ich ihm einmal eine längere Rede für das Parlament. Er ging zunächst davon aus, geriet aber während des Vortrages immer mehr in Feuer und endete im Gegensatz zum Anfang seiner – meiner – Darlegungen. Nicht anders erging es Dr. Hans Iglar und mir, als wir ihm einmal einen Vortrag für den österreichischen Club aufsetzten. Zum letztenmal besuchte er mich, als der niederschmetternde Bericht des Rechnungshofes über die NEWAG vorlag. Er bat mich um ein Gegengutachten. Ich las in seiner Gegenwart den Bericht durch und mußte ihm klarmachen, daß mein Gutachten noch viel strenger als die Stellungnahme des Rechnungshofes ausfallen würde. Ich erläuterte dies eingehend und regte mit allem Nachdruck an, alles, was der Rechnungshof beanstandet hatte, so schnell und so gut wie möglich zu bereinigen. Er war voll des Dankes, handelte aber dann anders.

Landeshauptmann Andreas Maurer zog mich zur Bereinigung des Müllner-Komplexes heran. Nach langwierigen Bemühungen konnte eine Ordnung herbeigeführt werden, die schließlich allgemein annehmbar erschien.

Wurden Maurer von Politikern Pläne vorgetragen, holte er wiederholt meine Meinung darüber ein, ob sie mit unserem Recht vereinbar wären. Mußte ich dies verneinen, wurde der Vorschlag nicht weiter verfolgt.

Den Obmann der ÖVP-Wien, Fritz Polcar, der in mancher Hinsicht Müllner ähnlich war, lernte ich bei mühevollen Beratungen über die Gründung der AUA näher kennen. Als er einmal eine unzumutbare Lösung vortrug, stand ich auf und bemerkte nur: »Sie können es ja machen, ich aber empfehle

mich.« Seine Antwort war bezeichnend: »So einer sind Sie – dann mache ich es nicht.« Seine politische Karriere ging meiner Ansicht nach zu Ende, weil man ihm nicht offen und energisch genug bei falschen Wegen entgegentrat.

Auch Bundeskanzler Dr. Bruno Kreisky holte von mir einige Gutachten ein, an die er sich hielt; allerdings fiel dies nicht schwer, weil der Verfassungsdienst, ohne daß ich mich mit Sektionschef Dr. Edwin Loebenstein darüber abgestimmt hätte, zu gleichen Ergebnissen wie ich gelangt war. Kreiskys Entscheidungskraft, sein hervorragendes Gedächtnis, aber auch seine besondere Aufmerksamkeit und Höflichkeit unterstützten ihn bei der Entfaltung seiner hohen politischen Begabung.

Wer in der Politik eine Rolle spielen will, bedarf, wie der Schauspieler auf der Bühne, des Applauses der Öffentlichkeit. Sein Wert wird nach dem sichtbaren Erfolg gemessen. Dr. Josef Taus hatte sich als Staatssekretär für den Bereich der Verstaatlichung sehr bewährt und als Generaldirektor der Girozentrale diesem Spitzeninstitut ein neues Profil gegeben.

Als ich einmal nach einer Aufsichtsratsitzung mit ihm ein paar Schritte ging, fragte ich ihn, ob er sich nochmals der Politik zuwenden wolle. Er verneinte und gab folgende Begründung: Er hätte sich vor kurzem im Spiegel betrachtet und sei zur Überzeugung gelangt, sein Gesicht spreche die Masse nicht an. Ehe ein Jahr um war, ließ er sich nach dem tragischen Tod Dr. Karl Schleinzers zur Übernahme der Führung der ÖVP nach hartnäckigem Widerstand seinerseits bewegen und brachte damit ein großes persönliches Opfer, das auf der politischen Waage wenig Gewicht hat; er mußte als Politiker kapitulieren.

Dr. Heinrich Treichl, ein Großneffe des angesehenen Wiener Baumeisters Heinrich Ferstel, ein eleganter Herr mit umfassender Bildung, beherrschte mit seinem blendenden Verstand die Bühne der Kreditwirtschaft in Österreich. Seine großen Erfolge hätten wohl noch weiter gereicht, wenn er seinem Hang, mit scharf geschliffenen Bonmots Verstimmungen auszulösen, seltener nachgegeben hätte. Er hat die Creditanstalt wieder zu einem international orientierten Institut gemacht.

Sein Vorgänger, Generaldirektor Erich Miksch, war ein äußerst verlässlicher Bankmann, der jede Sache sofort darnach beurteilte, ob sie der Creditanstalt förderlich sein könne; dies stellte er über alles!

Schon bei meinem ersten Zusammentreffen mit Dr. Josef Neubauer, dem Generaldirektor der Zentralsparkasse der Gemeinde Wien, sprachen wir über Gedichte; er fand, daß man einem Juristen, der den Lyriker Stadler kenne, vertrauen dürfe. Die von ihm in der Zentralsparkasse veranstalteten Kulturabende brachten immer Neues und wurden sehr gerne besucht. Zu einem vollkommenen Banker fehlte Neubauer die innere Warnung vor zweifelhaften Kunden, die neue Geschäftsideen verlockend vorzutragen wußten. Konnte ich ihn auch manchmal rechtzeitig warnen, so mußte er doch seinen Generaldirektorsessel schließlich räumen. In seiner späteren Funktion trat er kaum mehr hervor, wandte sich seiner musischen Begabung zu, legte einige Bändchen anerkannter Gedichte vor und zuletzt den Roman »Die Krähen«, der in beängstigender Weise die Entseelung des Menschen in der Person eines Chefprogrammierers schildert.

Als der bekannte Wiener Bankier Steinhäusser starb, stand sein Bankhaus zur Veräußerung. Die Creditanstalt hätte es gerne gesehen, wenn ihr Syndikus, der bekannte Rechtsanwalt Dr. Kurt Grimm, gemeinsam mit mir diese Bank erworben hätte. Wir stellten ein Offert, wurden aber überboten. Später war ich für diese Wendung dankbar; denn ich wäre durch diese Beteiligung übermäßig in Anspruch genommen worden und hätte nicht die Professur als dritten Beruf ausüben können. Mit Grimm ergaben sich manchmal berufliche Meinungsverschiedenheiten, die aber rasch infolge unseres gemeinsamen Interesses an der Sammlung der österreichischen Kunst des 19. Jahrhunderts behoben wurden. Grimm verfügte über weit reichende, auch internationale Verbindungen und war voll von Einfällen.

Professor Dr. Stephan Koren habe ich als Finanzminister beraten. Er war stets um Objektivität bemüht und verfolgte als richtig erkannte Ziele mit ruhiger Stetigkeit. Als Präsident der Oesterreichischen Nationalbank hat er dies wieder bewiesen.

Generaldirektor DDr. Franz Ockermüller leitete die Länderbank mit sicherer Hand, fast wie ein Patriarch. Er hatte umfassende Kenntnisse der antiken Sprachen. Als er und Generaldirektor Miksch auf meinen Antrag zu Ehrenbürgern der Universität Wien bestellt wurden, hielt er eine längere, wohlgesetzte Dankesrede – zur Verwunderung der Professoren in lateinischer Sprache. Er war ein glänzender Redner, er wußte seine

Ansprachen mit Zitaten von antiken Schriftstellern zu würzen. In geistreicher Weise verstand er es, eine Laudatio aus lateinischen Wortbegriffen zu entwickeln. Als Redner hat ihn nur Kamitz übertroffen. Die von diesem vorher ausgegebenen Waschkettel wurden häufig – ebenso wie die von Minister Dr. Heinrich Drimmel – nicht eingehalten und aus dem Stegreif gehaltvoller gesprochen; die Zeitungsberichte waren dann einigermaßen verwirrend, weil manche von dem ausgegebenen Text, andere vom gesprochenen Wort ausgingen.

Kardinal DDr. Franz König ließ mich zu sich ins Erzbischöfliche Palais rufen, in der Hoffnung, ich könne ihm in einer Sache behilflich sein; dies war leider ein Irrtum. Während der Besprechung brach der goldene Barocksessel unter mir zusammen, ich saß auf dem Boden, und beide lachten wir herzlich. Ich räumte die Trümmer beiseite, Seine Eminenz brachte einen anderen Stuhl.

Aufrichtigkeit ist leider auch bei Kollegen nicht immer anzutreffen, oft nur aus Bequemlichkeit. Einmal versicherte mir ein Anwalt auf meine Frage, daß er seinem Klienten im Sinne meiner Anregung geschrieben habe; ich ging daher beruhigt weg. Von seiner Sekretärin erbat ich ein Blatt Papier zu einer kleinen Notiz; auf der Rückseite stand ein Stenogramm nach Gabelberger System, das ich lesen konnte. Es war das Diktat meines Kollegen im entgegengesetzten Sinn.

Ich habe als Anwalt nur wenige Prozesse geführt, habe Richter außerhalb der Verhandlung nie zu beeinflussen versucht, obwohl dies in zunehmendem Maße üblich zu werden scheint. In einem Testprozeß über Girosammelstücke wurde ich diesem Grundsatz untreu und besuchte wenige Tage vor der Verhandlung den Richter, um ihm über den Begriff der Girosammelstücke eine kleine Einführung zu geben. Er wies dies verärgert zurück, er bedürfe keiner Belehrung. Am Beginn der Verhandlung wurde ich aber dann von ihm selbst gebeten, dies nachzuholen, was von wohlthätiger Wirkung war, denn auch der Gegner verstand nun die Rechtslage und zog die Klage zurück.

Die anwaltliche Geheimhaltungspflicht verbietet, weitere Einzelheiten aus meiner Anwaltstätigkeit zu erzählen. Zudem sind viele, die im Spiele waren, noch unter uns. So will ich dieses Kapitel mit einer allgemeinen Betrachtung über die Bedeutung der freien Berufe in unserer Gegenwart abschließen.

Wer Berufe oftmals – wie ich – gewechselt hat und darnach gefragt wird, in welchem Beruf er sich am wohlsten gefühlt hat, wird regelmäßig ohne langes Zögern seiner Tätigkeit in einem freien Beruf den Vorzug geben. Fernerstehende mögen den Grund hierfür vielleicht darin sehen, daß dieser Beruf eben die Freiheit gebe, ihn nach eigenem Gutdünken zu gestalten. Dies wäre ein Trugschluß, soweit es um die äußere Freiheit geht. Auch der Wirtschaftstreuhänder, der Rechtsanwalt und der Notar sind weder völlig frei bei Annahme von Aufträgen, noch bei ihrem Arbeitseinsatz. Gesetzliche Verfahrensfristen, die Fristen für die Abschlußprüfung, manchmal auch Verjährungsfristen und vieles mehr drängen oft zu rascher und intensiver Arbeit. Größere Rückstände dürfen sich nie aufstauen, denn dann kann es dazu kommen, daß nicht mit der gebotenen Aufmerksamkeit und Gründlichkeit eine Klage verfaßt, ein Rechtsmittel ausgeführt, eine Prüfung bis zum gestellten Termin abgeschlossen, ein Gutachten erstattet oder ein Vertrag entworfen werden kann. Treffen zwar auch erste Gedanken zu einem gestellten Problem oftmals ins Ziel – denn Intuition bietet häufig wirksame Hilfe –, so müssen sie doch zum allermindesten eine Nacht überschlafen werden, um Fehler zu vermeiden, die eigenen Gedanken an Rechtsprechung und Schrifttum nachprüfen zu können und erforderlichenfalls auch ein klärendes Gespräch mit einem Fachkollegen zu führen. Dieser Zeitdruck besteht keineswegs nur bei behördlichen Verfahren, sondern auch bei Beratung der Wirtschaft. Übernimmt man die Ausarbeitung eines Gutachtens und fragt nach dem Zeitpunkt, zu dem es fertig sein soll, bekommt man sehr häufig die scherzhafte, aber doch ernst gemeinte Antwort: »Gestern.« Dies ist sehr verständlich, wenn man bedenkt, daß das Wirtschaftsleben zunächst nicht von der rechtlichen Seite her seine Probleme betrachtet, und dies aus gutem Grunde, weil sonst allzuleicht und früh Lähmungserscheinungen auftreten könnten, so daß erst in einem späteren Stadium die Rechtsfragen auftauchen und dann ihre Klärung keinerlei Aufschub verträgt. Die juristischen Freiberufe erfordern daher einen ständigen, hohen, persönlichen Arbeitseinsatz, vierzehn, ja sechzehn Stunden Tagesarbeit sind nicht so selten, wie man glauben könnte. Aber darin liegt auch eine Gefahr, die erkannt und der begegnet werden muß; die Möglichkeit für freie Gedanken, für Einfälle, die

einem zufließen, ohne daß man gerade über das gestellte Problem grübelt, muß gewahrt werden. Hier kann der Schlaf gute Dienste leisten. Am Morgen beim Rasieren hat sich oft manches, was am Abend noch dunkel und zweifelhaft erschien, völlig geklärt. Einfälle während der Nacht sollten stets mit einem Schlagwort notiert werden, sonst können sie beim Erwachen am Morgen nicht mehr faßbar sein. Pünktlichkeit ist für den freien Beruf unerlässlich. Wer zur ersten Besprechung am Tage um eine Viertelstunde zu spät kommt, wird dieser den ganzen Tag vergeblich nachlaufen. Hat man sich verspätet, fällt es auch schwer, sich erforderlichenfalls vorzeitig zu entfernen. Ähnliches gilt für eine gute Arbeitsvorbereitung; sie bringt Überlegenheit und Zeitgewinn. In Goethes Tagebüchern kann man immer wieder Eintragungen finden, wie: »Früh aufgestanden, das Nächste durchdacht.« Es sollte jedoch von vorgefaßter Taktik bei Verhandlungen nicht allzuviel gehalten werden; vorher ausgeklügelte Vorgangsweisen geraten während schwieriger Verhandlungen stets aus dem Gleis und verwirren sich allzuleicht. Es ist zielführender, mit offener, natürlicher Bereitschaft dem Gegner gegenüberzutreten, sich in seine Lage zu versetzen und Verständnis für ihn zu suchen. Freilich darf eines nicht übersehen werden: daß Gedankenübertragung öfter, als man anzunehmen bereit ist, am Werke ist und dem Gegner manche Schwächen aufzudecken vermag. Auch Nein-Sagen muß gelernt und gepflegt werden. Ein umgänglicher Mensch – und ein solcher sollte ein Angehöriger freier Berufe sein – bringt hiezu meist wenig Veranlagung mit.

Es wurde schon gesagt, daß im freien Beruf Aufträge nicht völlig frei zurückgewiesen werden können. Rechtlich ist dies zwar in der Regel möglich. Hat man aber noch keinen Ruf als Fachmann erlangt, so muß man sich durch Fleiß, Arbeit und Erfolg zu profilieren trachten; ist man jedoch als Fachmann anerkannt, dann kann man nicht nach Belieben Arbeiten ablehnen, denn in Kürze würde dies zum Verlust wichtiger Auftraggeber führen. Es gibt meiner Meinung nach nur einen einzigen aner kennenswerten Grund, einen Auftrag nicht anzunehmen, nämlich dann, wenn man von der Richtigkeit des verfolgten Zieles nicht überzeugt ist. Hält man einen Auftrag für unver tretbar, aus rechtlichen, wirtschaftlichen oder ethischen Gründen, dann sollte man sich nicht zu Gefälligkeitsdiensten herbei-

lassen, man wird dadurch im Laufe der Jahre Überzeugungskraft einbüßen und feststellen, daß nur Erfolge winken, wo man mit großer Überzeugungskraft aufzutreten vermag. Man sollte nie lügen, auch nicht in solch verdeckter Form. Die Glaubwürdigkeit ist ein wesentliches Element, um mit den vertretenen Gedanken durchzudringen. Es zeigt sich also, daß die äußere Berufsfreiheit nicht sehr weit reicht und mit der inneren unmittelbar zusammenhängt.

Auch aus einem anderen Grund muß man sich dann und wann genügend Freizeit gönnen; denn sonst steigt die Reizschwelle zu sehr an, so daß man nicht mehr befähigt ist, mit den Dummheiten, denen man im Berufsleben immer wieder ausgesetzt ist, fertig zu werden. Das soll nicht als Überheblichkeit gewertet werden; aber jedermann weiß, daß Dummheit unausrottbar ist und in den verborgensten Formen – oft von Eitelkeit gestützt – auftreten kann, so daß man mit großer Geduld gewappnet sein sollte, was mir persönlich leider nicht immer gelungen ist. Dummheit kann Verhandlungen sehr erschweren.

Für den freien juristischen Beruf ist die Eigenschaft sehr wünschenswert, sich mit der gestellten Aufgabe vollkommen zu identifizieren, sie zur eigenen Sache machen zu können. Auch hierfür ist Voraussetzung, daß man aus Überzeugung für eine Auffassung kämpft, andernfalls eben den Auftrag nicht übernimmt. Nun scheint in dieser Identifizierung geradezu ein gewisser Widerspruch zum Sinn der Beziehung eines unabhängigen fachmännischen Beraters zu liegen; die eigene Befangenheit soll ja ausgeschaltet werden. Dieser Gesichtspunkt ist sogar in manchen Fällen viel wichtiger als das besondere Fachwissen, das angesprochen wird. Hier möchte ich offen bekennen, daß der gute Berater nach meiner jahrzehntelangen Erfahrung nicht – wie man zu sagen pflegt – in sturem Ernst versinken darf, sondern daß er einen Mindestabstand zum Gegenstand halten muß, soll er der leichten, intuitiven Gedankenbildung Raum sichern. Anders gesagt, er muß eben auch in eigenen Angelegenheiten heitere Gelassenheit bewahren. Darin kann ihn Welt-offenheit sehr stärken. Wer eine Beziehung zu den ewigen Werten der Welt hat, und dazu gehört auch die Kunst in all ihren Ausprägungen, der wird die notwendige innere Freiheit besitzen, um nicht zu allzu engem fachlichen Rat zu neigen und dabei zu verharren.

Nochmals möchte ich hier auf die Aufrichtigkeit zurückkommen. Wer in der Sache (wenn auch nicht in der Form) schonungslos seine Ansicht klarlegt, wird oft überraschende Erfolge haben. Man soll nicht nach dem Munde des Auftraggebers reden. Dazu ist aber erforderlich, daß sich das Wissen, die Erfahrung und das Verständnis nicht allein auf die rechtlichen Aspekte erstrecken, sondern insbesondere bei Wirtschaftsfragen auch auf die wirtschaftlichen Belange. Jeder in einem freien juristischen Beruf Tätige sollte anstreben, in einem Unternehmen – in welcher Position auch immer – vorübergehend zu arbeiten, um zu sehen, welche Lebensformen sich hier entwickeln, wie man hier denkt und handelt. Man sollte sich bemühen, nicht in der eigenen Fachsprache zu sprechen, sondern so weit wie möglich in der des Auftraggebers. Wer die gleiche Sprache spricht, hat bekanntlich schon zur Hälfte Vertrauen gewonnen, und Vertrauen ist die unentbehrliche Grundlage jeder Zusammenarbeit, auch im freien Beruf. Wer darauf genügend achtet, wird sich schnell überzeugen können, daß auch schwierige Fachfragen einfach darzulegen sind, was ihm der Partner danken wird.

Ich habe noch nicht den Kernpunkt der freien juristischen Berufe hinreichend beleuchtet; er liegt in der inneren Freiheit, jede Frage völlig unabhängig von einer Weisung redlich und gewissenhaft zu prüfen und zu beantworten. Wer nicht ein echtes Bedürfnis zu einer solchen Unabhängigkeit fühlt, sollte freie Berufe meiden. Der Angehörige des freien Berufes, sobald er die Vorstufen überwunden hat, hat keinen Vorgesetzten, dessen Meinung er einholen kann. Er muß mit den ihm gestellten Problemen selbst fertig werden. Gewiß kann er die ihn beschäftigende Frage mit einem Kollegen oder sonstigem Fachmann besprechen, die letzte Entscheidung bleibt aber bei ihm und, was betont werden soll, letzten Endes nicht beim Auftraggeber. Rasche Entschlußfähigkeit ist daher auch eine notwendige Eigenschaft der Angehörigen freier Berufe; langes Zaudern führt zu wenig. Ich halte es für richtig, dem Auftraggeber zwar alle Lösungsmöglichkeiten darzulegen, aber wenigstens in der Regel für falsch, die Wahl dem Auftraggeber zu überlassen. Am Ende der Auskunft hat ein bestimmter Lösungsvorschlag zu stehen. Lehnt diesen der Auftraggeber ab, so habe ich mich regelmäßig völlig zurückgezogen, denn damit war die nötige

Grundlage für eine erfolgreiche Vertretung einer mir fremden Auffassung genommen worden. Soll man erfolgreich für einen Auftraggeber handeln, dann muß ein gewisses Maß an Freiheit eingeräumt werden. Dies gilt nicht etwa nur für die Verhandlungsart, sondern auch für den Inhalt der zu erzielenden Ergebnisse. Nur dann können die gegebenen Möglichkeiten voll ausgeschöpft werden. Ich war in diesem Punkte immer sehr unnachgiebig und habe diese Freiheit auch bei Weltunternehmungen durchgesetzt, einmal sogar während einer 16 Stunden langen Verhandlung. Ich konnte dann immer mit guten Erfolgen aufwarten.

Alles Recht steckt voller Zweifel. Selbst wenn Gesetze erkannte Zweifel beseitigen, entstehen daraus nicht selten neue. Der gesunde Zweifel ist der Ausgangspunkt für die Tätigkeit im freien Beruf. Zunächst ist in der Regel eine eigene Meinung zu bilden, das Gesetz nach eigenem Ermessen auszulegen; dann erst sollte das Studium der Rechtsprechung und des Schrifttums einsetzen. Wenn diese geschlossen der eigenen Überzeugung entgegenstehen, ist gewissenhaft zu prüfen, ob ihre Bekämpfung realistisch und daher für den Auftraggeber sinnvoll sein kann.

Hier ist die Grenze nicht immer leicht zu ziehen. Es gibt genügend bekannte Fälle aus der Judikatur, daß diese nach jahrzehntelanger Übung geändert wurde; das sind die glücklichen Erfolge im freien Beruf. Nur die freie Beurteilung ohne Blick auf Lehre und Rechtsprechung zwingen, nicht schematisch von einer vorgefaßten Meinung auszugehen, sondern den vorliegenden Sachverhalt in seiner einmaligen Ausprägung wirklich ganz zu erfassen. Dies ist nicht selten der Ausgangspunkt für neue Erkenntnisse. Denn kein Gelehrtenkopf ist so erfinderisch wie das Leben, insbesondere das Wirtschaftsleben. Hier wird gestaltet, zunächst unbekümmert um Recht, und daraus entspringen die zu lösenden Rechtsfragen, weshalb kein Rechtsgebiet, das nahe Beziehung zum Leben hat, in einen statischen Zustand gerät. Damit will ich allerdings nicht dagegen sprechen, daß Recht und Gesetz eine hinlängliche Statik erfordern.

Rechtsanwälte, Notare und Wirtschaftstreuhänder sind stets mit dieser ständigen Entwicklung konfrontiert. Gewiß bietet der sogenannte »Schimmel« in der Praxis manche gute Hilfe, er

verhindert vor allem, daß Einzelheiten übersehen und Routinefehler gemacht werden. Aber er befreit nicht vom eigenen Denken.

Hier ist auch der Platz, einer Übereinstimmung der freien juristischen Berufe mit anderen Berufen zu gedenken, die ebenfalls von dieser unabhängigen, verantwortungsvollen Gedankenarbeit getragen werden. Ich meine die Professoren und Dozenten an den Universitäten und die Vorstandsmitglieder von Kapitalgesellschaften. § 70 des Aktiengesetzes schreibt dem Vorstand vor, unter eigener Verantwortung die Gesellschaft zu leiten, das heißt, nach bestem Wissen und Gewissen. Er ist an keine Weisung gebunden. Und dieselbe Gewissensfreiheit und -pflicht haben auch die Lehrer an den Universitäten. Diese Unabhängigkeit bewahrt das juristische Leben vor Erstarrung, sie sichert ständige Fortentwicklung nach den sich ändernden Bedürfnissen und Erkenntnissen, selbstverständlich unter Mitwirkung der angerufenen Gerichte und Behörden.

Es ist daher nicht verblüffend, daß viele Universitätslehrer, insbesondere des Privatrechts, des Steuerrechts und der Betriebswirtschaft, als Rechtsanwälte, Notare und Wirtschaftstreuhänder tätig sind und hier nicht nur hohes Ansehen, sondern auch große Erfolge zu verzeichnen haben. Dadurch wird immer wieder auch der dienende Charakter der Rechts- und Betriebswirtschaftslehre deutlich. Die Rechtswissenschaft hat dem Rechtsleben zu dienen. Sie hat nicht bloß für logisch vertretbare Lösungen einzutreten, sondern stets die Auswirkung auf das Rechtsleben zu bedenken. Lehren, wissenschaftlich fundiert, die in der Praxis jedoch nichts Gutes stiften, sollten nach meiner persönlichen Überzeugung rasch vergessen werden. Die Judikatur ist hier regelmäßig die erforderliche Abhilfe. Es gibt Universitätslehrer, die zunächst bloß Praktiker waren und sich durch ihre Berufstätigkeit immer häufiger veranlaßt fühlten, eine sie beschäftigende Fachfrage auch wissenschaftlich zu behandeln; etwa, nachdem die Sache beendet war. Es entstand das Bedürfnis, jüngere Kollegen zu unterweisen, Vorträge zu halten; so wurde der Weg zur Universität allmählich naheliegend. Aber auch der lobenswerte umgekehrte Weg ist festzustellen: der Lehrer wandte sich der Praxis zu, um aus diesem lebensvollen Born Anregung und verlässliche Einsicht über die wahre Lage des Rechtslebens zu gewinnen. Einer Frage sollte

wohl noch mehr Aufmerksamkeit als bisher geschenkt werden: der fachlichen Fortbildung der im freien Berufe Tätigen sind auch schon heute gute Ansätze hiezu zu erkennen. Hier ist den Universitäten noch ein großes Feld geöffnet.

Nach diesen Ausführungen ist es nicht erstaunlich, daß Professoren wie freiberufliche Juristen stets Eingang in die Politik gefunden haben, in das Parlament und in die Regierung. Daß diese Entwicklung leider kaum zunehmen kann, erklärt sich meiner Ansicht nach wohl daraus, daß Politik, freier Beruf und Lehrstand höchsten Einsatz erfordern. Aber unabhängig von der Parteifärbung der Regierungen haben es diese seit 1945 verstanden, in erhöhtem Maß den Rat von Professoren und Angehörigen der freien Berufe bei einzelnen schwierigen Fragen einzuholen und insbesondere auch bei der Gesetzgebung mit gutem Nutzen zu verwerten.

Die Zuneigung zur Jugend sollten sich Lehrer und Angehörige der freien Berufe bewahren; sie erleichtert es, nicht in gewohnten Bahnen zu verharren. Das Alter neigt weniger zu Neuerungen und zu Zweifeln als die Jugend; diese ist aber die Quelle neuer Erkenntnisse und neuer Wege. Goethes »Stirb und werde« gilt für den Fachmann ebenso wie für den ganzen Menschen.

Am Schluß möchte ich noch eine Bemerkung machen. Auch die Angehörigen der juristischen Freiberufe erstreben manchmal eine gewisse Spezialisierung; aber sie dürfen den Überblick über das gesamte Fach nicht verlieren, sollen sie bei ihrer Berufsausübung ihren Mann stellen. Die Gefahr allzu intensiven Spezialistentums ist dadurch gebannt, die Zusammenschau, die schon seit längerem als sehr wichtig erkannt wurde, bleibt daher möglich.

Man wird vielleicht meinen, das von mir gezeichnete Bild des freien juristischen Berufes sei allzu ideal ausgefallen. Ich kann jedoch sagen, daß hier kein Wort steht, das ich nicht belegen könnte. Da Gedankenfreiheit das Grundprinzip der Tätigkeit freier Berufe ist, darf die Bemühung ihrer Angehörigen erwartet werden, sich nach Idealen, so gut sie es vermögen, auszurichten. Eines muß ich jedoch zugeben: Mit meinem kurzen Bekenntnis wurden gewiß nicht alle Seiten der juristischen freien Berufe erhellt; manches blieb im Schatten, um die wichtigste Aufgabe dieses Berufes ins volle Licht zu rücken.

Die juristischen freien Berufe sind als eine der Quellen schöpferischer Kraft in unserem Rechtsleben unentbehrlich und werden es auch in Zukunft bleiben.

Zu Weihnachten und Neujahr mußte ich sehr vielen meine Glückwünsche aussprechen. Ich ließ mir von 1951 bis 1973 Glückwunschkarten, die in den letzten zehn Jahren jeweils einem Österreicher als Jahresregenten – nach Geburts- oder Todesjahr ausgewählt – gewidmet waren, von Fronius zeichnen. Diese Originallithographien fanden Beifall und wurden gerne gesammelt.

Meine erste Frau Maria war kunstbegeistert und eine gute Sportlerin. Sie fuhr ausgezeichnet Ski und machte mit mir viele Klettertouren. Wir heirateten 1930. Sie starb 1958 an einer tückischen Krankheit, an dem noch wenig erforschten Lymphogranulom. Dank der Kunst von Professor Dr. Rudolf Klima fand sie erst nach fast zwanzig mutig ertragenen Leidensjahren einen ruhigen Tod, der mir, obwohl ich so lange darauf vorbereitet war, dennoch unbegreiflich blieb. In den letzten Tagen war sie schon verwirrt; sie zeigte mir einmal eine kleine Keramikvase, die ihr seit Jahrzehnten vertraut war, als antiken Lekythos.

*Ob ich weine, still mich halte,
Verse spreche in den Wind,
nichts erlöst mich.
Unbegreiflich bleibt der Tod!*

Meine zweite Frau Franziska lernte ich schon 1939 als umsichtige Chefsekretärin bei der Bunzl & Biach AG kennen, wo ihr später auch das Personalreferat anvertraut war. Es ergaben sich viele Gelegenheiten zur Zusammenarbeit. Und da sie auch der Kunst zugetan war, schloß sie sich uns gerne an und begleitete uns auf vielen unserer Reisen. Wir heirateten 1960. Hatte sie mich schon früher bei meinen Arbeiten ständig unterstützt, so vermehrte sich ihre Hilfe als meine Frau auf allen Gebieten.

Meine wissenschaftliche Tätigkeit wurde durch die Anwaltspraxis häufig angeregt und breitete sich aus. Meine Aufsätze wurden gerne gebracht. Zu den Gesetzen, an denen ich mitgearbeitet hatte, schrieb ich allein oder gemeinsam mit anderen Kommentare, so zum 5. Rückstellungsgesetz, zum Schillingeröffnungsbilanzengesetz, zum Wertpapierbereinigungsgesetz, zum Kapitalberichtigungsgesetz und zum Strukturverbesserungsgesetz. Selbstverständlich behandelte ich immer wieder auch Probleme des Verstaatlichungsrechts. Sehr viele Arbeiten befaßten sich mit Reformen des Rechts.

Dem Herausgeber der Juristischen Blätter, Professor Dr. Franz Novak, bin ich persönlich nie begegnet. Aber er rief mich häufig an, sei es, um einen Aufsatz für die „Juristischen Blätter“ zu veranlassen oder um in einer Rechtssache, die er als Mitglied des Obersten Gerichtshofes zu beurteilen hatte, Rat einzuholen. Als er an die Universität Innsbruck berufen wurde, bat er mich, ihm bei Beschaffung einer Wohnung behilflich zu sein, was möglich wurde. Einmal war ein Prozeß darüber, wie Nachschüsse in der Schillingeröffnungsbilanz einer Gesellschaft mbH. zu behandeln seien, beim Obersten Gerichtshof anhängig. Er entschied im Sinne meiner Empfehlung und sandte dann das Urteil, auf das er stolz zu sein schien, Professor Dr. Heinrich Demelius zur Besprechung in den »Juristischen Blättern«. Sein Erstaunen war groß, als Demelius in seiner unnachahmlichen Art die Entscheidung liebevoll zerpfückte. Nun bat mich Novak um einen Aufsatz, der rasch geschrieben war, in den »Juristischen Blättern« abgedruckt wurde und die Ehre des gekränkten Richters wiederherstellte. Demelius gab sich diesmal, wie er mir brieflich mitteilte, geschlagen.

Ich wurde wieder zum Prüfungskommissär für die juristische Staatsprüfung im Handels- und Wechselrecht bestellt, meine Berufung als Prüfungskommissär für die Rechtsanwaltsprüfung und für die Richteramtprüfung folgte bald. Prüfungen, mögen sie problematisch sein, sind leider auch an der Universität unentbehrlich, denn der große Andrang der Hörer schließt es aus, daß ein Professor aus dem Lehrbetrieb allein das Können aller seiner Hörer beurteilen könnte. Prüfungsangst tut das ihre, um die richtige Bewertung zu erschweren. Ich war immer

bemüht, Prüfungshysterie tunlichst auszuschalten; entnahm ich dem Personalbeleg des Kandidaten, daß er aus einem Ort stammte, wo eine mir bekannte Unternehmung ihren Sitz hatte, schloß ich gerne an diese an, da sie ihm ja vertraut sein mußte. Zu meiner Verwunderung erfuhr ich erst spät, daß dies manchmal nicht zur Beruhigung, sondern eher zur Verunsicherung der Prüflinge beitrug. Kannte ich die Eltern des Kandidaten, und schnitt dieser besonders gut ab oder fiel er durch, rief ich an und berichtete Näheres. Einem Sohn eines angesehenen Wirtschaftsprüfers gab ich als erste Frage: »Die Aufgaben des Abschlußprüfers bei einer AG«. Er fiel durch. Sein Vater sagte mir dann, als ich meinte, mit der ersten Frage müsse sein Sohn doch aus den Gesprächen am elterlichen Tisch vertraut sein, seine Ehe sei geschieden und sein Sohn lebe bei den Großeltern. Er fügte noch hinzu (was mich sehr beeindruckte), sein Sohn wäre nicht sehr begabt. Bei Wiederholung der Prüfung kam der Kandidat anstandslos durch. Nach Jahren suchte er mich auf und erbat meinen Rat in einer höchst persönlichen Sache.

Natürlich wurde ich öfters von Vätern angerufen, wenn ihre Söhne bei mir zur Prüfung antreten sollten. Das ist nicht zu verargen. Es liegt ja beim Prüfer allein, sich nicht beeinflussen zu lassen. Meine Frau sprach einmal den Verdacht aus, hübsche Kandidatinnen könnten mein Urteil trüben. Dem hielt mein damaliger Assistent Dr. Peter Doralt entgegen, daß ich einmal nach einer Prüfung, ins Institut zurückgekehrt, bedauert habe, daß ich ein Mädchen durchfallen lassen mußte, noch dazu, wo es gar nicht hübsch gewesen sei.

Ganz gerechte Urteile kann es nicht geben. Aber bei Juristen ist zu bedenken, daß sehr viele ihrer Berufe sozusagen ständige Prüfungen darstellen, so die Verhandlungen vor Gericht oder Behörden oder bei Vertragsabschlüssen. Immer muß der Jurist damit rechnen, daß ihm Neues unerwartet vorgebracht wird, mit dem er unvorbereitet fertig werden muß. Allmählich entsteht eine besondere Geschicklichkeit, eine passende Antwort zu finden, aber auch blitzschnell eine neue Rechtsansicht zu formulieren. Damit ist wenigstens Zeit gewonnen.

Ein Student aus dem Fernen Osten hatte bei mir ein Rigorosum abzulegen. Ein Kollege fand sich verpflichtet, mich aufmerksam zu machen, daß der Student Kommunist sein könnte. Welche Bedeutung sollte dies aber im Handelsrecht haben? Auf

Bitte des Prüflings gestattete ich ihm die Verwendung eines deutsch-englischen Wörterbuches, nachdem ich es durchgeblättert und keinerlei Anmerkungen festgestellt hatte. Das Ergebnis der Prüfung war »gut«. Nach etwa einem halben Jahr wurden von diesem Prüfling drei Professoren je eine Seidenkrawatte aus seiner Heimat übermittelt. Ein Kollege schickte das Präsent zurück, der zweite Kollege – der mich gewarnt hatte – leitete es an die Caritas weiter, ich fand die Krawatte geschmackvoll – warum sollte der Spender seines heimischen Erzeugnisses wegen gekränkt werden? – und bedankte mich. Er bat mich später um österreichische Fachliteratur, die ich ihm übersandte. Ein Jahr hernach hörte ich zufällig im Österreichischen Rundfunk ein Gespräch mit ihm: Er war inzwischen in seiner Heimat Professor geworden, lobte sein Studium in Wien und bedankte sich nochmals für seine Unterstützung durch mich.

Ein befreundeter Professor der philosophischen Fakultät gestand mir, er müsse sich bei Prüfungen zügeln, um seine Überlegenheit nicht auszuspielen. Bei einer judiziellen Prüfung unter meinem Vorsitz fragte einmal ein Prüfer in der Pause, ob er einen Kandidaten so prüfen solle, daß er durchfalle. Ich litt unter solchen kindischen Anwandlungen niemals; allerdings wird es auch mir vielleicht nicht gelungen sein, immer gerecht zu prüfen.

Eines Tages besuchte mich ein Industrieller in mittleren Jahren, der es verstanden hatte, sein Unternehmen trotz scharfer ausländischer Konkurrenz nicht nur im Inland, sondern auch in Übersee auszubauen. Er habe auf Grund seiner Berufstätigkeit Lust bekommen, die Rechte zu studieren. Er mußte eine Prüfung ablegen, die seine Befähigung belegen sollte; ich hatte für ihn ein Gebiet zu bestimmen. Er bestand diese Vorprüfung und legte bisher die ersten zwei Studienabschnitte erfolgreich ab. Ich stehe noch immer mit ihm in Verbindung; er verfolgt beharrlich sein Studienziel, soweit es ihm seine anstrengende Berufsarbeit erlaubt. Sein Unternehmen machte einen großen Aufschwung, eine Tochtergesellschaft wurde in Kanada errichtet, von seinen acht Kindern arbeiten bereits sechs im Unternehmen mit.

Am Heimweg nach einer judiziellen Staatsprüfung stellte Professor Dr. Winfried Kralik an mich die Frage, ob ich die neu einzurichtende zweite Lehrkanzel für Handels- und Wech-

selrecht an der Universität Wien übernehmen wolle, die Fakultät denke an mich. Ich war völlig überrascht, war ich ja nicht einmal habilitiert. Ich bat um 24 Stunden Bedenkzeit, ging am nächsten Tag von meiner Wohnung und Kanzlei in der Ferstelgasse zur Universität hinüber, stellte fest, daß dieser kurze Weg in zwei Minuten leicht zurückzulegen wäre, und sagte zu. Meine Bestellung dauerte dann noch fast ein Jahr. Ich wurde ohne Prüfung vor der Fakultät habilitiert und hielt ein Semester lang ein Seminar, in dem ich mit den Hörern die Satzung einer Aktiengesellschaft entwarf. Ich wollte damit demonstrieren, wie sich Praxis und Theorie lebendig vereinen lassen. Die Vorlesungen verfaßte ich in den Sommermonaten. Am Weißensee nahm ich im Faltboot meine kleine Schreibmaschine zum einsamen Badeplatz am steil abfallenden, weglosen Südufer des Sees mit. Manches vorüberfahrende Boot hielt an, um das unerklärliche Geklapper der Schreibmaschine zu ergründen.

Im Herbst 1964 hielt ich die erste Vorlesung als Ordinarius. Ich erneuerte meine Vorlesungen laufend, einzelne Teile gestaltete ich völlig neu, Rechtsprechung und Schrifttum arbeitete ich ständig ein. Wenn Professoren behaupteten, ihre Vorlesung könnten sie herunterrasseln, war ich immer etwas mißtrauisch. Mir hatte Professor Dr. Hans Schima den Saal von 8–9 Uhr früh abgetreten; das hatte den großen Vorteil, daß der Tag nicht zerstückelt war. Während des Frühstücks überflog ich stets die Vorlesung und fügte allenfalls noch kleine Änderungen und Ergänzungen ein. Ich habe im Laufe von 17 Semestern nur eine einzige Vorlesung abgesagt, obwohl meine Anwaltstätigkeit mich nach wie vor sehr beanspruchte. Es durfte an Arbeitstagen buchstäblich keine Minute vergeudet werden; die Essenszeiten waren sehr knapp; zehn Minuten Schlaf nach dem Mittagessen, der mich befähigte, noch einige Stunden nach dem Abendessen zu arbeiten. Wenn ich Vorlesungen mit Zustimmung der Hörer zwischen freien Tagen ausfallen ließ, habe ich sie durch Verlängerung der folgenden Vorlesungen eingebracht. Es gelang mir immer, mit meinem Stoff fertig zu werden.

Der Besuch meiner Vorlesungen war nicht sehr gut, die frühe Stunde hielt viele ab. Als ich für Studenten der Sozialwissenschaften von 10 bis 12 Uhr zu lesen hatte, war der Saal gefüllt. Auch Fragestellungen, die ich immer erlaubt hatte, waren reger

als bei den Juristen. Ich ging diesem Phänomen nach, und es stellte sich heraus, daß damals die Berufsberatung das Studium der Sozialwissenschaften als aussichtsreicher als das Rechtsstudium empfahl, ein gewiß nur vorübergehender Zustand. Mit Hörern hatte ich niemals Spannungen. Offenes Verhalten bringt auch hier schnell Früchte.

Die juristische Fakultät hatte schon vor dem UOG Studentenvertreter ohne Stimmrecht den Fakultätssitzungen beigezogen. Das bewährte sich, die Sitzungen wurden nicht länger, sondern kürzer, weil nun die Kollegen persönliche Gegensätze zurückzustellen geneigt waren. Als ich mich als neuer Ordinarius bei allen Professoren der juristischen Fakultät vorstellte, begrüßte mich ein Kollege meines Alters mit der freudigen Feststellung, ich werde mit den älteren Kollegen stimmen. Ein junger Professor begrüßte mich mindestens ebenso freudig, denn er wisse, ich sei der Jugend verbunden und werde daher die Bestrebungen der jungen Kollegen unterstützen. Diese Gruppenbildung innerhalb des Professorenkollegiums bestürzte mich. Sie bestätigte sich dann schon in der ersten Fakultätssitzung. Diese dauerte über sechs Stunden. Ich kam völlig niedergeschlagen nach Hause, trank eine halbe Flasche Rotwein und schlief dennoch sehr schlecht. Tausende Sitzungen verschiedenster Art hatte ich schon erlebt, aber hier bot sich ein völlig neues Bild. In der Fakultät standen sich fast durchwegs Persönlichkeiten gegenüber, die sich nur schwer, ja fast widerwillig, einer einheitlichen Linie einzugliedern vermochten. Wer sich der Wissenschaft verschreibt und gelobt, nur die Wahrheit zu suchen, glaubt, daß er das als richtig Erkannte ohne Kompromiß überzeugungstreu verfechten müsse. Das geziemt sich gewiß für den Forscher, obwohl sich im Bereich der Jurisprudenz meiner bescheidenen Ansicht nach nur beschränkt absolute Wahrheiten finden lassen, da Recht Menschenwerk ist und die Rechtsordnung, der der Vergleich nicht fremd ist, dem friedfertigen Zusammenleben der Menschen zu dienen hat. Viele Fragen in den Fakultätssitzungen waren einfache Fragen der Organisation, unbefangen betrachtet nicht selten sogar Fragen bloß des einfachen Lebens. Hier gilt es zu verstehen, nachzugeben, sich einzufügen. Und nun mußte ich erleben, wie mühevoll es vielen Professoren wurde, sich dazu bewegen zu lassen. Ich blieb Einzelgänger, der von außen kam, und es

geschah unversehens, daß mein völlig unbefangenes, öfters sogar rücksichtsloses Wort manche zähe Meinungsverschiedenheit zu lösen vermochte. Es mag widersprüchlich dünken, daß dies von diesem Kollegium sogar geschätzt wurde, aber vielleicht doch begreiflich sein, weil ein nicht eingestandenes Unvermögen dadurch überwunden werden konnte. Immer wieder, noch heute, nach vielen Jahren, versichert man mir, wie sehr ich nach meinem Ausscheiden aus diesem Grunde in den Kollegien der Universität vermißt wurde.

Obwohl man mir versprochen hatte, mich mit Verwaltungsgängen der Universität völlig zu verschonen, wurde ich bald genötigt, solche zu übernehmen und konnte hier meine Verwaltungserfahrung vollkommen ungestört und daher erfolgreich entfalten. So kam es auch, daß ich bei der nächsten Wahl von Senatoren durch die juristische Fakultät in den Senat entsandt wurde, und hier zeigte sich bald eine ähnliche Entwicklung. Auch im Senat wurde gegen mein ernstliches Votum kaum jemals ein Beschluß gefaßt. Der Titel eines Ehrensensors wurde mir anlässlich meines 70. Geburtstages als Dank verliehen, und der Rektor begründete dies einfach damit, daß man sich nicht vorstellen könne, daß ich nicht mehr Senatsmitglied sei. Tatsächlich konnte ich viele, lange fortgeschleppte Zweifelsfragen der Universität klären und fand hiebei freundliche Hilfe in Ministerien. Auch die Österreichische Akademie der Wissenschaften gewöhnte sich daran, mir finanzielle und nicht alltägliche Rechtsfragen zur Behandlung vorzulegen. Es bewährte sich meine Erfahrung als Prokurators- und Ministerialbeamter sowie als Rechtsanwalt. Auch an anderen Ehrungen fehlte es nicht; die Universität verlieh mir ihr Goldenes Ehrenzeichen, die Akademie ihre Bene-merito-Auszeichnung und berief mich zu ihrem Ehrenmitglied. Man trat auch an mich heran, ob ich das Amt eines Dekans oder das Amt des Rektors übernehmen wolle. Ich blieb bei meiner Grundeinstellung: solche Ämter, mit denen auch zeitraubende Repräsentationen verbunden sind, nicht auszuüben.

Ich hielt an der Universität gesellschaftsrechtliche Seminare mit fortgeschrittenen Studenten, Lehrpersonen und Praktikern ab und setzte mich auch hier vor allem mit der Erneuerung des österreichischen Gesellschaftsrechts auseinander. Es entspricht meiner Auffassung, daß Theorie und Praxis eine lebendige Ein-

heit bilden müssen, um die Ziele der Rechtsordnung zu verwirklichen. Die Seminare waren sehr gut besucht, Teilnehmer hatten schriftliche Referate zu erstatten, die diskutiert und dann in gekürzter Form von der Bundeswirtschaftskammer veröffentlicht wurden.

Die jungen Praktiker, die an meinen Seminaren teilgenommen haben, betrachten mich vielfach als ihren Lehrer, der sie in das Gesellschaftsrecht, wie es wirklich lebt, eingeführt hat. Aber auch manche andere Juristen, die in ihren Berufen sich bewähren mußten, ohne daß ihnen im Unternehmen eine entsprechende Hilfe geboten werden konnte, haben bei mir häufig Unterstützung gesucht, die ich immer gerne gewährt habe. Noch nach Jahrzehnten erinnern sie sich gerne an gemeinsame Arbeit und sprechen davon, wieviel sie von mir gelernt hätten. Honorarprofessor Dr. Helmuth Haschek, Generaldirektor der Österreichischen Kontrollbank, mit dem mich eine aufrichtige Freundschaft verbindet, wird nicht müde, mich als seinen Lehrer und väterlichen Freund zu preisen. Es gibt nichts Schöneres, als jungen, ambitionierten Menschen Wege zu zeigen, auf denen sie ihre Begabung entfalten können. Ihr Erfolg ist Lohn für die gewährte Hilfe, die ja nur dort wirken kann, wo alle Voraussetzungen hiefür gegeben sind.

Als der Soziologe Professor Dr. Leopold Rosenmayr von einem hiezu bereiten Spender angeregt wurde, einen Verein der Freunde der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät zu gründen, nahm ich mich dieses Planes mit viel Energie an. Der Verein war rasch errichtet, Mitglieder aus dem Kreise der von mir anwaltlich betreuten Unternehmungen waren schnell geworben, Spenden öffentlich-rechtlicher Einrichtungen gesichert, so daß die finanziellen Bedürfnisse strebsamer junger Juristen, wie etwa die immer schwierige Finanzierung der Drucklegung von Habilitationsschriften und Studienreisen gedeckt und ein Vereinsvermögen mit guten Zinserträgen angesammelt werden konnte. Ich lehnte auch hier den Obmannposten ab, obwohl ich der Einfachheit halber außer der Rechnungsprüfung alle notwendigen Organhandlungen besorgte.

Die Bewilligung eines eigenen Institutes für Handelsrecht und Wertpapierrecht gelang unschwer, passende Räume konnten im Hauptgebäude der Universität ausfindig gemacht, die Bibliothek des Institutes konnte schnell vervollständigt werden,

weil ich wiederholt Spenden bei Unternehmungen, insbesondere auch anlässlich ihrer Jubiläen, erreichen konnte. Meine eigene sehr umfangreiche Fachbibliothek schenkte ich nach meiner Emeritierung dem Institut, und außerdem S 250.000,- als Finanzfonds für die laufende Bibliotheksergänzung, soweit sie nicht aus Staatsmitteln besorgt werden kann.

Nichts ist schwieriger, als einen Führungsposten in Wirtschaft und öffentlichem Leben richtig zu besetzen. Bei der Berufung eines Universitätsprofessors spielen sehr viele Gesichtspunkte mit, so daß es Ideallösungen nur sehr selten gibt. Schon das Können in Lehre und Forschung zu beurteilen, bedarf manchmal nicht einfacher Überlegungen; auch das künftige Verhalten des Berufenen ist zu erwägen. Die Berufung ist für das weitere Leben eines Wissenschafters sehr ausschlaggebend. Er ist daher verleitet, sich bei seiner Bewerbung nicht so wie sonst zu verhalten. Viele sind als Bewerber aufgetreten, haben die Vorteile daraus gezogen und haben dann abgelehnt. Es dauerte daher sehr lange, bis es gelang, Dr. Gerhard Frotz aus Heidelberg als ausgezeichneten Nachfolger für Demelius zu finden. Mein Nachfolger, Rechtsanwalt Dr. Fritz Schönherr, ist ein hervorragender Fachmann in Theorie und Praxis. Bei jeder Berufung kommt es zu Verstimmungen, weil sich mancher zurückgesetzt fühlt, und zu Enttäuschungen, die leider nicht schnell überwunden werden können.

Während meiner Tätigkeit als Ordinarius gelang es, Rechtsanwalt Dr. Fritz Schönherr, meinen Assistenten Dr. Peter Doralt, nun Professor an der Wirtschaftsuniversität, Dr. Gerhard Plöchl sowie Rechtsanwalt Dr. Peter Avancini zu habilitieren, die heute schon mit dem Professorentitel ausgezeichnet sind. Mein ehemaliger Assistent Dr. Manfred Straube ist bereits Professor an der Technischen Universität in Wien. Ich vertrat die Ansicht, daß die befähigte Jugend auch durch Habilitierung zu fördern ist, um eine möglichst breite Grundlage für die Besetzung des Lehrkörpers zu schaffen. Die Ministerialräte Dr. Johann Lorenz-Liburnau und DDr. Robert Dittrich wurden als Honorarprofessoren für Sondergebiete gewonnen.

In einer der ersten Pflichtübungen, die ich hielt, saß in der ersten Reihe ein sehr hübsches Mädchen mit klarem Blick; wußte niemand zu antworten, fand sie meist die richtige Lösung. Ich erkor sie zu meiner Lieblingshörerin, die auch die

Prüfungen mit vielen Auszeichnungen ablegte. Sie war später eine verlässliche Assistentin in meinem Institut, die nicht nur gewissenhaft alle Aufträge pünktlich erfüllte, sondern auch gute wissenschaftliche Arbeiten vorlegte. Mein bester Assistent, Dr. Peter Doralt, heiratete Dr. Roswitha Dick, so hieß das Mädchen. Sie schreibt nur mehr selten einen Aufsatz, aber in gleich vorbildlicher Weise betreut sie ihren Mann und ihre drei Kinder. Ihre Familie war mit Bundeskanzler Dr. Josef Klaus befreundet, sie machte Bergtouren mit ihm und konnte so ihm manches über die Universität, wenn wir dies für nötig ansahen, in aller Offenheit sagen. Das Ehepaar Doralt zählt heute zu unserem Freundeskreis.

Meine Anwaltstätigkeit litt nicht unter meiner Belastung als Professor, weil ich auf äußerst genaue Zeiteinteilung achtete und ein schneller Arbeiter blieb. Es gelang mir auch weiterhin, als Fachschriftsteller einiges zu leisten; ich wurde Mitherausgeber der »Juristischen Blätter« und beriet unverändert Ministerien.

Zusammenfassend darf ich sagen, daß ich die mir an der Universität gestellten vielfältigen Aufgaben gewissenhaft zu erfüllen bemüht war, wie schon erwähnt, Vorlesungen nicht versäumte, aber auch keine Sitzung der Fakultät und des Senates.

Die Operation, der sich viele ältere Männer unterziehen müssen, wickelte Professor Dr. Horst Haschek auf den Tag genau während der Ferien ab; sechs Wochen darnach konnte ich wieder am Weißensee auf die Berge gehen, schwimmen und rudern.

Zu meinem 70. Geburtstag wurde ich reichlich belohnt. Loevenstein, Mayer, Frotz und Peter Doralt haben zu meinen Ehren eine sehr umfangreiche Festschrift mit 31 Beiträgen von Wissenschaftlern und Praktikern des In- und Auslandes herausgebracht. Frotz hat unter dem Titel »Walther Kastner: ein Leben – kein Traum« ein Bild von mir entworfen; er hat sich mit gewissenhaften Erhebungen ungewöhnliche Mühe gemacht; nur eine Ungenauigkeit hat sich eingeschlichen: Ich gab das philosophische Studium nicht aus finanziellen Gründen, sondern infolge einer seelischen Krise auf, um mich durch meine Banktätigkeit zu demütigen.

Obwohl das Ehrenjahr für Professoren schon abgeschafft war, lud mich Bundesminister Dr. Hertha Firnberg zu einem

weiteren Lehrjahr ein; ich nahm jedoch nur die Verlängerung um ein Semester an, um die Nachfolge auf meiner Lehrkanzel nicht zu verzögern.

Das Große Silberne Ehrenzeichen wurde mir verliehen. Schon bei meiner Antrittsvorlesung war der größte Hörsaal der juristischen Fakultät voll besetzt gewesen, da sehr viele Manager zu diesem Anlaß gekommen waren, und der von mir so sehr geschätzte Generaldirektor der Länderbank, DDr. Franz Ockermüller, meinte zu mir: »Hätte eine Bombe in den Hörsaal eingeschlagen, wäre die österreichische Wirtschaft führerlos gewesen.« Nicht anders war es bei der Feier meines 70. Geburtstages im großen Festsaal der Universität. Ich war von so viel Lob durch den Dekan DDr. Hans Walter Fasching und die Laudatio durch Frotz sehr gerührt. Als ich in meiner Dankrede der Hilfe meiner zweiten Frau gedachte, wurde ich von Tränen übermannt. Aber trotz aller Freude fragte ich mich, als die Lobsprüche erklangen: »Von wem reden sie eigentlich? Bin ich das wirklich?« Ja, aber frage ich mich das nicht auch sonst, wenn mir etwas Schwieriges besonders glücklich gelingt, eine Besprechung zu einem unerwartet guten Ende führt, ich einen Minister zu überzeugen vermag, einen Vortrag unter großem Beifall beende? Stehe ich alldem nicht ferne? Ein schlichter Wandersmann, der die Kornfelder durchstreift, am Waldrand sitzt, die Sonne sinken sieht, Brot isst und dazu einen Schluck Wein trinkt, der Gedichte liest von Sappho, von Goethe, Hölderlin, Leopardi und Jessenin, und der als alter Mann wieder den Weg aufnimmt in die Wälder der Jugendzeit, wo das Herz fast an dem Unglück einer Liebe brach. Alles ist wie in den Jugendtagen, das Verborgene ist noch immer verborgen, und die Erwartung ist voller Unbestimmtheit geblieben, obwohl ich doch sehr vieles allzu genau erfahren habe. Die Frage »Wer bin ich?« verstummt nie und bleibt unbeantwortet wie eh und je.

*»Ach rüttle an den Ketten nicht!
Nur wenn du leise dich bewegst,
fühlst du dich frei.
Auch der Gefangne träumt.«*

Im Talar habe ich mich nie wohl gefühlt; ich habe deshalb auch auf den Talar eines Ehrensensors verzichtet.

Meine Konsulentendienste im Vermögenssicherungsministerium wurden mäßig honoriert und hatten überdies den Nachteil gebracht, daß ich die Lebensmittelkarte für Schwerarbeiter verlor; ich mußte daher aus meinen Ersparnissen zusetzen. Als Anwalt konnte ich es mir nun wieder leisten, Kunstwerke zu sammeln, womit ich schon vor dem Zweiten Weltkrieg begonnen hatte. Ich machte mir die Honorarberechnungen – tarifmäßig falsch – sehr leicht, indem ich mir ein einheitliches Stundenpauschale zurechtlegte und dieses verrechnete, ohne Rücksicht auf die Werthöhe der behandelten Sache. Ich fand, ich verkaufe meine Zeit und mein Können, und die werden in gleicher Weise bei großen wie bei kleinen Angelegenheiten eingesetzt. Daher war ich in der Regel billig, da ich hauptsächlich in Causen von Hunderten Millionen in Anspruch genommen wurde. Es ist daher – wenn auch selten – vorgekommen, daß Mandanten das von mir verrechnete Honorar von sich aus erhöhten. Armensache erledigte ich nur ausnahmsweise selbst; ich bat Kollegen gegen Vergütung um die Abwicklung. Bei kleinen Streitbeträgen fand ich es allerdings am einfachsten, wenn ich den eingeklagten Betrag an den Kläger bezahlte. Es wurde zwar bezweifelt, ob dies zulässig sei, aber am Ende ging es bei diesen Fällen ja doch nicht um den Kampf ums Recht, sondern ums Geld.

Zunächst sammelte ich, was mir gerade besonders gut gefiel und was bei Kunstversteigerungen im Dorotheum günstig zu erwerben war: eine griechische Münze, japanische Holzschnitte – sie zieren noch heute die glatten Flächen der Kleiderkasten im Vorzimmer –, eine ägyptische Kleinbronze, eine Lithographie von Toulouse-Lautrec, eine Schiele-Zeichnung.

Bald erkannte ich, daß nur Werke des 19. Jahrhunderts aus Österreich in guter Qualität zu erlangen waren und konzentrierte mich darauf, obwohl ich dieser Kunst bis dahin weniger zugetan war. Aber mit dem Besitz erwacht die Liebe und auch das richtige Verständnis. Das frühe 20. Jahrhundert bezog ich ein. Da meiner Meinung nach die Malerei der Biedermeierzeit von der bürgerlichen Kunst der Niederländer ausging, bereicherte ich meine Sammlung schrittweise mit guten Niederländern, einem Seestück, Genrebildern, Tierstücken, Porträts und Landschaften. Die mittelalterliche Kunst, der seit meiner frühen

Jugend meine große Liebe galt, sollte nicht fehlen; österreichische Werke waren aber so selten auf dem Markt, daß ich mich nicht auf sie beschränken konnte. Die Sammlung umfaßt heute 44 plastische Werke der Romanik und Gotik sowie zwei Tafelbilder des 15. Jahrhunderts.

Beim Sammeln muß man nicht nur Verstand und Geduld, sondern auch Glück haben; das erst macht die Freude aus. Der 45 cm hohe, geigenspielende, nackte Putto, der als Plakat und zum Schmuck des Kataloges der Sammlung dient, wurde mir im Kunsthandel als barocke Arbeit angeboten, kostete nicht viel, steht aber, wie ich glaube, Gregor Erhart nahe. Der Kruzifixus des 13. Jahrhunderts war ein Fund bei einem Wachauer Kunsthändler, den ich oft aufsuchte. Als erstes Ölbild erstand ich ein Porträt einer schönen jungen Dame mit einer weißen Kamelienblüte im dunklen Haar und schwermütigem Blick, der wohl dem Maler Rahl galt; ihren ältlichen, häßlichen Gatten mit rotem Gesicht in grasgrünem Frack ließ ich im Dorotheum zurück, um wenigstens so spät die Dame von ihm zu befreien. Das Bild kostete S 500,-. Ich ersteigerte im Dorotheum unschwer drei frühe Schiele-Ölbilder, die heute, als für die Frühzeit dieses Malers charakteristisch, in die Literatur eingegangen sind, um zusammen etwas über S 3500,-; Klimt- und Schiele-Zeichnungen waren noch nicht so gesucht wie heute und daher günstig zu erwerben.

Früh reifte die Absicht, die Sammlung dem Oberösterreichischen Landesmuseum zu überlassen. Ich trat mit Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleissner in Verbindung, der darüber hochofrenet war. Mein Bruder – Konsulent an diesem Museum – machte mich nun öfters auf Kunstwerke aufmerksam, die für Oberösterreich interessant wären, für deren Erwerb es aber an Geld gebrach; ich kaufte sie dann, wenn sie in den Rahmen meiner Sammlung paßten. Mein Ziel war, einen möglichst vollständigen Überblick über die österreichische Malkunst des 19. Jahrhunderts zu bieten, so daß heute 153 österreichische Künstler mit Ölbildern, Aquarellen, Zeichnungen und auch Plastiken vertreten sind. Bei der Auswahl erlaubte ich mir aber, nach meinem Geschmack vorzugehen und z. B. süß-theatralische Bilder der Romantiker beiseitezulassen und von diesen schlichte Arbeiten vorzuziehen. Ich bemühte mich auch, oberösterreichische Motive zu sammeln, so etwa das nach

Dr. Bruno Grimschitz erste Waldmüller gelungene Landschaftsbild, das meinen Geburtsort Gmunden mit See und Gebirge zeigt. Wir haben auf dem Lande da und dort, auch in den euganäischen Hügeln, in Kapellen und an Häusern, gotische Bildwerke entdeckt; nie gelang es aber, eines zu erwerben. Eine weibliche Heilige, etwas nach 1400, war für mich von Freunden aus einer alten Kapelle, die an einer Wegböschung abzustürzen drohte, geborgen worden; der Pfarrer erfuhr davon und stellte die Plastik in der Sakristei auf. Ein anderes Mal wurde der Kauf einer Pieta verweigert, weil das Haus den göttlichen Schutz verlieren könnte; als sie später ein Händler erwarb, bestanden diese Bedenken nicht mehr.

Als ich in den Ruhestand getreten war, begann ich alles zu ordnen, begann meine Briefschaften durchzugehen und zu vernichten, soweit nicht ausgewählte Briefe mich und vielleicht meine Erben an unvergeßliche Menschen erinnern sollten. Ich wollte meinen Neffen und Nichten die Mühe, einen Nachlaß aufzulösen, tunlichst vereinfachen. So beschlossen meine Frau und ich schon bei Lebzeiten, die Schenkung an das Land Oberösterreich durchzuführen und die Schenkung der Fronius-Werke an die Albertina und das Belvedere vorzunehmen. Tatsächlich stellte sich heraus, daß die Übergabe einer größeren Sammlung – ich verstehe heute gar nicht mehr, wie all die Plastiken und Ölbilder in unserer Wohnung Platz gefunden hatten – eine zeitraubende, anstrengende Arbeit ist. 154 Ölbilder, 123 Aquarelle bzw. Graphiken und 46 Plastiken waren nach Linz zu überführen. Der damals zuständige Landesrat Dr. Josef Ratzenböck, heute Landeshauptmann von Oberösterreich, griff freudig zu, ebenso der Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums, Hofrat Dr. Wilhelm Freh, und der Leiter der Kunstabteilung, der angesehene Kunsthistoriker Dr. Benno Ulm, den die ganze Last der Übernahme und Aufstellung traf. Er hat mit größter Umsicht und kunstgeschichtlichem Sachverstand die Sammlung im Linzer Schloß, das nach schweren Kriegsschäden auf Veranlassung von Dr. Gleissner als Museum vorzüglich instandgesetzt worden war, eingerichtet und verstand es vorbildlich, den Charakter einer Privatsammlung zu wahren. Ich selbst habe darauf keinerlei Einfluß genommen. Die mittelalterlichen Werke sind in einem Seitengang zur Plastiksammlung des Museums vereinigt, die Ölbilder sind dau-

ernd in den letzten Sälen des östlichen Seitenflügels aufgestellt. Anlässlich der Eröffnung wurden im Vorraum auch die Aquarelle und graphischen Blätter gezeigt, die zu ihrem Schutz nur alle 15 Jahre der Öffentlichkeit zugänglich zu machen sind.

Man hat mich öfters gefragt, ob uns der Abschied von den Kunstwerken schmerzlich war. Die Verpackung der größeren Werke durch die Transportunternehmung berührte mich wenig, aber als ich Dr. Ulm die kleinen mittelalterlichen Stücke überreichte und sie zum letzten Mal in meiner Hand hielt, war ich doch fast den Tränen nahe; ich mußte mich mit einem Schluck Kognak stärken.

Man nimmt auch häufig an, daß wir die Sammlung in Linz oft besuchen; das stimmt nicht. Nur wenn wir neue Werke bringen, um noch vorhandene Lücken der Sammlung zu schließen, gehen wir einmal durch die Säle. Bisher haben wir die Sammlung seit ihrer Übersiedlung um 26 Werke vervollständigt, u. a. durch ein Herrenporträt von Richard Gerstl, zwei Ölbilder von Koloman Moser, einen heiligen Hieronymus aus dem Rueland Frühauf-Kreis und zu unserer großen Freude auch durch zwei kleinere Öl-Landschaften von Adalbert Stifter. Bei Eröffnung der Sammlung hatte ich gesagt, daß die Schenkung meinem Heimatlande Oberösterreich gilt, aber daß sie auch Ausdruck der Verehrung für den großen österreichischen Dichter Adalbert Stifter, dem Mitbegründer des Museums und dem ersten Landeskonservator Oberösterreichs sein soll.

Die feierliche Eröffnung der Sammlung fand am 14. März 1975 statt. Bundespräsident Dr. Rudolf Kirchschläger kam nach seiner Wahl zum ersten Mal in sein Heimatland und eröffnete die Aufstellung mit einer Ansprache, die mir größte Ehre erwies und uns sehr zu Herzen ging.

»Schwierig ist es für mich, nach dem, was hier von berufener Seite gesagt wurde und wie es gesagt wurde, noch Gültiges hinzuzufügen. So lassen Sie mich vorerst zwei Dinge vorausstellen: einen herzlichen Glückwunsch an Sie, sehr geehrter Herr Univ.-Prof. Dr. Kastner – und gerne möchte ich hinzufügen, verehrter Freund – für die Anerkennung, die Sie hier in der Hauptstadt Ihres – und auch meines – Heimatlandes gefunden haben; einen herzlichen Glückwunsch aber auch an das Land Oberösterreich und an das Linzer Schloßmuseum zu dieser großartigen Sammlung, die Herr Professor Kastner seinem

Heimatland und damit im besonderen Maße allen Oberösterreicherinnen und Oberösterreichern übergeben und zum Geschenk gemacht hat.

Die Kunstwerke der Sammlung »Univ.-Prof. Dr. Walther Kastner« reichen vom Mittelalter bis in unser Jahrhundert, sind so kostbar und so vielseitig, daß ein Versuch, sie zu beschreiben oder auch nur aufzuzählen, für jemand, dem nicht dieses tiefe und umfassende Wissen, Verständnis und Verstehen eigen ist, ungeziemend wäre. Diese Kunstwerke sollen schauend erlebt werden, denn nur so können sie auch jene inneren Tore im Menschen öffnen, die jedes einzelne Werk zu einem Anstoß von Gedanken und Ideen, aber auch zu einem Übermittler von Freude machen. Und das soll ja mit eines der großen Ziele künstlerischen Schaffens sein.

Der Entschluß, eine Kunstsammlung dieser Tiefe und dieser Größe und auch dieses sehr real in harter Währung ausdrückbaren Wertes zu Lebzeiten einer Institution zu schenken, ist selten, ja vielleicht einmalig. Und wie der Entschluß, so ist es auch die Persönlichkeit, die ihn gefaßt hat, Prof. Dr. Walther Kastner. Seine Lebensgeschichte liest sich so spannend, daß man glauben möchte, so Vielartiges kann ein einzelner Mensch doch eigentlich nicht tun. Aber Dr. Kastner konnte es. Der Bogen vom Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie zum Professor des Handels- und Wechselrechtes an der Wiener Universität ist ein so selten gespannter, daß ihm fast etwas Unwirkliches anzuhaften scheint. Aber Dr. Kastner ist und war nie fern der Realitäten, sondern ungemein stark mitten drin. So nebenbei: Er ist auch ein Beweis gegen die von jenen, die es nicht waren, manchmal verbreitete Meinung, daß ein Vorzugsschüler nur vorzüglich für die Schule, nicht aber für das Leben geeignet sei. Ob er einen Beruf aus Liebe oder einen Beruf aus äußerem Zwange wählte, Prof. Kastner hat überall Höchstleistungen erbracht. In der Sache selbst und immer auch im wissenschaftlichen Bereich, denn seiner Natur entspricht es, in die Tiefe zu gehen. Ich kenne Prof. Kastner seit den Verhandlungen über den österreichischen Staatsvertrag und über den Entwurf der Memoranden, die in diesem Zusammenhang mit den Vereinigten Staaten von Amerika, mit Großbritannien und Frankreich abgeschlossen wurden. Auch dort, wo er kraft Vollmacht und Auftrag bestimmte Interessen vertreten hatte, er

hatte immer auch die gesamtösterreichischen Anliegen im Blickfeld. Seine Fairneß ist bekannt, seine Detailkenntnis ebenso. Sehr bedeutende Gesetze der Republik Österreich, die auf das Wirtschaftsgeschehen einen entscheidenden Einfluß ausübten, tragen seine Handschrift, beispielsweise das Wertpapierbereinigungsgesetz ebenso wie das Auslandstitelbereinigungsgesetz. Mit 61 Jahren tat Prof. Kastner schließlich noch den Sprung in die Universitätslehrstätigkeit und brillierte sehr bald auch als Lehrer. Wer weiß, wie schwer es ist, diese Laufbahn zu einem so späten Zeitpunkt im Leben zu ergreifen, kann diese Leistung Dr. Walther Kastners erst so recht ermessen.

Jeder, der dieses Leben betrachtet, muß sich wohl fragen, wo die Kraft liegt, die zu solchem befähigt. Bei Dr. Kastner scheint mir, ist es die Einfachheit und Schlichtheit seines Wesens, die ihn von seiner Jugend an auf die großen Werte schauen ließ und es ihm ermöglichte, sein eigenes Tun trotz der starken Zeitverfangenheit unter einem weiteren Blickwinkel zu sehen. So wie er als junger Mensch auf Stifters Wegen wandelte, wandert er auch heute noch still, bescheiden und, wer ihn kennt, hat den Eindruck, auch glücklich, durch die Landschaft.

Möge Ihnen diese Art des Lebens und Erlebens, verehrter Herr Prof. Kastner, noch manches Jahrzehnt möglich sein, und möge die Ausstellung, die die Spannweite eines großen und bescheiden gebliebenen Geistes zeigt, sehr vielen Menschen Freude machen, sie zur Besinnung einladen und in den Händen des oberösterreichischen Landesmuseums wohl geborgen sein.

Mit diesen Wünschen eröffne ich die Professor-Walther-Kastner-Ausstellung.«

Der Wert der Sammlung wurde anlässlich der Schenkung auf über 20 Millionen Schilling geschätzt, nach heutigen Preisen wären wohl etwa 80 Millionen zu ihrer Anschaffung erforderlich. Die Öffentlichkeit nahm die Schenkung mit freundlichem Lobe auf. Das Finanzamt Linz sah sich allerdings veranlaßt, nachspüren zu lassen, ob Vermögenssteuer für die Sammlung ordnungsgemäß entrichtet wurde. Hätte nicht schon eine schriftliche Absprache mit dem Lande Oberösterreich bestanden, so daß bereits wirtschaftliches Eigentum des Landes Oberösterreich anzunehmen war, wäre ein Strafverfahren durchgeführt worden.

Als sich Hugo Graf Seilern, London, in Steuerfragen von mir

beraten ließ, wurde ich wieder einmal zur Bescheidenheit gemahnt, denn welche unvergleichlichen Werke, darunter auch solche der Brüder Limburg, hat dieser gelehrte Sammler in seinem Leben zu erwerben gewußt, die auch er der Öffentlichkeit zugewendet hat.

In diesen Tagen besuchten wir die Sommerfrische meiner Jugend, St. Oswald bei Freistadt in Oberösterreich, und ich schrieb in mein Tagebuch:

*»Der Jugend Spuren sind versickert.
Das Dorf, der Wald, die Wiesen sind zersiedelt
von einer fremden Welt.
Der Schmiedehammer pocht nicht mehr,
kein Mühlrad treibt der Bach,
im Sudhaus braut man nicht mehr Bier.
Wo einst der Rindermarkt gehalten,
steht heut das große Hallenbad.
Wo wir im hohen Tann aus Moos
die kleinen Häuschen bauten,
da wuchern Erlen nun.
Die ›Waldesruh‹, wo wir
im Einmaleins uns übten,
die finden wir nicht mehr,
jedoch den Fels, kaum manneshoch,
den ich als kleines Kind erstieg,
mit gelbem Sand zu füllen seine Ritzen,
gedrängt zu unbestimmtem Tun.
So bleibt die Jugend unvergänglich nur im Herzen,
weshalb man leichthin all das Sammelgut des langen Lebens
verschenken und vergeben kann,
weil unverlierbar nur, was in uns selber lebt.«*

Wenige Monate nach meiner Emeritierung schloß ich auch meine Anwaltskanzlei und hoffte nun, nach Jahrzehnten, wieder das Kunstgeschichtestudium aufnehmen zu können.

Zunächst gab es manches noch zu ordnen, und ich besuchte mit meiner Frau nur fallweise einzelne Vorlesungen, wie wir dies auch heute noch tun. Aber es stellte sich bald heraus, daß ich einen unrealisierbaren Traum geträumt hatte. Der Creditanstalt gegenüber hatte ich mich bereit erklärt, bei heiklen Rechtsfragen weiterhin zur Verfügung zu stehen. Als Direktor Dr. Mayer erkrankte, nahm man mich stärker als erwartet in Anspruch, wenngleich sein Stellvertreter und späterer Nachfolger, Dr. Johannes Eder, den ich von seinen ersten Kindheitstagen an kenne, sehr rasch die Lücke füllte. Als einige andere Unternehmungen, die früher mit mir in enger Verbindung gestanden waren, davon erfuhren, stellten sie die Frage, ob sie denn weniger Anspruch als die Creditanstalt darauf hätten, mit meinen Diensten zu rechnen. Solches Verlangen konnte ich schwer abwehren. Das Beratungsverhältnis zum Bundesministerium für Finanzen wurde zwar Ende 1973 formell beendet, aber immer wieder holte auch diese Zentralstelle von mir Wohlmeinungen ein. Auch das Justizministerium zog mich bei Bearbeitung gesellschaftsrechtlicher Gesetzentwürfe unverändert bei. Es war daher sehr zweckmäßig gewesen, daß ich sofort, als ich in den Ruhestand trat, den Grundriß des österreichischen Gesellschaftsrechts auszuarbeiten begann und im Oktober 1973 abgeschlossen hatte. Die wesentlich erweiterte 3. Auflage erschien 1979.

Meine Aufsichtsratsmandate wollte ich zwar nicht vorzeitig zurücklegen, aber auslaufen lassen. Auch dies ließ sich nicht bewerkstelligen; denn ich war Präsident der Österreichischen Investitionskredit Aktiengesellschaft auf Grund einer Syndikatsvereinbarung der Gesellschafter. Ein Ersatzmann für mich, der als unabhängiger Fachmann hätte anerkannt werden können, war kaum zu finden, weshalb man mich immer wieder drängte, diese Funktion beizubehalten, obwohl ich ihre Aufgabe mehrmals angeboten hatte. Solange aber dieses Organ über Kredite an Unternehmen zu beschließen hat, wollte ich meine sonstige Verbindung zur Wirtschaft nicht abbrechen, um den Überblick nicht zu verlieren. Ich merkte jetzt erst, wie viel Zeit die Aufsichtsrats Tätigkeit beansprucht, dessen ich früher gar nicht gewahr wurde. Meine Beratungen vollzogen sich nunmehr in Gutachten, die ich als emeritierter Professor erstattete. Vertretungen übernahm ich selbstverständlich nicht. Über Fachpro-

bleme zu schreiben und Vorträge zu halten, konnte ich auch weiterhin nicht lassen.

Gelang es mir auch, regelmäßig schon am Freitag Wien zu verlassen und ab dem Frühjahr bis in den späten Herbst hinein zum Wochenende nach Dürnstein zu fahren, so blieben doch die anderen Tage der Woche dicht mit Arbeit besetzt.

Im Hotel »Richard Löwenherz« wurden wir von der Familie Thiery bestens aufgenommen. Der kampflustige schwarze Riesenschnauzer Peter war Fremden unzugänglich. Er war schon über seine Jugendjahre hinaus, als er begann, sich uns auf Spaziergängen – zunächst wie ganz unabsichtlich – anzuschließen; er begleitete uns dann auf weiten Wanderungen. Tiere und kleine Kinder begreifen schnell, wo sie Freundschaft finden. Er kannte das Motorengeräusch unseres Wagens und empfing uns mit stürmischer Freude. Genau um 7 Uhr morgens wartete er vor der Tür unseres Zimmers und wich nicht mehr von uns. Als er an der Stadtmauer im ehemaligen Klostersgarten begraben worden war, fehlte er uns lange. Er hatte uns Liebe gezeigt, die keine Zweifel kennt.

Während meiner Hilfsarbeiterzeit beschäftigte ich mich wieder einmal sehr eingehend mit Stifter, u. a. verglich ich die ersten und letzten Fassungen seiner Werke. Mir wurde klar, wie es dieser große Meister der Sprache verstand, in den letzten Fassungen die seelischen Vorgänge einfach durch Naturschilderungen zu ersetzen, ohne dies als Vergleich darzustellen.

Wie so oft, machte ich auch darüber Notizen. Als ich emeritiert war, dachte ich daran, über diese Erkenntnisse einen Vortrag zu halten, aber da fiel mir noch rechtzeitig Seidlers Arbeit aus dem Jahre 1968 in die Hände, in der viele meiner Beobachtungen schon vorgelegt worden waren. Es ging mir wie mit meinen Studien über Stifters »Witiko«; Univ.-Prof. Dr. Theodor Pütz hatte sie zur selben Zeit mit gleichen Ergebnissen betrieben und veröffentlicht.

In letzter Zeit las ich alle Theaterstücke von Schnitzler, um einen Gesamtüberblick zu gewinnen. Dem weiten Land der Liebe gibt Schnitzler häufig ein psychohygienisches Element bei, das ohne Zynismus in aller Natürlichkeit einfließt. Er entwickelt die Tragödie in vielen seiner dramatischen Werke aus dem Gegensatz der vergnüglichen Liebelei, die jederzeit schmerzlos beendet werden kann, zur großen schicksalhaften

Liebe. Hier berührt er sich mit Stifter, der nur die ewige Liebe kennt, der seine Gestalten in der unberührten Natur isoliert, während Schnitzler seine Menschen in der Umwelt verstrickt läßt. Aber auch Schnitzler kennt wie Stifter den Nachsommer (»Familienstag«).

Ein Jahr lang bemühte ich mich, Goethes Liebschaften anhand seiner Tagebuchblätter und von Briefen – der an ihn gerichteten Briefe und der gesammelten Briefe über ihn – zu untersuchen. Leider konnte ich nicht die Literatur über Goethes Sexualleben in Wien erhalten. Mein bisheriges Bild Goethes wurde zwar abgerundet, aber nicht geändert. Dauernde Bindungen empfand Goethe als Beengung, seine Partnerinnen zeigen seine ungeheure menschliche Spannweite, Altersunterschiede hatten für ihn wenig Gewicht; er hielt gebotene Grenzen stets ein und versuchte nie, Hingabe zu erzwingen, sondern resignierte durch seine Flucht. Ich fühlte mich zu diesem Studium gedrängt, weil ich immer wieder bei Goethe Bestätigung fand, in seinen Schriften und in seinem Verhalten, so wie André Gide schreibt, daß er sich in Goethe unaufhörlich erkannte.

Wir haben wieder einmal alle Erzählungen Tschechows gelesen. Sie sind noch immer modern, sie haben keinen Schluß, sie enden im Ausweglosen. Diese menschliche Situation in Rußland zur Jahrhundertwende erklärt, warum nicht an eine mögliche Evolution geglaubt werden konnte, sondern das Heil in einer Revolution gesucht wurde. Heute zeigen die Dissidenten, daß sich wenig geändert hat, weshalb so streng mit ihnen verfahren wird.

Mein 75. Geburtstag wurde wieder von der Universität gefeiert, und der Verband österreichischer Banken und Bankiers ehrte mich in ganz besonderer Weise. Er stiftete einen »Walther-Kastner-Preis« für hervorragende wissenschaftliche Arbeiten, die das österreichische Bankwesen zu fördern geeignet sind, insbesondere auf dem Gebiet des Gesellschaftsrechtes, des Steuerrechtes und der Volkswirtschaftslehre. Der Preis wird alljährlich vergeben und jedesmal mit S 75.000,- dotiert. Die Bewerber müssen österreichische Staatsbürger sein und dürfen das vierzigste Lebensjahr nicht vollendet haben. Der Jahrespreis kann an mehrere Bewerber verteilt werden; bisher erhielten 18 junge Wissenschaftler diese Förderung, deren Auswahl den Kollegen Peter Doralt und Frotz gemeinsam mit mir obliegt.

Meine Unabhängigkeit als Berater trat immer stärker hervor, so daß mein Urteil in heiklen Angelegenheiten gesucht ist. Man weiß, daß ich niemandem zuliebe rede, sondern auch unangenehme Wahrheiten zu sagen mich verpflichtet fühle. Daher hat links und rechts zu mir Zutrauen, was sich dann in kritischen Augenblicken öfters besonders deutlich erwiesen hat. So konnte ich als Berater des Justizministers auf die Gestaltung der GesmbH-Novelle 1980 Einfluß nehmen und noch im Justizausschuß manche Verbesserung mit der Zustimmung der beiden großen Parteien rasch erreichen, die mir für diese anstrengende Tätigkeit öffentlichen Dank wußten.

Bei der Bestellung des Finanzministers und Vizekanzlers Dr. Hannes Androsch zum Generaldirektor der Creditanstalt wurden die vielfältigsten gesellschaftsrechtlichen Wege und Methoden, um das Ziel der Bestellung zu erreichen oder zu verhindern, erwogen, und schließlich hat mein Wort entschieden, welches Verhalten dem Rechte gemäß sei. Ich hatte nur ein Bestreben, rechtswidrige und daher rechtlich bekämpfbare Organbeschlüsse hintanzuhalten, die würdelos gewesen und durch lange Zeit für eine Großbank unerträgliche Schwebezustände ausgelöst hätten. Aus ähnlichen Erwägungen wurde ich 1981 beim Ausscheiden von vier Vorstandsmitgliedern der Österreichischen Länderbank beigezogen.

Diese Beurteilung meiner Person war – wie bei meinem Freund Präsident des Verwaltungsgerichtshofes a. D. Loebenstein – der Grund, daß wir von Bundeskanzler Kreisky in die Kommission zur Erstattung von Vorschlägen für den verstärkten Schutz vor Mißbräuchen bei der Vergabe und Durchführung öffentlicher Aufträge (Pallin-Kommission) berufen wurden, die meiner Überzeugung nach ohne Rücksicht auf die Parteeinstellung ihrer Mitglieder in kurzer Zeit Gutes geleistet hat.

Öfters mußte ich Vorwürfe hören, daß ich für jede Regierung arbeite. Sollen aber z. B. Gesetze – so frage ich mich – die keinesfalls verhindert werden können, nicht durch fachlichen Rat so weit als möglich verbessert werden? Ich habe in einem langen Leben mit wechselnden Staatsgewalten die Lehre gezogen, daß einmal in Kraft getretenen Gesetzen ein starkes Beharrungsvermögen innewohnt, und dies ist nicht zu tadeln. Tatsächlich habe ich in letzter Zeit zum Antikorruptionsgesetz, zum Gesetz über gemeinwirtschaftliche Aktiengesellschaften,

zur Novelle des Garantiesetzes 1980 und zum Beteiligungs-
fondsgesetz meinen Beitrag geleistet.

Mein ganzes Leben lang habe ich große Wanderungen und
Reisen unternommen. In Italien war ich erstmals im Jahre 1926
und kam damals bis zu den griechischen Tempeln in Paestum.
Seither war ich noch fünfzehnmal in Rom und glaube, mit der
Ewigen Stadt fast so vertraut geworden zu sein wie mit Wien.
In den Albanerbergen haben wir in der Weihnachtszeit oftmals
weite Wanderungen unternommen, auf antiken Straßen durch
die Kastanienwälder, römischen Wasserleitungen entlang,
durch die veilchenduftenden Hänge zum Nemisee hinunter.
Wenn es anging, haben wir erste Besuche, so in Sizilien, Apu-
lien, Burgund, Spanien, in der Provence und im Elsaß, nach
wenigen Jahren wiederholt, weil sich dann beim zweiten Besuch
ein tieferer Einblick eröffnet. Insbesondere kann Übersehenes
nachgetragen werden. Der Mietwagen war immer eine große
Erleichterung, um auch entlegene Schönheiten aufzusuchen.
Gründliche Vorbereitung ist Voraussetzung jedes Reiseerfol-
ges. Fremder Führung haben wir uns nur in fernen Ländern
anvertraut, so in Persien, Irak, Syrien, Jordanien, Israel, Liba-
non und Ägypten. Vieles haben wir knapp vor Kriegausbrü-
chen und noch vor der Überflutung durch den Tourismus gese-
hen. Delphi heute und vor einem Vierteljahrhundert sind nicht
mehr vergleichbar. Wir haben stets genaue Reisetagebücher
geführt, alle kunstgeschichtlichen Erkenntnisse und Betrachtun-
gen aufgezeichnet; das war oftmals nach einem langen, anstreng-
enden Reisetag beschwerlich, aber stets lohnend. Diese Auf-
zeichnungen, durch Notizen über Ausstellungen, Museumsbe-
suche, einzelne Theateraufführungen, Bücher und sonstige
Ereignisse, umfassen heute weit mehr als 3000 schreibmaschi-
nengeschriebene Seiten. Da und dort findet sich auch eine
höchst persönliche Aufzeichnung, ein Erinnerungsblatt, eine
Lebenserfahrung, ein Gedicht.

*Alter, Alter, laß das Reisen, bleib daheim;
denn des Nachts im fremden Zimmer
summt und brummt es aus den Ritzen,
aus den Fugen blinkt das Licht.
Und das Große wird gewertet, wird verglichen;
nur noch selten rührt das Unvergeßliche uns an.*

*Doch du bleibst nicht,
gehst auf Suche bis ans Ende,
wird die Mühe auch nicht kleiner,
nimmt der Lohn auch ständig ab.*

Mit großen Kunstwerken sollte man sich immer wieder aus-
einandersetzen, man sollte sie in jeder Altersstufe – um das
abgebrauchte, aber hier zulässige Wort zu verwenden – wieder
erleben. Die Karlsbader Elegie von Goethe kann – wie ich bei
mir festgestellt habe – ein junger Mensch nicht voll verstehen.
Der junge Mensch wird im Isenheimer Altar den grandiosen
Ausdruck menschlicher Tragödie bewundern, im Alter wird er
erkennen, daß Grünwald in diesem Meisterwerk die Überwin-
dung allen irdischen Schmerzes gemalt hat. Die heiligen Gestal-
ten, selbst Christus am Kreuze, treten als Erscheinungen vor
den gläubigen Betrachter. Nach Opfertod und Auferstehung
Christi in das überirdische Licht kehren wir zur Erde zurück,
wo Teufelsgestalten nur zu erschrecken vermögen und die Hei-
ligen in der Einsamkeit ruhige Gespräche führen. Immer wieder
kann man dieselben guten Gedichte lesen, dieselben guten
Musikstücke hören, dieselben guten Schauspiele sehen, ohne
Langeweile zu verspüren, die sonst jede Wiederholung so sehr
gefährlich macht; denn immer wird sich eine neue Schönheit
offenbaren.

Neuheit ist nur ein sehr bedingter Maßstab für den Rang des
einzelnen Kunstwerkes. Als ich vor 60 Jahren die ersten Werke
von Kandinsky sah – ein färbiges Blatt hängt noch heute über
meinem Bett –, sah ich in der abstrakten Kunst nur eine vor-
übergehend notwendige Vorstufe, um Freiheit für neue, gegen-
ständliche Kunst zu gewinnen. Man braucht nur ein Stück aus
dem Leichentuch Christi des Isenheimer Altares herauszufoto-
grafieren, um das begreiflich zu machen.

Das Kunstwerk lebt aus sich selbst. Eigene Werke werden für
den Künstler durch seine Erinnerung an den schöpferischen Akt
belebt; dies behindert das richtige Werturteil über eigene
Werke.

Als wir letzthin an einem grauen Februartag auf gefrorenem
Weg durch einen Eichenwald, erhellt durch Birkenstämme,
schritten, ging mir plötzlich durch den Kopf, was wir noch
gerne in unseren letzten Jahren wiedersehen möchten: den Gip-

fel des Monte Venere über Taormina, wo ein Fuchs abzog, als wir den Berg betraten, und wir dann beim Abstieg im ersten Gehöft Mandeln und Brot aßen und dazu Wein tranken, während Esel sich weithin mit ihrem harten Ruf begrüßten; im Prado Velasquez die Prinzessin malend und Tizians Orgelspieler, der sich Venus zuwendet – Fronius mag mir verzeihen, daß ich nicht an erster Stelle Goyas gedachte. Und unsere Gedanken wanderten nach Florenz zu Tizians ruhender Venus mit dem Blumensträußchen in der Hand, und sie richteten sich dann nach Norden, zu Jan van Eycks Madonnenbild mit Kanonikus Van der Paele, vor dem wir die Kunst dieses großen Lehrmeisters begriffen haben: in überirdischer Pracht erscheinen die Heiligen vor den betenden Menschen. Die Gedanken kehrten nach Süden zurück, nach Rom, zum Apsismosaik von Cosmas und Damian, in dem Christus auf rosaroten Wolken niedersteigt, und zu den archaischen Koren auf der Akropolis, vor allem, um die Kore von Phaidimos zu bewundern. Und da fiel mir ein, wie wir vor mehr als einem Jahrzehnt, gerade von den Koren kommend, bei strahlendem griechischen Licht auf der letzten Stufe des Parthenon im Schatten einer Säule saßen, den Blick auf das Erechtheion gerichtet und drei Menschen, im Gespräch vertieft, zu uns emporstiegen. Wir hörten, wie der ältere Mann, an der Spitze sich umwendend, zu seinen Begleitern sagte: »Wir san a klanes, aber a mieses Volk!« Als er aufblickte, wurde er unser gewahr und schwieg. Auch wir sagten kein Wort, um nicht zu verraten, daß wir ihn verstanden hatten, und suchten mit unseren Blicken das Meer in der Ferne.

Von Rembrandt »Der verlorene Sohn« in der Eremitage, und Aristoteles im Metropolitan Museum sind uns nun schon zu fernab. So muß vieles, dessen Wiedersehen uns glücklich machen würde, verschwiegen bleiben.

Eines Tages merkt man, daß man alt geworden ist; nicht am 60., 70. oder 80. Geburtstag, sondern an irgendeinem Tag, auf einem altgewohnten Weg, sagt man sich: »Ich bin alt geworden.« Erst später denkt man darüber nach, was es heißt, alt zu sein. Die Eltern sind verstorben, die Zahl der Jugendfreunde lichtet sich, die Wanderungen werden kürzer. Die Sonne des Lebens ist gesunken und beleuchtet keine Zukunft mehr. Es gibt keine Erwartungen mehr. Vielleicht hängt damit zusammen, daß im Alter immer Ungeduld quält. Man kann nichts in

Ruhe erwarten. Die Wichtigkeit der Dinge nimmt ab, man steht – wie man zu sagen pflegt – über den Dingen. Kämpfen kann man aber nur, wenn man sich mit dem Kampfziel identifiziert. Erfolge kommen zu spät, oder sie sind überflüssig, um zu den alten gehäuft zu werden; denn an Ehre fehlt es nicht.

Wenn man auf Reisen geht, denkt man an schönen Stellen: »Hierher werde ich nicht mehr meinen Fuß setzen.« An die Stelle des erregenden ersten Males ist das stille letzte Mal getreten. Man schreibt noch einen Aufsatz, man hält wieder einmal einen Vortrag. Man versteht so rasch wie früher, aber die Aufnahme verblaßt schneller als ein schlechtes Foto.

Ich war mein Leben lang freigiebig, auch als ich keinerlei Vermögen besaß. Ich vertraute vollends mir und meiner Zukunft. Ich trennte mich von meinen bedeutenden Kunstsammlungen, um mir zu beweisen, daß ich noch frei wie in der Jugend sei, neue Wege einzuschlagen. Verfügt man über genügend Mittel, um Gutes zu tun, zu helfen, so ist dies eine der wenigen gesicherten Freuden. Aber eine leise Melancholie klingt an; denn der Beschenkte weiß ja, das Geschenk bedeutet kein Opfer mehr, und er legt nicht die großen Opfer in die Waagschale, die es früher gekostet hat, um die Ersparnisse zu erringen. Das Alter weiß, man kann allem in kleinen Dingen helfen, in großen nur, wenn Geld Hilfe bieten kann. Die Einsamkeit des Menschen kann nie behoben werden.

Den jüngsten der geliebten Menschen ist man im Alter am meisten zugetan. Die Sorge um ihre Zukunft begleitet uns immer, auch wenn man schweigt. Wer als junger Mensch alte Vorgesetzte hat, kann sich glücklich preisen. Sie sind der Jugend zugänglicher, denn die Jugend verdrängt sie nicht. Ich habe immer wieder erfahren, daß den Jüngsten mehr Freiheit eingeräumt wird als dem Nachfolger.

Im Alter sollte man sich nicht nachlässig kleiden, stets rasiert sein, aber auch nicht zu streng die gute Äußere wahren, sonst könnte sich würdige Steifheit einschleichen. Der Glanz der Jugend ist durch nichts zu ersetzen.

Das Alter verdient auch Lob, wenn das Leben nicht sinnlos verhrauscht ist. Die Erlebnisse bleiben lebendig; man wird nicht müde, sie zu erzählen, sollte sich aber bemühen, damit nicht allzusehr die Zuhörer zu langweilen. Vergangenes kann für die Jugend nicht wirklich lebendig gemacht werden, Erfahrungen

können nicht übertragen werden, alles muß selbst erlebt werden, immer wieder von neuem.

Mein 80. Geburtstag steht vor der Tür; es wird wieder ehrende Feiern geben, mit denen man dem Alter gegenüber nicht sparsam ist.

Sie wissen nun, ich habe nach der Mittelschule Kunstgeschichte, Germanistik und Psychologie zu studieren begonnen, habe das Studium abgebrochen und bin Bankbeamter geworden, habe nach meinem Abbau Jus studiert, habe eine mehrjährige Gerichtspraxis zurückgelegt, bin Prokuraturskommissär geworden, dann Beamter im Bundesministerium für Finanzen, Börsekommissär, Staatskommissär der Casino AG, Abteilungsleiter in der Reichsstatthalterei, Beauftragter des Reichswirtschaftsministeriums, Vorstandsmitglied der Kontrollbank und deren Liquidator, Vorstandsmitglied und später Generaldirektor der Semperit, Hilfsarbeiter, Ministerialkonsulent, Rechtsanwalt, Prüfungskommissär für Jusstudenten, Rechtsanwälte und Richter, Berater von Ministern, Ordinarius an der Universität Wien und Senator, hätte Minister, Dekan und Rektor der Universität Wien werden sollen und bin heute emeritierter Universitätsprofessor. Ich bin dies alles gewesen und bin es als ständiger Außenseiter doch nicht gewesen.

Ich kehre nun zum Eingang zurück. Stets fühlte ich mich in freundlicher Weise behütet. Beim Rückblick ordnen sich Freude und Leid, Erfolg und Mißerfolg zu einer planvollen Einheit, sie waren unentbehrliche Elemente der Läuterung. Die herbe Welt ist doch gut, wir sind in ihr nicht verloren. Ich bin ein Mensch, der von der Mühe lebt, so haderte ich auch nie mit meinem Geschick. Ich habe, wie Goethe es nennt, nur »angeborene Verdienste«.

PERSONENREGISTER

- Abel, Othenio 52
Abs, Hermann Josef 119
Amanshauser 14
Androsch, Hannes 207
Ausch, Karl 56
Avancini, Peter 194

Bahr, Hermann 17
Barnabo 160
Bauer, Wilhelm 138, 141
Bayer, Josef 52
Beckmann, Max 79
Benda, Gustav 52
Berliner 56
Bernardis, Robert 125
Billinger, Richard 33
Bock, Fritz 160
Bodenstein, Gustav 124
Borak, Alfred 50
Bosel, Siegmund 15, 49
Brausewetter-Rheinberger,
Gertraud 18
Brehm, Bruno 89, 90, 91, 92,
102, 126
Brehm, Grete 92
Bretschneider, Hermann 61, 62
Broda, Christian 168
Buchinger, Rudolf 75
Bunzl, Hugo 115
Buresch, Karl 49

Chmel, Lucca 142
Corneth 169
Corinth, Lovis 79
Csokor, Franz Theodor 91

Daleff, Landa 135
Delug, Alois 43
Demelius, Heinrich 187

Dick, Roswitha 194
Diller, Richard 11
Dinghofer 28
Dittrich, Robert 194
Dohle, Hans 27
Donin, Richard Kurt 29
Doralt, Peter 188, 194, 195,
206
Draxler, Ludwig 66, 67, 70,
71, 72
Drimmel, Heinrich 178
Dwinger, Edwin Erwin 91

Eder, Gerhard 109, 117
Eder, Johannes 204
Egger, Adalbert 49
Egger, Gerhard 49
Ehrenfest, Fritz 57
Eigruber, August 111
Erhart, Gregor 198
Este, Ferdinand 71
Exner 52

Fahrner, Rudolf 25, 26, 27, 28,
125
Faistauer, Anton 17
Farkas, Karl 99
Fasching, Walter 196
Ferstl, Heinrich 176
Figl, Leopold 147, 148, 155,
174
Fink 98, 99
Firnberg, Hertha 195
Fischböck, Hans 107
Forst, Willi 154
Freh, Wilhelm 199
Frick, Wilhelm 97
Fronius, Hans 41, 42, 61, 79,
104, 186, 210

- Frotz, Gerhard 194, 195, 196, 206
 Fuchsig, Andrea 126
 Fuchsig, Paul 125, 126, 129

 Gärtner, Wilhelm 11, 26, 37
 Gerstl, Richard 200
 Gessler, Ernst 96, 98
 Gide, André 206
 Glaise-Horstenau, Edmund 112
 Gleispach, Wenzeslaus 20
 Gleißner, Heinrich 151, 198, 199
 Goethe, Johann Wolfgang 5, 21, 43, 103, 180, 206, 209
 Göring, Hermann 97, 98
 Grimm, Kurt 177
 Grimschitz, Bruno 199
 Gruber, Karl 148
 Grünbaum, Fritz 99
 Gschnitzer, Franz 19, 150
 Gundolf, Ernst 27
 Gürtler, Hans 45, 46
 Gütersloh, Albert Paris 141
 Güttl, Walter 72

 Hamsun, Knut 28
 Harrer, Kurt 59
 Hartig, Edmund 150
 Haschek, Helmuth 193
 Haschek, Horst 195
 Haybach, Rudolf 141
 Haydn, Joseph 53
 Hecht, Hans 173
 Hefermehl, Wolfgang 96
 Heilingsetzer, Eduard 153
 Heisenberg, Werner 107
 Heiterer-Schaller, Paul 152
 Hengel, Adrianus van 57
 Herbig, Gustav 96
 Heydrich, Reinhard 102
 Himmeler, Heinrich 27, 102
 Hitler, Adolf 98, 102, 103, 104, 106, 110, 111, 125
 Hoffmann, Josef 38, 141

 Höfelmayr 45
 Hofmannsthal, Hugo von 17
 Hofrichter 24, 25
 Holter, Heinz 61
 Hönig, Rudolf 153
 Hönigschmied, Albrecht 51
 Hubinger, Walter 97
 Hunna, Emmerich 154, 170, 171

 Iglar, Hans 175

 Jakoncig, Guido 113
 Joham, Josef 57, 58, 137, 153
 Juch, Hermann 66
 Juch, Otto 65, 66, 123, 157

 Kafka, Franz 41
 Kahane, Emil 110
 Kahane, Karl 110
 Kaltenbrunner, Ernst 27
 Kamitz, Reinhard 153, 154, 157, 160, 161, 163, 165, 166, 167, 171, 177
 Kapfer, Hans 170
 Karlik, Eduard 158
 Kastner, Anton 9
 Kastner, Carola 10
 Kastner, Hans 9
 Kienböck, Viktor 68, 107, 137, 146
 Kirchschräger, Rudolf 159, 200
 Kitzmüller, Michael 31
 Klang, Heinrich 54, 64, 150
 Klaus, Josef 170, 195
 Klima, Rudolf 186
 Klucki, Ludwig 75, 76, 77, 94, 95, 96, 98, 107, 141
 Knudsen, Finn 32
 Kölliker, Karl 156
 König, Franz 178
 Koref, Ernst 27, 161
 Koren, Stephan 105, 177
 Korinek, Franz 153
 Kralik, Winfried 189

 Krauland, Peter 50, 72, 98, 105, 146, 147, 148, 150, 152, 154, 155
 Kreisky, Bruno 159, 160, 175, 176, 207
 Kubin, Alfred 17, 41, 78, 79
 Kuhn, Bela 45

 Lantschner 35
 Lauda, Hans 172, 173
 Lechner, Adolf 58, 59
 Leitich, Ann Tizia 108
 Leitich, Hermann 108, 116
 Leitl, Karl 165
 Lenhoff, Arthur 40
 Liebermann 79
 Liewehr, Fred 53
 Limburg 203
 Lindström-Lang, Kaj 27, 61
 Lißbauer, Karl 75
 Loebenstein, Edwin 97, 159, 176, 195, 207
 Lorenz, Konrad 63
 Lorenz-Liburnau, Johann 194
 Losert, Leo 27
 Löw, Rudolf 47, 48, 51, 61, 63, 64

 Mach, Julius 138
 Malzacher, Hans 97, 98
 Margaretha, Eugen 152, 153, 169
 Matejka, Viktor 142
 Mattauch, Josef 63
 Matula, Wolfram Viktor 14
 Maurer, Andreas 175
 Mayer, Johann 161, 172, 195, 204
 Mayer-Mallenau, Felix 55
 May, Karl 126
 Mecom, John W. 158, 159, 160
 Messner, Franz 104, 105, 119, 120, 121, 122
 Meznik, Adalbert 49, 51, 64
 Meznik, Fritz 50

 Mifka, Hugo 39, 40
 Migsch, Alfred 150
 Miksch, Erich 163, 176, 177
 Mildenburg, Anna 17
 Moessmer, Hans 116, 117
 Molden, Ernst 172
 Molden, Fritz 172
 Molotow, Wjatscheslaw 129
 Montenuovo, Fürst 12
 Moser, Ernst 16
 Moser, Hans 17, 124
 Moser, Koloman 200
 Müllner, Viktor 174, 175

 Neubacher, Hermann 55
 Neubauer, Josef 176, 177
 Neudörfer, Walter 60
 Neumayer, Rudolf 69, 70, 94
 Nicolet, Otto 41, 42
 Novak, Franz 187

 Ochsner, Heinrich 56
 Ockermüller, Franz 177, 196

 Pacher, Michael 13
 Paic, Josef 108
 Papen, Franz 111
 Parisch, Josef 108, 109, 138, 141
 Plöchl, Gerhard 12, 194
 Plöchl, Leo 12
 Plöchl, Willibald 12
 Pöchmüller, E. 111, 112
 Polcar, Fritz 173, 175
 Pollak, Jan 53
 Porsche, Ferdinand 97, 98
 Pütz, Theodor 205

 Quassowski, Leo 96
 Quaternik 112

 Raab, Julius 160, 166, 172, 173, 174
 Raffelsberger, Walter 97, 109
 Rahl, Karl 198

Ratzenböck, Josef 199
 Reinhardt, Max 17
 Reissenberger, Karl 66, 67, 72
 Reithoffer, Hans 104, 120, 121
 Richter, Franz 62
 Riehle 94
 Rittler, Theodor 20
 Rizzi, Hans 76, 146
 Rosenmayr, Leopold 193
 Roth, Eugen 91
 Rothschild, Alphons 58
 Rothschild, Clarisse 58
 Rutha, Heinz 32, 33

 Segna, Johann 10
 Seidl-Hohenveldern, Ignaz 151
 Seilern, Hugo 202
 Seyß-Inquart, Arthur 52, 96,
 101, 102, 104
 Siegel, Wilhelm 59
 Sittner, Hans 27
 Slamezka, Alfred 54
 Slavik, Felix 162
 Sokrates 45
 Srbik, Hans-Heinrich 158
 Swoboda, Hermann 38
 Szombathy, J. 52
 Schenk von Stauffenberg, Claus
 125
 Schima, Hans 66, 67, 190
 Schirach, Baldur 114
 Schlegelberger 106
 Schleinzer, Karl 176
 Schneider, Emil 18
 Schnitzler, Arthur 205, 206
 Schoeller, Philipp, Sen. 95, 96
 Schoenberg, Hans 113
 Schönherr, Fritz 194
 Schrödinger, Erwin 92
 Schuschnigg, Kurt 93
 Schuster 149
 Schwaighofer, Josef 44
 Schwarzkopf, Paul 168, 169
 Schwarzkopf, Walter 169
 Schwind, Moritz 30

 Stahl, Rudolf 156, 171
 Steinhäusser 177
 Stern, Georg 55, 56
 Stifter, Adalbert 33, 200, 205,
 206
 Stolba 135
 Straube, Manfred 194
 Straubinger, Karl 105, 148, 169
 Strobele, Guido 68, 150, 154
 Strzygowski, Josef 89

 Taus, Josef 176
 Thiery 205
 Thirring, Hans 43, 44, 47, 48,
 92, 157
 Thirring, Harald 44, 47
 Thirring, Walter 43
 Treichl, Heinrich 176
 Turetzky, Karl 59

 Uhde 103
 Ulm, Benno 199, 200
 Ulplah 68

 Verdroß-Droßberg, Alfred 117

 Wagner-Jauregg, Julius 36, 37
 Waldbrunner, Karl 150, 155,
 167
 Waldmüller, Ferdinand Georg
 30
 Wallisch, Koloman 45
 Weinheber, Josef 90, 91
 Weininger, Otto 38
 Wessely-Karnegg, Fritz 61, 62,
 63
 Wimmer, Friedrich 101, 102
 Wirlandner, Stefan 166
 Wolff, Karl 20, 39

 Zimmerl, Leopold 20
 Zimmermann, Georg 68, 153
 Zülow, Franz 141